Geschichten aus den Alpen.

II.

Geschichten aus den Alpen.

Von

P. K. Rosegger.

Zweiter Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1873.

Buchdruckerei des Franklin-Verein.

Inhalt.

II. Band.

Der Adel im Dorfe.

„Und macht auch ein wenig Waldrauch in den Zimmern!“ rief der Schmiedwirth noch die Treppe hinauf. Dann langte er eine Haue von der Holzwand und begab sich damit vor das Haus, um das Wasser über die Straße in den Graben zu leiten.

Es war ein reiner, heiterer Junimorgen, aber in der Nacht hatte es sehr geregnet und das Wasser stand noch in großen Lachen auf dem Wege. Es ist keine beschotterte Straße, die hier vorüberführt, es ist nur ein schmaler Fahrweg, der von der entfernteren Poststraße in das entlegene Thal zieht. Das Dorf liegt sehr abgeschieden da; das Thal ist wohl grün, aber es wächst in demselben nichts, als fettes Gras und magere Erdäpfel; wer noch ein wenig Hafer, Salat und Kohl bauen will, der muß auf dem Boden Scheiter und Gesträuche verbrennen, um die hartnäckigen Graswurzeln zu vertilgen, und er muß sehr viel düngen.

Ein ganz kleines Bächlein fließt durch das Thal, in dessen Hintergrunde das kahle Felsengebirge niederstarrt. Mitten im Dorfe steht ein einziger größerer Bau von Stein mit einem Holzthürmchen; das ist die Kirche, der Pfarrhof und das Schulhaus zusammen. Am Wege steht das hölzerne, stockhohe Wirthshaus mit den großen, weißgetäfelten Fenstern.

Und im Wirthshause ging's heute um, wie in einem Bienenschwarm. Die Schmiedwirthin hatte heute nicht ihr braunes Kopftuch über, sondern sie hatte ihre schwarzseidene Haube auf, und das bedeutet immer was. — Sie eilt treppauf, treppab und durch alle Stuben und Kammern, sie schafft mit den fegenden, ordnenden Mägden und ruft sich alle fünf Minuten selbst zu: „Ei ja richtig, deswegen muß ich mir auch einen Knopf in der Nase machen, deswegen auch!"

Jetzt, da sie den Befehl ihres Mannes hört, sagt sie: „Ja, bin ja auch nicht erst heut' vom Himmel gefallen; das weiß man so, daß Waldrauch in die Zimmer kommen muß!"

Der Wirth leitet behend das Wasser in den Graben und dann blickt er erwartend den Weg entlang und murmelt:

„Jetzt dürften sie schon da sein!"

Der Schmiedwirth erwartet noble Gäste aus der Residenz. Der Graf Funkelblut hat bei ihm für mehrere Wochen eine Wohnung bestellen lassen und heute soll er mit seiner Frau und mit seiner Tochter kommen. — Einen Bedienten werden sie wohl auch bei sich haben, denkt sich der Mann so im Arbeiten, und das wochenlange Imwirthshauswohnen wird dem Herrn wohl auch ein wenig theuer kommen; nun, die Leute haben ja wohl 's Geld.

Der Wagnerfaltl, ein buckliger Mann mit langen röthlichen Haaren, einem kurzen struppigen Bart und einem sehr dicken braunen Hals, hinkte heran Er kam eben aus der Kirche, in welcher die Messe zu Ende war und sagte nun zum Schmiedwirth:

„'s wär' nicht uneben, wenn du eine weißrothe

Fahne auf dein Hausdach stecken thätest; das haben solche Leut' gern."

„Du Dalkert, wo nähm' ich denn jetzt eine Fahne?" entgegnete der Wirth und spuckte sich in die Hände, daß er den Haustiel besser fassen konnte.

„Das ist 's Wenigst', so einen bunten Fetzen hab' ich gleich beisammen."

Mit diesen Worten eilte der Bucklige davon und nach einer halben Stunde kam er wirklich mit einem schmucken Fähnlein. Ein Knecht mußte ihm die Leiter an das Dach lehnen, und bald war der Wagnerfaltl auf dem Giebel des Schindeldaches und befestigte die Fahne.

„Sie kommen! Macht's Thor auf, sie kommen!" rief ein Junge am unteren Ende des Dorfes, und die Wirthin im Hause schrie: „Schau, wenn man den Wolf nennt, so kommt er g'rennt!"

Zum Glücke war im „oberen Stocke" Alles fertig und die Mägde stürzten zu den Fenstern.

Zwei schwarze glänzende Equipagen mit braunen Hengsten kamen herangeflogen und auf dem Bocke saßen Herren in schwarzer Kleidung mit hellglänzenden Knöpfen und geschmückten Zilindern.

Der Wirth stellte sich mit seiner Haue an den Rand des Weges und als die Pferde still standen und die Herren vom Bocke sprangen, zog er ehrerbietig sein grünes Käppchen ab und wollte den Ankommenden seine Hand zum Gruße reichen. Allein diese sahen sich nicht nach ihm um, sie öffneten den Wagenschlag, verbeugten sich, grüßten fein mit den Hüten und waren den Aussteigenden behilflich.

Aus dem ersten Wagen stiegen zwei dichtverschleierte Frauen in rauschenden Seidenkleidern und ein Herr in priesterlichem Anzuge, welcher einer der Frauen beim Aussteigen die Hand küßte. Aus dem zweiten Wagen stieg ein junger Mann in Grau gekleidet, ein älterer Mann in Frack und Zilinder und zwei unverschleierte Damen, wovon die eine ein weißes Windspiel auf den Armen trug. Alle hatten dunkelbraune oder lichtgraue Handschuhe an und Alle thaten sich nun zusammen, begrüßten sich und halfen sich in dem Kleinsten.

Der Schmiedwirth war ganz verwirrt, er hatte gemeint, es käme nur der Graf und seine Frau und seine Tochter und etwa noch ein Diener, und jetzt waren zehn bis zwölf Menschen da und er wußte gar nicht, welches der Graf und welches die Gräfin sein mochte. Auf gut Glück trat er zur Frau, welcher der Geistliche die Hand geküßt hatte und mit einem leisen: „Grüß' Gott!" wollte er ihr die seine, etwas rauhe und staubige reichen, doch blitzschnell zog die Frau ihren Arm zurück und hauchte ihrer Gefährtin zu:

„Mon Dieu, was ist doch das für eine Figur!" Darauf seufzte sie und die zwei Herren, die auf dem Bocke gesessen waren, hielten sie, weil es war, als wollte sie umfallen.

„Ja, wo ist denn nachher die Gräfin?" frug der Wirth kleinlaut den Mann im grauen Anzuge. Aber schon fiel der Herr in dem Frack dazwischen und lispelte:

„Excellenz! Ihre Excellenz! Da, da! — aber stell' Er sich rückwärts!"

„Sie ist krank und ihr werdet am Besten thun, vor-

läufig gar nicht mit ihr zu verkehren," sagte der Mann im grauen Anzuge leise zum Wirth.

„Ist Er der Herr Graf?" frug dieser.

„Wohl nicht," entgegnete der Andere lächelnd, „der Herr Graf kommt erst in einigen Tagen nach. Vielleicht werden euch, da ihr wohl der Wirth seid, Alle vorgestellt, wenn nicht, so merkt euch: die Frau dort, die sich an die Diener stützt, ist die Frau Gräfin Funkelblut; die, welche ihr jetzt ein Fläschchen hinhält, ist ihre Tochter, die Comtesse Gabriele. Die zwei Damen, wovon die eine den kleinen Hund auf den Armen trägt, sind Gesellschafterinnen, und heißt die mit dem Hund Klotilde, die andere Klementine. Der Herr mit dem Frack, der jetzt mit den Kutschern spricht, ist der Hofmeister und Secretär der Herrschaft; der Geistliche ist Pater Severin, der Beichtvater der Damen, und ich bin der Lehrer der Comtesse."

„Ei wie? Läßt man uns dastehen in alle Ewigkeit?" rief der Hofmeister in das Haus. Da eilte der Schmiedwirth nochmals herbei und sagte, er sei der Hausherr und man möge nur hineingehen, es sei schon Alles fertig.

„Ja, wenn kein Wann wär', so könnt' man den Teufel zu einem Zugochsen brauchen!" hörte man die Wirthin von innen heraus und endlich kam sie an die Thür, machte Knixe und sagte:

„Ach Gott und neun Heiligen, die Frau Mutter ist gar krank!"

Es brauchte viel, bis die Herrschaften in's Haus kamen; die Damen gingen auf dem rauhen Boden wie auf Eis, und als sie die Holztreppe hinaufstiegen, sagte die Gräfin:

„Glaubt man denn, wir sind Holzhauer, daß man uns nicht einmal einen Teppich legt?“

Nun wurde eine große Anzahl Kisten und Koffer in's Haus geschafft und die Wirthin staunte über die Menge nach ihrer Ansicht unnöthiger Dinge, die man aus der Stadt für die paar Wochen Aufenthalt mitgebracht hatte.

„Als ob wir nichts hätten,“ meinte sie, „aber halt ja, wer lang hat, läßt lang hängen!“

Der Wagnerfaltl war während all' dem auf dem Dach bei seiner Fahne gesessen und hatte dem Treiben zugesehen; jetzt erst stieg er langsam herab und ging kopfschüttelnd seinen Geschäften nach. Auf dem Firste wehte in sanften Schwingungen das Fähnlein.

Da der Schmiedwirth keine Wagenhütte hatte, so wurden die beiden Wägen vorläufig in die Tenne geschoben, für die vier Pferde mußte eilends der Kuhstall hergerichtet werden.

„Jetzt, wenn die Alle dableiben,“ sagte der Wirth, „was thäten wir denn, hätten ja keinen Platz!“

„Ja, das ist der Herr Teufel,“ antwortete sein Weib, „aber man muß es halt ausmitteln; drei Betten hab' ich in der Gräfin ihr Zimmer stellen lassen und im Grafen seinem Zimmer stehen auch zwei; die Frauen müssen halt zu Zweien zusammenschlafen, 's geht nicht anders, man kann nicht gleich Alles vom Finger herauszutzeln! Schau' nur, Philipp, daß die Roff' einen Platz haben; die Küh' kann man nicht auf der Weid' lassen, oder meinst, ich werd' der dummen Rösser wegen meine Küh' beim Schweif aufhängen?“

In diesem Augenblick wurde die Wirthin zu den Herr-

schaften gerufen und als sie vor der Gräfin stand, die jetzt entschleiert und sehr roth war, sagte sie:

„Was schaffen's? — Schaffen's was?"

„Man treibt schöne Sachen mit uns," versetzte die Gräfin. „Soll das unser Appartement sein? Und dieser ekelhafte Odeur!"

„Ja, die guten Gedanken und die blinden Ross' hinken halt alleweil hinten drein; hätt' mir's wohl denken können. Aber wenn die Frau Gräfin was braucht, so thu' Sie 's nur sagen; thu' Sie ganz, wie wenn Sie bei uns daheim wär'. Eine Fleischbrüh' hätt' ich; eine warme Suppe ist gut für einen Reisenden!"

Später, als die Wirthin allein war, sagte sie zu sich:

„Schicken muß man sich können zu den Leuten, dann geht's schon!"

Aber gleich darauf bedeutete ihr der Hofmeister, daß sie das Zimmer Ihrer Excellenz nicht mehr betreten möge; Ihre Excellenz wären sehr häufig unwohl.

„So, Philipp," sagte sie dann zu ihrem Manne, „zuletzt müssen wir aus unserem eigenen Haus, und sie werfen uns noch gar den Strohsack vor die Thür!"

Comtesse Gabriele saß neben ihrer Mutter auf einem Stuhl. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, um ihre seltsame Umgebung besser betrachten zu können. Das Mädchen war halb erwachsen, war etwas bleich und zart und hatte große dunkle Augen. Auf den modern frisirten, fast glänzend-schwarzen Haaren lag ein reicher Schmuck, ihr faltiges Kleid war aus schwerem Stoffe, aber es ließ die halbe Brust

und die Arme bloß, was zur großen Jugend des Fräuleins nicht besonders gut stehen wollte.

Der Priester sah durch das vergitterte Fenster hinaus in das Gebirge, die Diener waren mit Auspacken beschäftigt. Plötzlich jedoch befahl die Gräfin mit heiserer Stimme, daß man mit dem Auspacken einhalte, da noch heute abgereist werde. Darauf ließ sie den Hofmeister rufen. Dieser küßte ihr die Hand und sagte:

„Excellenz haben befohlen wieder abzureisen — aber — pardonniren — es geht nicht. Bedenken Excellenz Dero Zustand, dieser verlangt unerbittlich die Ausführung dessen, was wir vorhaben. Daß wir den Aufenthalt hier möglichst kurz zu machen suchen, das versteht sich; ich werde noch heute Anstalten treffen, daß wir den Mann auffinden."

„Ach, ich beschwöre Sie, lieber Herr von Fraisbein, thun Sie Ihr Möglichstes. Bringen Sie den Mann hierher, aber ohne Aufsehen: die Leute dürfen nicht ahnen, um was es sich handelt; und dem Mann sagen Sie, daß es in drei Tagen gut sein muß und daß er in diesem Falle sein Glück macht. Aber sagen Sie ihm das. Nur kein Zögern, hier ist es unausstehlich!

Der Hofmeister war mit einer sehr komplizirten Verbeugung davongeeilt. Das Auspacken wurde fortgesetzt. Die Glas- und Papierbilder, die an den weißgescheuerten Wänden hingen, die Stühle und die Bettüberzüge wurden hinausgeschafft und diese Dinge durch mitgebrachte ersetzt. Gabriele klagte über den starken Geruch und wollte, daß alle Fenster angelweit offen seien; die Gräfin fröstelte und befahl, daß man die Fenster schließe.

Der Pfarrer und der Schulmeister, welche von dem Bedrängnisse des Schmiedwirthes hörten, erboten sich, zwei Herren in die Wohnung zu nehmen; sofort zog Pater Severin zum Pfarrer und der Lehrer der Comtesse quartierte sich beim Schulmeister ein. Für die Kutscher und Pferde wurde beschlossen, sie auf einige Tage in den Marktflecken Reichau zurückzuschicken.

Der junge Mann, der sich dem Wirth als Lehrer bezeichnet hatte, war in seiner neuen Wohnung eben beschäftigt, seine mitgebrachten Bücher auf dem Tisch zu ordnen, als ihn der Hofmeister rufen ließ.

„Lieber Johannes, ich lade Sie auf einen kleinen Spaziergang ein," sagte dieser, „ich habe Ihnen im Namen Ihrer Excellenz Mittheilungen zu machen."

Und als die zwei Männer hinter dem Dorfe über eine Wiese gingen, frug der Hofmeister den Johannes:

„Wissen Sie wohl, warum unsere Herrschaft für diesen Sommer gerade diesen Gebirgswinkel zum Aufenthalte gewählt hat?"

„Da ich erst seit Kurzem im Hause des Grafen bin, und da ich mich nicht näher um die Familienangelegenheiten bekümmere, als es mein Beruf verlangt, so kann ich das nicht wissen."

„Diesmal aber dürften Sie doch ersucht werden, lieber Johannes, etwas über Ihren eigentlichen Beruf hinaus zu thun. Vor Allem hören Sie. Unsere gnädige Herrschaft hat bisher ihre Sommerfrische immer in einer Villa, in der Nähe der Residenz, genossen. Der Aufenthalt hier im Gebirge hat nicht blos

den Zweck einer Sommerfrische, sondern auch einen andern. Sie wissen, daß Ihre Excellenz mit einem räthselhaften Uebel behaftet ist, welches bisher allen medizinischen Hilfsquellen Hohn gesprochen hat. Die Frau Gräfin leidet schon seit Jahren an einer unbegreiflichen Schwäche und Abspannung, welche sie zu allen Arbeiten und Genüssen unfähig macht. Die berühmtesten Aerzte haben unsere Gnädige schon behandelt; die verschiedensten Heilanstalten mit allen möglichen Bädern sind schon versucht worden — vergebens, das Uebel wird immer intensiver. Die Frau Gräfin lebt im Wahne, ihr Blut sei vergiftet; ihr Zustand ist also um so bedauerlicher. Da wollte es vor wenigen Wochen der Zufall, daß die Gnädige von einem Wunderdoktor hörte, welcher in einem Gebirgswinkel des Oberlandes leben sollte, und der noch Jeden geheilt, welcher sich mit festem Vertrauen an ihn gewendet; besonders in Reinigung und Auffrischung des bösen Geblütes sei er unfehlbar. Nachdem sich die Frau Gräfin die Gegend und den Wohnort dieses Mannes näher beschreiben ließ und nachdem sie ihrem Leibdoktor, der ihr schon sehr lästig geworden, Urlaub gab, traf sie Anstalten, den Wunderdoktor aufzusuchen. Da sie diesen Mann des Aufsehens halber nicht in die Stadt bringen lassen wollte und da sie gehört hatte, daß mit der Heilung auch ein Landaufenthalt in der Nähe des Wunderdoktors verbunden sein müsse, so beschloß die Herrschaft, die diesjährige Sommerfrische in dem betreffenden Gebirgsthale zu nehmen, und während derselben mit dem Wunderdoktor zu verkehren. Wir sind nun in diesem Thale. Daß die hiesige, ohnehin vorurtheilsvolle und gleich Alles übel deutende Bevölkerung weder den Zustand der Gräfin, noch

die Ursache ihres Aufenthaltes hier ahnen darf, versteht sich von selbst. Nun aber handelt es sich, den betreffenden Wundermann, der in dieser Gegend herum leben muß, vollends aufzufinden. Sie, lieber Johannes, sind aus dem Volke und verstehen mit demselben besser zu verkehren, als wir de la haute volée. In der Ueberzeugung, daß Sie unserer Herrschaft ergeben sind, würden wir Ihnen nun die Aufgabe zutheilen, den Wunderdoktor aufzusuchen, was Ihnen hoffentlich bald gelingen wird. Lassen Sie es aber nur bei dem Aufsuchen bewenden, und geben Sie mir dann Bericht; alles Uebrige ist meine Sache."

Johannes versprach, sogleich an seine Aufgabe zu gehen.

Als er hierauf von einer anderen Seite als der Hofmeister in das Dorf zurückkehrte, begegnete ihm der bucklige Mann, der auf dem Dache des Wirthshauses die Fahne befestigt hatte. Mit diesem ließ sich der junge Mann in ein Gespräch ein. Er erkundigte sich nach den Zuständen der Gemeinde, nach der Bevölkerung, ob ein gesunder Menschenschlag da sei, wie alt die Leute in dieser Gegend in der Regel würden und ob nicht auch ein Arzt im Dorfe wohne.

„Ist Keiner da," sagte der Bucklige, „so lang die Leut' arbeiten, bleiben sie hübsch gesund, und werden sie alt und schwach, so sterben sie auch ohne Arzt."

„Aber wenn Einer ein Bein bricht, oder einen Zahn zu ziehen hat, oder einen Aderlaß braucht, da gibt es wohl den Hufschmied, oder so Einen?"

Der Wagnerfaltl sah den jungen Mann groß an und sagte kurz:

„Gibt Keinen. Wenn euch aber just ein Zahn weh thut, den schlägt euch Jeder heraus. Ich auch!“

Damit wendete er sich ab und ging seine Wege.

„Dieser ist sehr tückisch, oder es gibt wirklich keinen solchen Menschen da herum, wie ich ihn suchen soll,“ dachte sich Johannes und schritt weiter.

Ganz nahe am Dorfe traf er den Schmiedwirth, der eben einen Bretterzaun ausbesserte. Als dieser den Lehrer sah, grüßte er und sagte.

„Ihr geht schön herum da, auf dem Futter! Aber es macht nichts, es ist meine Wiese und ihr seid mein Gast. Sagt mir, seid ihre Alle krank, weil ihr so blaß und grämig ausschaut?“

„Bei mir mögt ihr nicht weit gefehlt haben, Herr Schmiedwirth.“

„Bin kein Herr, nennt mich kurzhin den Schmiedwirth oder den Philipp, wie's mir noch am liebsten ist. Wie muß man denn euch nennen?“

„Meine Herrschaft nennt mich Johannes. Ich heiße eigentlich Hans Meier, aber dieser Name ist meiner Herrschaft nicht genehm.“

„Mein Schwager, der Kuhringer, heißt auch Hans Meier, und mein Almbub auch; der Kreuzschuster in der Lacken schreibt sich Johann Meier und in Reichau kenne ich noch drei andere Meier. Ihr auch Meier; nu, so hätten wir jetzt halt um Einen mehr. So, so. Und wo fehlt's euch, weil ich's vorhin bei euch errathen hätt', sagt ihr?“

Jetzt mußte der junge Mann schon eine kleine Lüge sagen, um vielleicht doch an's Ziel seiner Forschung zu kommen.

„Die Gicht, die Gicht, lieber Philipp," sagte er, „ist denn kein Arzt, so ein Bader im Dorf?"

„Ei, wer wird denn gleich zum Bader gehen! Für die Gicht weiß mein Weib das beste Mittel, werd' ihr's gleich sagen, wenn ich in's Haus komm'."

„Bin aber oft ordentlich ein wenig in der Angst, Schmiedwirth; 's hat mir einmal geträumt, das Blut wär' mir vergiftet."

Der Wirth sah den jungen Mann an:

„Ist wohl ein Kreuz mit den jungen Leuten heut' zu Tag, gleich haben sie's im Blut. Aber sein mag's schon; müßt euch's abbeten lassen, halt ja! Geht einmal zum Wagnerfaltl hinauf, der segnet euch's schon ab, 's mag euch gut thun; nun und hilft's nicht, so schadet's nicht. Zwischen den zwei Fichten dort — schaut einmal — seht ihr ein graues Bretterdach; dort ist dem Wagnerfaltl sein Häus'l. Geht nur hinauf und sagt, ich hätt' euch geschickt und er soll euch das vergiftete Blut abbeten. O, zum Wagnerfaltl kommen die Leut' von weit und breit; er kann allerhand und er ist ein rechter Schwarzkünstler."

„Dank euch recht!" entgegnete Hans Meier. „Da muß ich schon ein wenig hinauf."

Dann eilte er davon. Jetzt glaubte er's zu wissen. Aber, war seine Mission schon zu Ende, sollte er nicht etwa mit dem Manne auch selbst sprechen? War er es am Ende nicht sich, seiner Wißbegierde, den wunderlichen Mann kennen zu lernen, und war er es nicht auch dem Schmiedwirth für den wohlgemeinten Rath schuldig?

Sofort ging er durch das Dorf hinaus und aufwärts,

das Bächlein entlang gegen das ihm beschriebene Häuschen. Dasselbe hat eine fast ganz schwarze Holzwand mit kleinen, kreuzweise vergitterten Fenstern mit schmaler Vertäfelung. Das lichtgraue Bretterdach steht weit vor und bildet auf einer Seite eine Hütte, in welcher verschiedene Ladenstücke und Werkzeuge sind. — Am vorüberfließenden Bächlein ging ein Rad, welches eine zwischen zwei Pfeilern aufrechtstehende Holzstange bewegte. Am oberen Ende dieser Stange war eine Spagatschnur befestigt, welche oben durch die Luft und durch die Wand in das Häuschen ging und mit jedem Umtrieb des Rades einen kleinen Ruck that.

Hans blieb stehen und sah dem Dinge zu; sollte das etwa das Schild des Wagners sein?

Die Thüre des Häuschens, auf welche viele Holzkreuzchen genagelt sind, war angelehnt. Als sie der junge Mann öffnete, stand er in einer dunklen Vorlauben, deren Fußboden aus gestampfter Erde besteht. Er klopfte an eine zweite Thür; er hörte von Innen ein Geräusch, aber Niemand sagte: Herein! Er öffnete und trat in die kleine Stube.

In der Stube war ein Kind, welches etwa zwei Jahre alt sein mochte und welches sich in einer sonderbaren Vorrichtung befand. Diese Vorrichtung bestand aus einem Brette, das in Form eines ganz niederen Tischchens auf vier Füßen stand. An jedem dieser vier Füße war ein kleines Rädchen, so daß das Tischchen hin- und herrollen konnte. Das Tischchen selbst aber hatte in der Mitte eine runde Oeffnung, in welcher das Kind stand, das auf diese Weise nicht umfallen, aber durch die kleinste Bewegung das Gestelle mit sich fortrollen konnte. Das war zur Uebung im Gehen ohne Gefahr

des Fallens. Um den Hals hatte das Kind einen Kranz von verschiedenen Kleinigkeiten, als Holz- und Papierstücke, Steinchen und Wurzeln, welche an einer Schnur hingen.

Hans lächelte, das Kleine zeigte Furcht und trieb sich gegen einen Winkel.

In der Stube war aber auch noch ein zweites Kind, welches ganz jung zu sein schien und in einer Wiege lag. An der Wiege war jene Spagatschnur befestigt, welche durch die Wand vom Rade hereinkam; diese Schnur bewegte das Bettchen sanft, aber beständig, und das Kind schlief.

An der Stubenecke, wo der Tisch steht, hängen zahlreiche Heiligenbilder, theils auf Glas, theils auf Holz gemalt. Gerade über dem Tisch hängt ein aus Papier geformter Vogel mit ausgestreckten Flügeln. Rings an der Wand in einer gewissen Höhe sind Leisten angebracht, auf welchen damals noch Gläser, Tiegel und verschiedene Paketchen lagen. Alles ist mehr oder minder rußig, nur der Fußboden ist stets rein gescheuert. Die Mauer des großen Kachelofens ist gelblich von dem hervorschlagenden Rauch; hinter dem Ofen stehen zwei Betten mit hellrothen Ueberzügen, und über denselben hängen mehrere Schwarzwälderuhren, deren Geticke bald regelmäßig, bald wirr durcheinander geht. Neben den Betten steht ein großer Kasten, der roth und blau und mit verschiedenen Blumen, Buchstaben und Zeichen bemalt ist.

Hinter diesen Kasten hatte sich das eine Kind mit dem Tischwägelchen geflüchtet.

„Sag' mir, kleiner Schatz, ist dein Vater nicht zu Hause?" frug Hans das Kind. Dieses gab keine Antwort, sondern begann laut zu weinen.

Jetzt wurden auf dem Dachboden Schritte vernehmbar und bald darauf trat ein erwachsenes Mädchen in die Stube. Das stutzte, als es den Fremden sah, doch dieser trat ihm entgegen und sagte, des eigenmächtigen Eintrittes wegen fast beschämt:

„Um Vergebung, ich such' den Wagnerfaltl."

„Dann muß Er ein wenig warten, mein Vater ist in den Wald gangen und wird gleich zurück sein. Wenn Er sich niedersetzen will?"

Hans that es und das Mädchen besänftigte jetzt das weinende Kind.

Das Mädchen war so gekleidet, wie es alle Weiber jener Gegend sind, wenn sie im Sommer zu Hause Verrichtungen haben und nicht weiter ausgehen. Es hatte ein Hemd aus Baumwollenstoff an, welches den Hals weit herab und die Arme unbedeckt ließ, und es hatte einen Unterrock aus grober Leinwand, der kaum über die Kniee reichte. Das war der vollständige Anzug des Mädchens. Die Füße waren bloß, die hochblonden Haare waren einfach zurückgekämmt und rückwärts in einem Knoten zusammengebunden. Das Gesichtchen war voll und ein wenig geröthet, die Augen klar und dunkelblau, das Näschen stumpf, die weißen Zähne sah man nur, wenn es lächelte. Wie alt es sein mochte? Ueber die vierzehn Jahre wohl schon hinaus, das zeigte der volle, ebenmäßige Bau seines Körpers.

Da das Kind sich nicht besänftigen lassen wollte, schlug das Mädchen einige Male mit der rechten Hand auf seinen eigenen linken Arm und sagte wie schmollend:

„Wart', du zuwidere Mariann, du, daß du das Lenerl so allein läßt, wart' du!"

„Ja, ja, lern' nur dem Kind das Schlagen recht!" sagte ein älteres Weib, das eben eingetreten war. „Das lernen sie so auch noch früh genug; und thäten sie 's gar nicht lernen, die Kleinen, so blieben bei den Großen die Schlägerei'n aus. Hast es schon gehört, Mariann, des verstorbenen Spreitzenhofersohn seine Hand wachst aus dem Grab heraus, weil er damit einmal seine Mutter geschlagen hat! Schau jetzt auf die Kinder, ich geh' den Gaisstall streuen."

Das Weib war wieder fort und Mariann sagte zum Lenerl:

„Hop, hop, sei nur still; 's wird Alles gut, eh' du heiratest."

„Ist das Spielerei, was ihr da dem Kinde um den Hals gehangen habt?" frug Hans.

„Bei Leib nicht, das ist der Zatsch," antwortete das Mädchen, „schau Er, da ist einmal das Fraissteindl, das hilft für die Frais, und das da sind Krebsaugen, die sind gut für das Unziefer, und hier ist eine Feigenwurzel, daß 's Dirndl nicht verschaut wird."

„Verschaut, was ist das?"

„Er weiß just nicht gar viel. Zu uns kommen alle Tag fremde Leut', weil mein Vater ein wenig doktert und die Krankheiten abbeten kann, und die Leut' schauen die Kinder halt an, und auf der Stell' haben diese nachher Hitz' und das Durchfallen und eine harbe Stirn. Wenn wir ihnen aber eine Feigenwurzel anhängen, so schadet das Anschauen nicht."

„Hast du auch eine Feigenwurzel angehängt, Mariann?“

„Ja, was nicht noch! Bin ja schon groß und mich mag kein Mensch mehr verschauen, das ist nur bei den Kleinen. Ja, wenn's bei den Großen auch wär', da müßt ich schon lang sterbenskrank sein — wie mich die Leut' anschauen! — Jetzt sei aber still, Lenerl, schau, der Mann dort, der packt dich sonst mit!“

Ueber dieses Wort schrie das Weib draußen:

„Wart, Mariann, ich werd' dir helfen, wenn du den Kindern so vorsagst; dann fürchten sie sich doch vor jedem Menschen und vor jeder Maus, daß es Noth thät, man hätt' Einem die Fratzen alleweil an den Buckel bunden!“

Aber das Lenerl war ruhig geworden und die Mariann schob jetzt die Wiege ein wenig zurecht und ließ sie dann wieder in ihren Gang.

„Das Oswalderl schläft sonst nicht, wenn man's nicht immer wiegt,“ bemerkte sie, „deswegen hat mein Vater den Wasserwieger hergerichtet; Unsereins hat nicht alleweil Zeit, daß man dablieb.“

„Sag' mir einmal, Mariann, was bedeutet dieser Vogel über dem Tisch?“ frug Hans.

„Wenn Er ein Christ ist, so wird Er's wohl wissen, und wenn Er keiner ist, so sag' ich Ihm's nicht. Nu, jetzt kommt mein Vater.“

In der Vorlaube hörte man eine männliche Stimme:

„Sein Lebtag ist's wahr, was der Kopf vergißt, das müssen die Füße büßen; jetzt bin ich auf dem Rinschlag oben gewesen und hab' dennoch das Brombeerlaub vergessen für den Kuhringer seinen Fuß. Ist wer kommen derweil?“

„Ja, ein Herr wartet auf dich drin' in der Stub'," entgegnete das Weib.

Sofort trat der Mann ein.

Hans war neugierig gewesen, wie der „Wunderdoktor" aussehen mochte und er war nicht wenig überrascht, als jetzt jener bucklige Mann vor ihm stand, dem er vor ein paar Stunden hinter dem Dorfe begegnet war und den er gefragt, ob kein Bader in der Gemeinde sei.

Als ihn jetzt der Wagnerfaltl um sein Begehren frug, wußte er kaum, was er antworten sollte. Er hatte eigentlich kein Begehren, als den Mann kennen zu lernen, aber dabei durfte es nun des Aufsehens wegen nicht bleiben, er mußte sich aus der Klemme zu helfen suchen.

„Wenn ihr mir vor zwei Stunden gesagt hättet, wer ihr seid," sagte Hans, „so hätt' ich euch gleich damals gebeten, daß ihr mir das vergiftete Geblüt abbetet; 's thut mir nicht gut, und ich glaub', ich hab's im Blut."

Der Faltl sah den jungen Mann an:

„Ihr im Blut? Thät' Gott danken, wenn ich euer Blut hätt' — ließ mir's nicht abbeten. Wenn ihr sonst nichts wollt von mir, so —"

Hans war in Verlegenheit, er mußte eine andere Wendung nehmen. Im Geheimen verwünschte er diese Lage, in der er seiner Herrschaft wegen nur sprechen mußte, um seine Gedanken zu verbergen.

„Spaß bei Seite," meinte er endlich, „meine Herrschaft will bei euch einen Wagen bestellen, das mitgebrachte Gefährte taugt nicht für diese Gegend."

„Einen Wagen will euere Herrschaft? Hab' zwar mein

Handwerk schon an den Nagel gehangen, weil ich so besser fahr', aber wenn euere Herrschaft mehrere Tage gedulden will, so mag sie schon ein Wäglein haben, wie soll's denn werden?"

„Wird meine Herrschaft erst angeben; vielleicht wolltet ihr euch einmal unten beim Schmiedwirth anmelden."

Nach diesen Worten ging der junge Mann. Der Faltl begleitete ihn bis zur äußeren Thür, dort sagte er:

„Ihr seid zu mir kommen um ein Abbeten und um einen Wagen, aber ihr braucht nicht mein Abbeten und ihr braucht nicht meinen Wagen. Was ihr von mir braucht, das weiß ich heut' noch nicht; ich mach' euch derweil den Wagen. Sagt das euerer Herrschaft, oder sagt ihr es nicht. Behüt' euch Gott!"

„Diese Städter sind dumm, wie ein Schaub Stroh," sagte die Schmiedwirthin, als ihr Mann am späten Nachmittag von seiner Zaunarbeit zur Jause nach Hause kam, „um zwölf Uhr nehmen sie das Frühstück und jetzt kochen sie erst ihr Mittagsmahl; 's ist doch wahr, wie's heißt, sie gehen zum Mittagsessen, wenn die Hühner auffitzen, und schlafen, wenn der Hahn kräht; — nein, da muß man sich doch verwundern, wie die Maus beim Vögerl. Und erst die spaßige Kocherei, die sie haben, Alles wollen sie selbst machen und meinen, Unsereins könnt' nicht fünfe zählen. Guck nur einmal dort hinein in die Küch'; das Kochen steht den vornehmen Leuten just an, wie dem Esel das Zithernschlagen; wie sie herumgreifen, als hätten sie lauter Butter an den Fingern. Ich lach' noch, wenn sie Alles anbrennen und ver-

pfeffern; dann sollen sie's nur ausessen, wie sie's einbrocken! Ich lach' noch!"

Um fünf Uhr wurde zum Diné gerufen. Die Tafel war im Freien hinter dem Hause und die Sonne fiel auf die silbernen Bestecke, auf die schneeweißen Teller und Tassen und auf die funkelnden Gläser, die sie alle aus der Stadt mitgebracht hatten. Man wollte den Tisch unter den Schatten eines Lärchbaumes stellen, aber die Gräfin protestirte dagegen; sie saß bereits in der Sonne und war in dichtes Pelzwerk gehüllt. Verschleiert war sie nicht. Auch die Comtesse war trotz des Verbotes seitens der Gouvernante ohne Schleier im Hause umhergegangen. Jetzt saß sie neben ihrer Mutter und verzog ein um das anderemal Näschen und Mund über die ländliche Umgebung.

Endlich nach vielen gegenseitigen Komplimenten saßen Alle beisammen und zwei Diener trugen Speisen auf und um den Tisch herum.

Die Schmiedwirthin guckte durch ein Dachfensterlein auf die Gesellschaft.

„Die laufen zum Tisch, wie meine Schwein' zum Trog," sagte sie zur Stallmagd, die bei ihr war; „fein und nobl ist's schon, wenn mit dem großen Löffel gessen wird, aber möcht' nicht mithalten. Hast gesehen, Hanni, was sie zum Rindfleisch für eine gelbe Soß auftragen haben? Ich hab' vom Anschauen schon genug!"

„Comment va la santé, Madame?" leitete der Hofmeister ein Tischgespräch ein, indem er sein glattrasirtes, etwas fahles Gesicht streichelte.

„Ah, je suis enrhumé; j'ai mal à la tête," antwortete die Gräfin, und sie ließ ihren Teller unberührt.

Später bemerkte der Hofmeister der Gräfin gegenüber, daß der betreffende Mann bereits erkundet sei.

Johannes richtete einige Worte an die Comtesse, schlug für den Abend einen kleinen Spaziergang vor und sprach von wundervollen Partien, die er bereits entdeckt habe. Die Gouvernanten waren mit dem Spaziergange einverstanden. Gabriele sagte:

„Je reste à la maison."

Pater Severin, der neben dem Lehrer saß, erzählte von einem Ausflug, den er bereits mit dem leutseligen Herrn Pfarrer gemacht habe und daß sie bei einem über hundert Fuß hohen Wasserfall gewesen seien. Die Umgebung sei wundervoll; an den Menschen habe er bemerkt, daß sie sehr gutmüthig wären.

„Aber ein wenig abergläubisch, scheint mir," sagte Fräulein Klotilde, „gerade früher habe ich gehört, daß hier in der Gegend ein Mann lebe, der es verstehe, Krankheiten abzubeten, und daß es Leute gäbe, die sich von diesem Manne wirklich anfabeln ließen."

Ein Theil der Gesellschaft lachte.

Der Hofmeister goß Wein in eines seiner Gläser und warf die Frage auf, warum es in ihrem Quartier wohl beim Schmiedwirth hieße, es sei ja kein Schmied in der Nähe.

„Weil auf dem Lande Alles Unsinn ist," bemerkte die Comtesse etwas vorlaut.

„Zu bewundern ist die Auffassung des gnädigen Fräuleins," sagte Johannes ein wenig ironisch, „kaum acht Stun-

den hier, vermag es die ländlichen Verhältnisse schon sehr bestimmt zu beurtheilen."

„Das war ein Verweis, Gabriele!" bemerkte die Gräfin und zog ihren Pelzüberwurf enger zusammen. Von den ersten Speisen rührte die „Gnädige" nichts an, nur als das Wildpret und die Mehlspeisen kamen, ließ sie sich etwas auf den Teller legen.

Nach der Tafel frug Johannes die Gräfin, ob er mit dem Unterrichte des Fräuleins fortzufahren habe; die Dame machte eine Handbewegung und ließ sich durch den Hofmeister in ihr Zimmer führen.

Gleich darauf ließ sich der Wagnerfaltl melden, allein er erhielt den Bescheid, daß er ein anderesmal kommen möge, Excellenz schliefen.

Der Faltl ließ zurücksagen: „Wenn man ihn benöthige möge man nur zu ihm kommen, er sei zu jeder Tageszeit wach."

Hans holte aus seinem Zimmer einen Stock und ein Buch zu einem Spaziergang, wurde aber noch vor diesem von der Schmiedwirthin gerufen.

„Mein Mann hat gesagt, daß Er die Gicht hat und jetzt hab' ich Ihm ein Ameisbad gemacht und einrauchen thu' ich Ihn auch, wenn Er will; Er schaut eh' aus, wie ein Herrgott aus Hafermehl!"

Hans hatte Mühe, dem Weibe zu entkommen und dieses schrie ihm nach:

„Ja, ja, nur gleich davonlaufen; wer die Medizin nicht ehrt, der ist der Gesundheit nicht werth!"

Der junge Mann ging thaleinwärts gegen eine Schlucht

dort wo aus einer Kluft ein Wässerlein niederrieselt, setzte er sich auf einen Stein, las in seinem Buche, schrieb in seinem Notizhefte und blickte dann empor zu den hohen Wipfeln der Fichten und zu einer luftigen Felsenzinne, auf welcher noch der Abendsonnenschein lag.

Es war ihm, als ob auf der ehernen Felswand goldig seine Kindheit gemalt wäre. —

Hans Meier's Heimatsstädtchen lag auch zwischen herrlichen Felsen. Diese Felsen und die Lüfte um dieselben waren oft so rein, daß man die Gemsen auf den Wänden herumsteigen sah; dann waren sie wieder so blauduftig, als ob sie plötzlich in weite Ferne gerückt worden wären und dann waren sie wieder so wunderbar im Alpenglühen.

Aber Hansen's Vater, der ein Landwirth war, sagte oft:

„Ich wollte, es wären keine herrlichen Felsen, sondern es läge um uns eine einförmige Ebene, daß wir Brot hätten.“

Als Hans studirte, schickte ihm der Vater in den ersten zwei Jahren Geld, im dritten kam ein Brief, der keinen Kreuzer, aber viele Worte brachte — daheim sei große Noth. Wolle Hans weiter studiren, so möge er sehen, daß er gute Menschen fände. — Hans fand gute Menschen und studirte weiter. Nach seinen wohl bestandenen Prüfungen wurde er dem Grafen Funkelblut als Hauslehrer empfohlen und so erhielt er diese Stelle. Er ist zufrieden, obwohl ihm die Lebensweise seiner Herrschaft nicht zusagt. Die Comtesse unterrichtet er in der Grammatik und in der Naturgeschichte. Er hat Glück im Unterrichten, aber das verzogene Fräulein hatte sich anfangs nicht selten über ihn lustig gemacht, da

sein Benehmen in der vornehmen Gesellschaft oft ein wenig linkisch war. Hans hat einen offenen und einfachen Charakter und gibt sich eben nicht besonders Mühe, allen glatten Regeln der Etikette vollkommen zu entsprechen. Fremdling im Salon, ist er daheim im Volke, dem er sich seiner Zeit auch ganz widmen will. — Eine große Freude hatte Hans über den Aufenthalt im Gebirge; diese Zeit soll ihm wieder neue Kraft und Frische verleihen für ferneres Arbeiten und Lernen.

Das war wieder einmal ein Morgen, an welchem der Natur das Herz lachte, und dem Menschen auch.

Die Herrschaft hätte ihn verschlafen, wenn unten im Hofe nicht schon um vier Uhr das Gepolter des Werktages begonnen hätte. Der Stallbub schrie mit seinen Ochsen, der Großknecht ließ einen Karren über den Hof kollern, ein Anderer dengelte Sensen und gab in allen Kammern und Ecken Befehle.

Mißmuthig erhob sich die Gräfin halb aus ihrem Lager:

„Demoiselles, sagen Sie doch diesen — diesen Bauersleuten, daß sie ruhig sind — ach, 's ist eine Unmöglichkeit! Oeffnen Sie doch ein klein wenig das Fenster — ach, ein unausstehlicher Dunst!"

Klotilde, welche mit der Gräfin und der Comtesse in einem Zimmer schlief, warf ein Morgenkleid um und öffnete ein Fenster.

Frische Morgenluft strömte herein.

„Dieu, Dieu!“ rief die Gräfin aus, „das ist ja ein wahrer Eisstrom! Schließen Sie, ich bitte, schließen Sie!“

Gabriele, welche auch schon erwacht war, blickte von ihrem Lager durch die Scheibe und rief: „Mama!“ Sie zeigte gegen das Fenster.

Die Dame hatte sich in Pelze gehüllt, dann ließ sie sich einen Stuhl an das Fenster rücken. Sie sah hinaus. Endlich öffnete sie wieder das Fenster und sah immer hinaus.

„Magnifique!“ hauchte sie endlich und die Comtesse jubelte.

Vor ihren Blicken lag die Alpenwelt zur Morgenstunde.

Da lag die frischgrüne Wiese mit ihren funkelnden Thautropfen, so daß Gabriele ausrief:

„Sind denn die Sterne herabgefallen?“

„Und die Silberkette dort, das Bächlein,“ sagte Klotilde.

„Und die schwarzen, großen Bäume und die rothgoldene Wand — ah, die ist ja während der Nacht viel näher gekommen?“

„Wenn man lange zu jener Felsenspitze emporblickt, so glaubt man, sie fällt auf uns her! — Und diese tiefe Bläue des Himmels.“

„Wer hat doch die weiße Wolle dort an den Felsen geklebt? Ah, das ist ja ein Wölklein, welches hoch an der Wand schwebt!“ —

Ein Junge trieb die Heerde zwischen den Wiesen hin und gegen den Wald. Das vordere Rind hatte eine Blechschelle um den Hals gehangen, welche klang und schrillte und in der aufgehenden Sonne funkelte. Der Junge sang einen Jodler.

Dort ging der Wirth in Hemdärmeln über die Wiese; er trug eine Sense auf der Schulter, mit welcher er nun zu mähen begann. Langsam fuhr er durch das nasse Gras und dieses legte sich hin, und hinter dem Manne schlichtete sich in einer langen Reihe das abgemähte Futter und der frische Duft des Grases durchzog die Morgenluft.

Als Philipp bemerkte, daß ihm die Herrschaft von dem Fenster aus zusah, lüftete er sein grünes Käppchen und grüßte. Dann schärfte er mit einem Stein, den er in einem Holzkumpf mit sich trug, die Sense und mähte weiter. Jetzt kam eine Magd mit einem „Buckelkorb", in welchen sie das abgemähte Futter that und dieses sofort in den Hof trug.

„Kommt's her, die Suppe steht schon auf dem Tisch!" rief die Hausfrau von der Thür her. Der Mäher wischte seine Sense mit Gras ab und schritt dann langsam gegen das Haus. Im Hofe wurde es still und bald hörte man in der Gesindestube das Summen des Tischgebetes.

Auf das Bitten der Zofe, welche um den Zustand der Gräfin besorgt war, schloß diese das Fenster, aber sie ging nicht mehr in das Bett zurück, sie ließ sich ankleiden.

Nach dem Frühstück, welches die Herrschaft in der Vorstube eingenommen hatte, schlug der Hofmeister eine Spazierfahrt vor; zwei Pferde seien bereits von Reichau angekommen. Man war fröhlich einverstanden. Die Gräfin bemerkte, man möge den Weg am Wagnerhäuschen vorüber nehmen, da sie ein Landwäglein zu bestellen gedenke.

Nach der Messe, welche Pater Severin im Dorfkirchlein las, setzten sich die Gräfin, die Comtesse, Klotilde, der Hofmeister und der Priester in den Wagen. Johannes, Kle=

mentine und der Schulmeister (welcher sich heute einmal erlaubt hatte, die Schulstube zuzusperren, weil, wegen der dringenden Heuarbeit, sich nur Ein Schüler eingefunden hatte) gingen zu Fuß.

Auch ein Gewerke aus Reichau, ein alter Bekannter des Grafen Funkelblut, der heute mit den Pferden der Herrschaft gekommen war, schloß sich den Fußgehern an. Er war ein schon betagter, heiterer Mann, ziemlich korpulent, aber in schmucker Bergmannstracht, auf welche er sich nicht wenig einzubilden schien. Die Gesellschaft nannte ihn Herrn von Sturmhaus.

Herr von Sturmhaus war nach allen Seiten sehr aufmerksam, trug der Soubrette wiederholt den Arm an und zu Johannes sagte er:

„Sehr erfreut, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, Herr von Meier; dem Namen nach habe ich schon lange die Ehre.“

Meier schrieb nämlich mitunter kulturhistorische Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt wurden.

Der Wagen war thaleinwärts vorausgefahren und hielt vor einem kleinen schwarzen Holzhäuschen. Hans wußte, warum er hielt, aber er sprach mit dem Schulmeister über die zahlreichen Löwenzahn, die vor dem Häuschen blühten. Die Gräfin, Amand, ihren kleinen Lieblingshund auf dem Arm, und der Hofmeister stiegen aus — man möge nur weiter fahren und den Sommertag genießen, sie wollten den Wagnermeister sprechen, dann würden sie zu Fuß in das Dorf zurückkehren.

Herr von Sturmhaus und Fräulein Klementine setzten

sich nun an die Stelle der Ausgestiegenen in den Wagen und dieser rollte weiter. Hans und der Schulmeister gingen langsam nach.

Der Hofmeister trat in's Häuschen; die Gräfin setzte sich vor demselben auf ein Holzbänklein.

Der Faltl, der eben auf einem Brettchen malte, das vor ihm auf dem Tische lag, wollte die Dame einladen, in die Stube zu kommen, allein sein Weib sagte:

„'s müßt' doch eine alte Kuh lachen, wenn die Frau in die Stuben ging; die schaut ja aus, wie der Schweinstall im Advent!"

„Ihre Frau muß nicht ganz gesund sein," bemerkte der Faltl zum Mann, der in schwarzen Kleidern vor ihm stand und sich viel Ansehen zu geben suchte.

„Allerdings ist Ihre Excellenz, die gnädige Frau Gräfin Funkelblut nicht ganz wohl," antwortete der Hofmeister. „Sie bemühte sich eines Wagens wegen zu euch herauf."

Der Wagnerfaltl ging mit dem Herrn aus dem Hause und grüßte artig die Dame.

„Meine Gnädige finden mich bei der Arbeit," sagte er, indem er auf seinen vernachlässigten, von rother Farbe befleckten Anzug und auf seine rauhen, beklecksten Hände wies.

„Nichts zu sagen, lieber Mann, wollte Gott, ich könnte auch arbeiten, das heißt — leider!"

„Gnädige wünschen ein Wäglein?"

„Wäglein? — ja wohl, ja, allerdings. Befinde mich leider in einer Situation, die mich selbst auf dem kleinsten Spazierweg des Wagens nicht entbehren läßt. Wollt ihr

nicht ein wenig Platz nehmen, lieber — wie nennt ihr euch denn?

„Faltl, Wagnerfaltl, kurzhin,“ sagte der Häusler und ließ sich neben der Gräfin nieder, und zwar in minderer Entfernung von ihr, als sie es vielleicht gerne gesehen hätte.

Amand keifte.

„Der Mann ist auch Maler,“ berichtete der Hofmeister; „ich fand ihn mit Palette und Pinsel.“

„Ah!“ machte die Dame, schloß dabei die Augen und zog den Schleier über das Gesicht.

„Je nu, ein wenig Martertaferln mach' ich,“ entgegnete Faltl, „den Leihbüchlersohn hat vor zwei Wochen ein Donnerkeil erschlagen und da kommt auf die Unglücksstelle ein Kreuz und ein Bild hin.“

Die Dame seufzte, dann hielt sie ein kleines Fläschchen vor den Mund.

„Eine Blutfrischung müßt' der Gnädigen gut thun,“ bemerkte Faltl.

„Nicht wahr?“ versetzte die Gräfin lebhaft. „Das sagen die Doktoren ja auch; aber keiner der Männer von esprit scheint im Stande zu sein — ach, c'est une fatalité!“

„Ist ein Unheil, meinen die gnädige Frau Gräfin,“ fand der Hofmeister nöthig zu bemerken.

„Verstehe schon,“ versetzte Faltl rasch; „nu, vielleicht bringt der Aufenthalt in dieser kerngesunden Gegend Besserung.“

„Das hoffen wir,“ sagte der Hofmeister.

Die Gräfin machte eine ungeduldige Bewegung:

„Ich wäre inconsolabel, wenn ich längere Zeit in

diesem öden Bergwinkel existiren müßte; ich stürbe vor ennui!"

„Excellenz bewunderten doch heute den Sonnenaufgang," meinte der Hofmeister.

„Um so mehr, als man das einzige Hübsche hier, den Sonnenaufgang, bereits gesehen hat."

„Gnädige mögen recht haben, obwohl es hier herum auch noch manch' Anderes gibt, was hübsch und der Gesundheit sehr zuträglich ist," wagte Faltl einzuwenden. „Besonders haben unsere Gegenden Mittel gegen schleichende Krankheiten —"

„So nennt uns doch ein solches Mittel, guter Mann, es wird nicht euer Schade sein."

Bei diesen Worten hatte sich die Gräfin etwas erhoben, sank aber wieder auf die Holzbank zurück.

Der bucklige Mann knüpfte mit beiden Händen sein rothes Halstuch fester um den dicken, braunen Hals, fuhr dann einigemale über seine struppigen Haare, krauste sich den wirren Bart und murmelte so halb vor sich hin:

„Ja, ja, um's Nennen allein ist's nicht zu thun. Wenn die gnädige Frau Gräfin einen Handschuh ausziehen wollten, so könnte ich vielleicht etwas sagen."

Die Dame war unentschlossen, ob sie es thun sollte, doch endlich streifte sie den linken Handschuh von den Fingern. Als der Häusler nach der kleinen, zarten Hand griff, zögerte sie von Neuem, doch endlich legte sie dieselbe in seine rauhe, allerdings nicht allzureine Rechte.

„Recht fein und zart," murmelte Faltl; „aber," er schüttelte den Kopf, „allzuviel blaue Adern! — Wahrhaftig,"

sagte er dann lächelnd, „man könnte meinen, die gnädige Frau Gräfin hätten ein blaues Blut!"

Die Dame erhob sich schnell und hauchte: „Hohn!"

Der Hofmeister sagte auf französisch:

„Nicht doch, Madame, dieser Mensch scheint mir zu einfältig, um zu wissen, was er gesagt hat. Seien wir jetzt freundlich gegen ihn, es handelt sich um die Gesundheit meiner gnädigen Gebieterin."

Faltl hatte sein Kinn in die Hand gefaßt und blieb eine Weile in dieser Stellung, als ob er über etwas nachdächte.

„Gehen thät's schon," sagte er dann, „aber eine kleine Geduld braucht's — in drei Wochen dürft's vorüber sein."

Da preßte die Gräfin ihre Hände in einander:

„Wenn ihr macht, daß ich diese Gegend gesund verlasse, so — wie viel verlangt ihr?"

Die kranke Frau sagte das mit bebenden Lippen. Sie ahnte nicht, welcher Demüthigung sie sich unterwarf; sie, die hocharistokratische Dame, die stets mit Verachtung niederblickte auf das Volk; sie, welche ihre Hunde und Katzen mit viel größerer Liebe speiste, als die Armen, die hungernd an ihre Thür klopften; die dem Bettler auf der Straße mit derselben Miene ein Silberstück hinwarf, wie man das etwa einem drolligen Affen thut, daß er es auffange; sie, die sich am liebsten die Nase zuhielte, wenn sie an einem schwitzenden Arbeiter vorüberrauschte — sie bettelte jetzt im kleinlichsten Aberglauben einen armen Mann aus dem Volke um ihre Gesundheit an.

„Wie viel verlangt ihr?" hauchte sie noch einmal

und es überkam sie eine solche Schwäche, daß sie der Hofmeister stützen mußte.

„Ich bin billig," versetzte der Faltl schlau, „ich überlasse es der gnädigen Frau Gräfin selbst, Dero werthe Gesundheit zu schätzen."

„Wohlan," sagte die Dame, „die Arbeiterin im Felde dort ist wohl euere Tochter?"

„Das ist meine Tochter, sie jätet die Erdäpfel," versetzte Faltl.

„Die Arme scheint keine Fußbedeckung zu haben — wir kaufen ihr gerne ein paar Schuhe, und —"

„Wir danken, meine Tochter verdient ihren täglichen Unterhalt."

„Nein, ich meine," verbesserte sich die Gräfin, „wir legten in die Schuhe auch ein paar Thaler hinein?"

„Wird nicht gut thun, schon der Hühneraugen wegen nicht," lächelte Faltl.

„Aber wir ließen sie hübsch mit Seide füttern."

„Taugt nichts. Wir da im Gebirge tragen derbe feste Schuhe, gut beschlagen und genagelt; und da hätt' ich gemeint, die gnädige Frau Gräfin ließe meiner Tochter dort wohl ein paar Brautschuhe machen und dieselben so des Spasses halber hübsch mit Silber beschlagen und fest mit Dukatenköpfen nageln, daß sie auch was halten.

„Der Mann ist schlau!" sagte der Hofmeister zur Gräfin. „Doch, für das theure persönliche Wohl meiner Gnädigen ist der Preis nicht zu hoch."

„Und da ist erst seit Kurzem da in unserem Dorfe eine neue Mode aufgekommen," versetzte der Faltl langsam,

„zwar recht geschmacklos, aber die Pfarrerköchin hat's von der Stadt heraus gebracht; die Pfarrerköchin trägt auf dem Ueberleder ihrer Schuhe zwei Reihen Knöpfe. Und jetzt, wie denn die Weibsbilder schon einmal sind, wollen alle die Knöpfe tragen; und da hätt' ich gemeint, weil sich meine gnädige Gräfin schon einmal so viel für die Brautschuhe meiner Tochter kosten lassen, auch noch die zwei Reihen Knöpfe aus Kremnitzerdukaten beizugeben."

„Ihr seid etwas ungenügsam, Alter," sagte der Hofmeister, „aber wenn es euch gelingt, binnen drei Wochen die Gesundheit der gnädigen Herrin herzustellen, so —"

„Sollt ihr in Gottesnamen die Schuhe haben," fügte die Gräfin bei.

Der Faltl verbeugte sich.

„Das wäre die erste Kleinigkeit gewesen," bemerkte er dann, „und nun käme die zweite, allerdings etwas unbescheidenere —"

Der Mann blickte gegen das Dorf hinab.

„Ich dächte, unsere Zugeständnisse wären splendid genug," rief die Dame hastig.

„Ganz nach Belieben," sagte der Alte ruhig; „Sie werden selbst am besten wissen, wie hoch Ihre wünschenswerthe Gesundheit zu schätzen ist."

„Impertinent!" hauchte die Dame und der Hofmeister mußte sie halten, daß sie nicht in Ohnmacht fiel. Faltl's Weib kam mit einem Trunk Wasser aus dem Hause und sagte:

„Für einen Trunk Wasser seid Ihr uns noch nicht feil; nur ein wenig in das Gesicht spritzen der Frau da, dann wird's gleich besser."

„Mein Amand!" keuchte die Gräfin. „Wir sind zu entsetzlichen Menschen gerathen." Sie sprach zum Hündchen.

Dann hing sie sich in den Arm des Hofmeisters und dieser schleppte sie dem Dorfe zu.

Auf dem Heideck herrschte fast unbeschreiblicher Jubel.

Auf dem grünen Anger lagerten sie. Tief unten sind die Hügel und die Waldberge, droben liegen die Firnen, liegt stellenweise wuchtiges Gestein und darüber hinaus ist der Blick frei in das Felsengebirge.

Da lagerten sie und Gabriele saß erhöht auf einem Stein. Das Mädchen hatte eine Krone auf dem Haupte. Die Comtesse hatte sich, um dieser Krone das freie Prangen zu gewähren, sogar den modernen Chignon zerstören lassen, so daß nun die dunklen reichen Haare frei über die Schultern wallten. In den Händen hielt sie ein Gewehr und zu ihren Füßen lag eine todte Gemse, welche noch aus einer Brustwunde blutete.

Gabriele war der Schütze! Gabriele war die Diana!

Erste Veranlassung dazu war eigentlich Herr Sturmhaus. Da fuhren sie durch die Thalschlucht und aufwärts, so lange auf dem Bergweg der Wagen ging. Dann stiegen sie aus und Sturmhaus rief:

„Wer kühn und ritterlich ist, der steige mit mir hinauf zum Heideck; es ist kaum eine halbe Stunde bis dahin und dann haben wir die herrlichste Aussicht."

Alle wollten kühn und ritterlich sein, selbst die Damen fügten sich in den Vorschlag des Gewerken.

Das war wohl viel länger als eine halbe Stunde, aber der Weg war nicht beschwerlich und führte durch schattigen Wald und weiter oben über weiches Moos. Die ersten oben waren der Schullehrer, Hans und Sturmhaus. Letzterer hatte sein Gewehr bei sich, denn er war in seinem Reviere.

Als sie in das Gestein gekommen waren, sagte Sturmhaus leise: „Dort steht Eine!" und zog das Gewehr von der Achsel. Kaum sechzig Schritte von den Männern graste unter einem Hange sorglos eine Gemse.

„Wollen Sie schießen, Herr von Meier?" frug Sturmhaus lächelnd.

„Sie würden Ihre Güte bereuen, Herr Sturmhaus, da Sie sehr wahrscheinlich um das Wild kämen; ich bin ein schlechter Schütze."

„Pah, eine Gemse, daran liegt mir nichts. Bitte, wenn es Ihnen Spaß macht, schießen Sie!"

Hans faßte das Gewehr. Als er den Hahn spannte, zitterte seine Hand etwas — sie war noch frei von jeglichem Morde.

In diesem Moment kam Pater Severin mit den Damen nach.

Sturmhaus mußte ihnen „Pst!" zurufen, weil sie ein lautes Gespräch führten und lachten. Zum Glücke war das Wild auf einer andern Seite und es ließ sich immer noch ruhig die Alpenkräuter schmecken. Für den Tod indeß mußte keines dabei gewesen sein. —

Die Damen blickten erwartungsvoll den stattlichen Schützen an, der das Gewehr jetzt langsam zur Wange

führte. Gabrielen pochte das Herz, sie hatte das in ihrem Leben noch nicht gesehen. Wohl oft hatte ihr Vater die Abendgesellschaft mit Jagdabenteuern unterhalten und einmal hatte ihn das Mädchen sogar gebeten:

„Nimm mich mit, Papa, und lass' mich auch einmal was schießen!"

Hatte vielleicht Hans in diesem Moment daran gedacht? Er ließ die Waffe sinken und lispelte zu Gabriele:

„Will sich vielleicht mein ritterliches Fräulein im Waidmannsheil versuchen?"

Trotzig entschlossen warf das Mädchen sein Uebertuch zur Erde, nahm seinem Lehrer das Gewehr aus der Hand, sagte kurz: „Ich werde schießen" und mit einer Ruhe, die Keiner in dem Kinde vermuthet hätte, stellte es sich an den Platz.

„Wollen Sie dort zwischen die weißen Steine hinsehen," sagte Hans, „und das Gewehr bitte ich hierher zu legen, mit der Linken halten Sie das Rohr, die Rechte an das Schloß. So."

Sturmhaus flüsterte dem Mädchen noch ein paar Maßregeln zu. Gabriele schloß ein Auge und zielte bereits.

Wehe! Die Gemse hatte die Gesellschaft bemerkt, sie holte aus zu einem Satze —

„Verspielt, wie des Juden Seel'!" lachte Sturmhaus laut — — paff! — Das Thier sprang hoch auf und stürzte zu Boden. —

So war es und so kam der Jubel.

Nach dem Schuß war alle Ruhe bei dem Mädchen weg; aufhüpfte es vor Freude, hin sprang es über Stock

und Stein, als sei es selbst ein Gemslein geworden. Heute durfte es sich ja freuen laut und lebendig, heute war Mama nicht gegenwärtig.

Hans erkletterte Felsen und pflückte Alpenblumen, daraus flocht er die Krone — er war auch so freudig!

„Hoch Diana! Bravo, Herr Johannes!“ rief Alles, als Hans dem Mädchen die Krone aufsetzte.

„Ich bitte Sie, Herr Johannes, die Frisur!“ schrie Klementine, doch Gabriele sagte schnell: „Lösen Sie mir den Chignon, Fräulein Klementine!“ Dabei war das Mädchen sehr roth. Als aber Klotilde leise sagte, daß sich derlei für eine Comtesse nicht schicke, rief diese trotzig: „Schickt es sich nicht, so bringt es sich selbst; ich bin heute Diana und Herr Johannes ist der Apollo!“

Einige machten nun den Vorschlag, das erlegte Wild in einer Köhlerhütte zu bereiten und gemeinschaftlich zu verzehren, aber die Gouvernanten drängten, nach dem Dorfe aufzubrechen und Hans sagte, über die Gemse habe nur Fräulein Comtesse zu verfügen, er hoffe aber, daß Diana die Jagdgesellschaft einmal großmüthig damit bewirthen werde.

Ein Halter wurde gedungen, die Gemse zum Wagen zu befördern, und nachdem die Gesellschaft noch einzelne Bemerkungen über die Aussicht gemacht, verließ sie die Höhe.

Am Wagen angekommen machte Pater Severin, der sonst wenig sprach, Hans den Vorschlag, daß dieser für ihn den Platz auf dem Wagen einnehme. Hans dankte höflich und ging wieder mit dem Schullehrer zu Fuß dem Dorfe zu.

Es war hoher Mittag geworden, nur die Fichten, die

beiderseits des Weges standen, legten Schatten auf die Wandelnden.

Der Schullehrer war schon ein ältlicher Mann; sein sehr einfaches Wesen und sein sehr ärmlicher Anzug mochten schuld gewesen sein, daß auf der Partie außer Hans Niemand mit ihm ein Gespräch begann. Er hatte sich immer etwas in dem Hintergrund gehalten, ließ die laute Conversation den Anderen, sprach aber desto fleißiger seiner schwarzbeinernen Dose zu. Selbst gegen Hans hatte er sich anfangs etwas schüchtern gezeigt, und wenn er mit ihm sprach, that er es immer mit einer gewissen Ehrerbietung.

Jetzt aber, nachdem der Wagen fortgerollt war, faßte Hans traulich den Arm des alten Mannes und sagte:

„Wir fahren per pedes, wir sind zwei Schulmeister."

„Per pedes apostolorum!" entgegnete der Dorfschulmeister.

„Ein wahres Wort; der Schulmeister ist der Apostel der Menschheit," sagte Hans, und nachdem sie eine Weile vom Schulamte, diesem wohlthätigsten Institute sprachen, und wie der Schullehrer der wahre Volksbeglücker ist, versetzte der junge Mann: „Diese Würde ist eine so innere und große, daß sie selbst dem kühnsten Ehrgeiz Genugthuung sein kann. Ich muß immer lächeln, wenn ich an unsere modernen Volksbeglücker denke, die die Welt durch Phrasen bekehren wollen. Es ist sehr lächerlich, unserem erwachsenen Volke durch Schlagworte die wahren Begriffe der Freiheit, der Humanität beibringen zu wollen. Jeder Mensch hat sich schon von Kindheit an entweder selbst eine Ueberzeugung angelebt oder die Ueberzeugung ist ihm durch Eltern oder Erzieher

beigebracht worden. Das ist nun mit dem Menschen verwachsen und Eins geworden. Wort und Schrift, und sei Beides noch so logisch und wohlwollend, vermag nicht, dieses Eigene, Bestimmte in dem erwachsenen Menschen auf die Dauer zu ändern. Das Biegen und Formen und Veredeln muß an dem Bäumchen geschehen und nicht erst an dem Baum. — Ein gewissenhafter Erzieher, ein gewissenhafter Volkslehrer! Auf das hin weist mich mein Sinn, und auf diesem Felde, glaube ich, kann meinem gar ehrgeizigen Wesen Genugthuung werden."

„Aber Herr Meier sind ja bereits Lehrer und Erzieher?" warf der Dorfschulmeister ein.

„Das ist theilweise richtig, doch vom ungünstigsten Standpunkte aus. Sie haben das Mädchen gesehen, das ich unterrichte; es hat einen frischen Geist und noch eine gesunde Seele, aber man arbeitet so sehr daran, beides zu verderben. Gabriele soll in erster Linie Gräfin, in zweiter erst Mensch werden; in erster Linie will man sie für den Hof erziehen, in zweiter erst für die Welt. Sie ist das einzige Kind des Grafen Funkelblut, sie wird die Erbin einer Million sein. Das ist ihr Unglück. Sie wird einen Weg geleitet, auf dem sie nie das Glück der Menschlichkeit und der echten Frauenwürde, die Freuden der Natur, den Adel der Kunst und Wissenschaft finden wird, sie geht dem Schicksale der Blasirtheit, der Trägheit, des Siechthums — dem Schicksale ihrer Mutter entgegen. Mich dauert das Mädchen, aber ich habe auf sie keinen Einfluß, dürfte auch keinen haben. Nur im Geiste der Naturgeschichte, in welcher ich Gabriele unterrichte, versuche ich auf die Allgemeinheit und Größe der Weltbe-

stimmung hinzuweisen, und im Geiste der Grammatik, die ich mit ihr durchgehe und die uns die Zusammengehörigkeit der Völker offenbart, mache ich leise Hinweise auf die Gleichheit der Abstammung. Ich bin noch nicht lange genug in diesem Hause, um behaupten zu können, daß diese meine Bestrebungen von irgend einem Erfolge wären. Sei's, wie es sei, mir steht fest, daß ich in einem solchen Kreise, in welchen mich nur der Zufall hineingewürfelt hat, nicht bleiben kann. Bald werde ich wieder hinausgehen können zu dem Landvolke, um in diesem das wenige Gute und Edle, was in mir ist, niederzulegen."

Hans schwieg und blickte während des Gehens in die Schlucht hinab, an der sich der Weg hinzog und in welcher der Wildbach rauschte. Nach einer kleinen Weile entgegnete der Dorflehrer:

„Wollen Sie, guter, jugendlicher Schwärmer, einem alten Schulmann glauben, wenn er sagt, daß das Landvolk für die geistigen Güter, die ihm der Lehrer beizubringen sucht, noch undankbarer ist als der Adel? Und das besonders zu dieser Zeit der Schulreform, die uns den katholischen Pfarrer und die conservative Gemeinde zum Feinde macht. — Wenn Sie überzeugt sind, daß Ihre Begeisterung für den Lehrstand und Ihre Liebe zum Volke nicht erkalten wird, auch wenn Sie in den Kindern nicht jenes empfängliche Gemüth, sondern vielleicht starren Trotz finden, und wenn Sie nach all' den Arbeiten und Mühen nur spärliche Erfolge und noch spärlicheres Brot haben, so mögen sie sich dem Schulsache widmen."

„Angesichts des edlen, erhabenen Berufes selbst werde

ich stark genug sein, auf alle Bequemlichkeiten und materiellen Güter zu verzichten," sagte Hans.

„Das habe ich mir vor fünfundzwanzig Jahren auch gedacht, aber die natürliche Eigenliebe hat mich verfolgt und ist auf meiner Lehrerbahn nicht einen Schritt von mir zurückgeblieben. Ich habe geheiratet, ich habe eine Familie gehabt; wenn Sie um einige Jahre früher in unser Dorf gekommen wären, so hätten Sie keinen Wohnplatz in meinem Hause finden mögen. Wenn wir am Friedhofe vorüberkommen, werde ich Ihnen zeigen, wo mein Weib und meine zwei Aeltesten liegen . . . . 's waren Mißjahre gekommen, die Bauern hatten selbst kaum das Nothdürftige und auf den Schulmeister wurde vergessen. Wir hungerten . . . es war ein Elend, sie starben nach einander. Nur der jüngste Bub ist mir geblieben; der war bei einem Bauer als Viehhüter, — dem ging's am besten, der hat alleweil was zum Beißen gehabt . . ."

Das Wässerlein in der Schlucht mußte stark fallen, es rauschte so sehr.

Hans hatte des alten Mannes Hand ergriffen.

Am hohen Nachmittag kamen die beiden Männer in das Dorf.

Das heutige Dinée unter der Lärche war lebhaft und heiter. Man sprach von der Alpenpartie; Jedes redete d'rein, Jedes hatte ein Abenteuer von sich zu erzählen. Doch der Meisterschuß der Comtesse verdunkelte alles Andere. Gabriele schwelgte noch immer in Entzücken und immer noch nahm sie von allen Seiten neue Huldigungen entgegen. Mit Hans sprach sie viel, allein seinem Vorschlag, die Gesellschaft mit

dem erlegten Wildpret zu bewirthen, kam die Comtesse nicht nach; sie hatte dasselbe bereits emballirt und an den Herrn Papa in der Stadt adressirt. Sie hatte diesen in einem langen Brief, in welchem sie mit großem Enthusiasmus von dem Landleben gesprochen hatte, sehr dringend gebeten, daß er doch bald nachkomme.

Die Gräfin war heute nicht bei der Tafel; sie ließ sich als sehr leidend entschuldigen.

Sie hatte sich bei Herrn von Fraisbein Rathes erholt, ob sie wieder schnellstens in die Stadt zurückreisen, oder sich nochmals an diesen stolzen Häusler wenden sollte.

Der Hofmeister deutete auf die Erfahrung hin, daß in der Stadt nicht viel zu hoffen, es sei somit vorläufig doch der Aufenthalt auf dem Lande vorzuziehen.

„Aber, mein Gott, solche Relationen wie sie hier herrschen, bringen mich um," versetzte die Gräfin lebhaft und weinte.

In der Brust der aristokratischen Dame kämpften der Stolz und der Aberglaube. Sollte sie, die Gräfin Funkelblut, sich demüthigen vor diesem rohen, schmutzigen Menschen aus dem Pöbel? Sollte sie vor ihm knieen und wimmern, daß er sie erlöse von ihrem Zustande? — Eher sterben. — Sterben? Die Ehren und die Pracht und die Schätze dieser Erde verlassen? Unten liegen in der düsteren Gruft bei den todten Ahnen, und modern? Sterben — „Jesus!" — wimmerte die Aristokratin und warf sich händeringend auf das Sofa.

„Excellenz," sagte der Hofmeister, „es gibt nichts Schädlicheres für den Kranken als Aufregung und Alte-

ration; ich bitte im Namen Ihres Wohles, beruhigen Sie sich!"

„Wohlan, so schreiben Sie dem Mann, daß ich bereit bin — er möge selbst den Preis bestimmen, aber nur heilen soll er mich — muß er mich — m u ß er mich!"

Der Hofmeister klingelte heftig mit einem Silberglöcklein; Klementine und Klotilde erschienen und labten die Gräfin mit eau de cologne.

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch spät Abends ließ sich der Wagnerfaltl melden. Er wurde vorgelassen. Er war heute rein rasirt und seine röthlichen Haare hatte er zum Theile zierlich nach vorne gekämmt. Der Anzug war von grauem Loden mit grünen Schnüren reich beschlagen. Der Brustfleck war von blau gefärbter Leinwand mit weißen Sternchen; über demselben war ein bunter, regenbogenfarbiger Hosenträger. Um den dicken Hals hatte er das hellrothe Tuch gewunden.

So stand der Mann da in seiner gebückten Stellung, den spitzen grünen Hut in der Hand.

Die Gräfin lehnte auf dem Sofa und streichelte den Amand. Auf dem rothbedeckten Tische brannten in zwei Armleuchtern vier Kerzen.

Die Thür blieb halb angelehnt; im Vorzimmer saßen Gabriele, die Gouvernanten und der Hofmeister.

„Die gnädige Frau Gräfin haben mir sagen lassen, daß ich Sie — gesund machen soll," sagte Faltl, sich vor der Dame verneigend, „dieser Befehl war für mich schier wunderlich zu hören, weil ich erstens nicht Ihr Diener und zweitens nicht allmächtig bin. Doch, da ich Ihren Zustand bereits

zu kennen glaube, werde ich wohl ein Mittel finden, das helfen wird.“

Die Dame richtete sich auf.

„Die gnädige Frau Gräfin,“ fuhr das Männlein fort, „haben die Güte, mich selbst den Lohn für die Heilung bestimmen zu lassen. Das ist billig, wie auch ich billig sein werde. Ich würde mich gerne mit dem Bewußtsein begnügen, einem Menschen mit Hilfe Gottes die Gesundheit gegeben zu haben und oft ist dieses Bewußtsein auch mein einziger Lohn, denn die Hilfebedürftigen, die zu mir kommen, sind in der Regel arme Leute. Aber Ihnen gegenüber, meine Gnädige, ist das anders; Ihnen gegenüber bin ich ein Bettler, ist unser ganzes Dorf ein Bettler. Es kommen selten solche Gäste in unser Thal, wenn aber doch welche kommen, so bringen sie viele Großmuth mit. Und die Gesundheit ist gerade so viel werth, als man hat, um sie zu kaufen, darum ist die Gesundheit der Reichen mehr werth, als die Gesundheit der Armen. — Wegen den Brautschuhen für meine Tochter wären wir im Reinen, aber noch etwas Anderes liegt mir auf dem Herzen. Ich bin Schulvater in diesem Dorfe; aber das ist ein gar wunderliches Amt; so oft ein Mißjahr ist, fängt mir der Schulmeister zu hungern an. Und wo der Schulmeister hungert, wird auch die Gemeinde nicht fett. Hab' mir oft schon gedacht: wenn sich nur einmal so ein Millionär, und wenn's auch eine Millionärin wär', in unser Thal her verrennen thät', gleich müßt' ein Fond gestiftet werden, der dem Schulhause jährlich seine paar hundert Gulden trüge. Das wär' eine große Wohlthat und der Herrgott würde dem gütigen Spender, oder der gütigen Spenderin,

für die drei- oder viertausend Gulden gewiß viel Gesundheit und Wohlergehen verleihen."

„Dreitausend!" preßte die Dame durch die Zähne. „Das ist — unverschämt!"

„Nicht drei, meine Gnädige," sagte der Faltl ruhig, „viertausend wird besser sein."

Die Gräfin machte eine Handbewegung, daß er gehen möge.

Der Wagnerfaltl verbeugte sich und wollte sich entfernen.

Die Dame schien mit sich zu kämpfen, sie war kaum eines Wortes mächtig. Endlich faßte sie krampfhaft das Glöcklein und stieß heraus:

„So — so bleibt!"

Das Männlein kehrte um.

Die Aristokratin öffnete eine Chatouille, welche vor ihr auf dem Tische stand und im nächsten Augenblick hielt sie dem Faltl mit zitternder Hand vier große Geldnoten hin.

Der Häusler streckte seine Hand nicht darnach aus.

„Erst wenn die Heilung vollzogen sein wird," sagte er, „heute bitte ich nur um ein paar bescheinigende Worte von Ihrer Hand."

Fast zähneknirschend reichte die Gräfin nach einigen Augenblicken dem Manne ein Blatt Papier:

„Und jetzt heilt mich, ich bitte, ich bitte euch! Ich bin schwach, es verdrießt mich das Leben, ich habe nicht einmal Freude an meinem Kinde. Alles, Alles möchte ich haben und nichts kann mich befriedigen. O, fühlt meinen Puls! — mein Magen verträgt keine Speisen — in der Nacht

bin ich schlaflos; es brennt mir der Kopf — mein Blut fließt so träge — das Herz will mir still stehen. Dann wogt es wieder und es will mir die Brust zerspringen — dann wird es dunkel vor den Augen — ach, ich habe ein vergiftetes Blut!"

Krampfhaft hielt die Dame den Arm des Mannes umfangen. Die Kammermädchen eilten herein und führten die Kranke gegen das Sofa und suchten sie zu beruhigen.

Später saß Faltl im Vorzimmer neben dem Hofmeister, welcher ihn frug, auf welche Weise die Heilung der Gräfin vor sich gehen sollte.

Der Häusler strich sein Kinn und sagte:

„Das ist ein sehr einfaches und doch wunderbares Mittel; es ist kaum denkbar, daß Sie auf Ihren naturgeschichtlichen und philosophischen Studien nicht darauf gestoßen wären."

Dieses armselige Männlein da sollte also auch studirt haben? dachte sich Herr von Fraisbein, dann entgegnete er:

„Es mag sein, daß ich auf meinen Studien darauf gekommen bin; doch es ist eine sehr lange Zeit verflossen, seitdem ich aus der Schulbank bin; und zudem war mein Studium weder ein medizinisches, noch ein philosophisches. Ich gehöre dem Hof an."

„So komme ich zur Sache," sagte das Männlein unterbrechend, „und es wäre gut, wenn mich die gnädige Frau Gräfin hierin anhören wollte."

Nach den üblichen Anmeldungsformeln traten die beiden Männer wieder in das Gemach der Dame.

„Hinter meinem Häuschen hinauf," begann hier Faltl,

„ist ein Berg, der von da aus in einer halben Stunde bestiegen werden kann. Diesen Berg nennen wir den Kranzkogel und er ist in der Gegend wohl bekannt, weil sich auf der Spitze desselben ein Blutstein befindet. Der Stein liegt seiner Breite nach auf dem Boden und hat in der Mitte eine Höhlung, in welcher das Wunderbare ist. In dieser Höhlung befindet sich immer, auch bei anhaltend trockener Witterung, Wasser, welches, eine gewisse Anzahl Tage zu rechter Zeit und mit rechtem Schick genossen, das Blut reinigt und frisch macht. Der Zustand der gnädigen Frau Gräfin bedingt nun, von morgen an, wo der Neumond eintritt, dreimal neun Tage vor Sonnenaufgang den Berg zu Fuß zu besteigen und genau, während die Sonne über die Berge heraufzieht, mit hohler Hand aus dem Steine drei Schlucke Wasser auf nüchternen Magen zu sich zu nehmen und dazu folgendes Gebetlein zu sprechen:

Wasserlein, Sonnenschein,
Geh' mir durch Mark und Bein,
Geh' mir durch Fleisch und Blut,
Mach's wieder frisch und gut.
Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit,
Zur frischen Morgenzeit
Mach' ich dieses Kreuz auf meinen Leib;
Gott behüte mich in Ewigkeit!

„Ich bitte, vielleicht kann dieses aufgeschrieben werden, es darf kein Wörtchen wegbleiben und keines dazu kommen; und während desselben muß über den ganzen Körper ein Kreuzzeichen gemacht werden. Nochmals bemerke ich, daß diese

Dinge genau zu Sonnenaufgang geschehen, sonst haben sie falsche Wirkung."

Der Hofmeister hatte das Gebetlein mit einem Bleistift in sein Notizbuch geschrieben. Die Gräfin dankte und frug, wann die Heilung vollendet sein werde.

„Wenn die dreimal neun Tage vorüber sind, werden die gnädige Frau Gräfin frisch und gesund sein, wenn Gottes Will'!" sagte Faltl, dann ermahnte er, daß gleich morgen der Anfang gemacht werde, grüßte und verließ die Herrschaft.

„Auf eine Lug gehört eine Watschen (Maulschelle)!" sagte die Schmiedwirthin schmunzelnd zu Faltl, als dieser über die Stiege in das Vorhaus hinab ging; „aber hast schon recht, Gevatter, ein Narr, wer vor einem Goldhaufen steht und nicht in seinen Beutel lügt. Bei den Zeiten muß man den Mantel nach dem Wind drehen; meine Mutter hat oft gesagt: Wenn die Katz' Flügel hätt', wär' schon lang mehr kein Spatz auf dem Dach! Ein Habich ist besser als ein Hättich. Ja, ja, wenn die nobeln Herr'n auch glauben, sie haben die Gescheidtheit mit dem Löffel gefressen, Unsereins ist auch nicht durch den Rauchfang herabgefallen. Haben sie nichts gesagt, Faltl, wie lang wollen sie denn dableiben?"

„Vier Wochen schon gewiß noch."

„Mein! wir können ja die Stuben nicht so lang entrathen; ich und mein Alter müssen derweil die ganz' Zeit auf dem Heuboden liegen."

„Wird auch nicht umsonst sein dürfen; ihr haut euch bei der Gelegenheit leicht ein paar hundert Gulden heraus."

„Ja, Narren hat's geregnet! Mein Mann will den Leuten die Wohnung für die Woche um zwei Gulden lassen. Zehnmal hab' ich ihm's schon gesagt: Die Kuh muß man melken, wenn sie ein volles Euter hat; wenn sie ein leeres hat, kann man sie nicht melken! Ja, wenn ich so red', das ist gerad' so viel, wie wenn ich einen Bettelbuben in die Höll' schmiß, — der Mann läßt sich einmal nichts sagen; er meint, 's wäre Gottes Unrecht, wenn er einmal um ein paar Kreuzer mehr als sonst einstecken thät. Er arbeitet und rackert sich lieber selbst halb zu todt und ißt dazu schwarzes Brot. Nu ja, wie man sich bettet, so liegt man, und wer zum Jäckl geboren ist, der kommt zum Röckl nicht. — Fall' nicht, Faltl, es ist gar so viel finster, und mitten auf dem Hof steht der Streukarren!"

„Werd' das Loch schon finden. Gute Nacht, Schmiedwirthin!" sagte der Häusler und ging durch die Nacht und durch das Dorf seiner Wohnung zu.

In der Nähe derselben stand eine Gestalt, die im Begriffe war, hinter den Zaun zu flüchten.

„Was machst denn du noch da, Bertl?" rief der Faltl.

„Nein," entgegnete der Angesprochene stotternd, „unsere Küh' sind heut' durchgangen; jetzt such' ich sie schon bis in die späte Nacht; wo sie nur sein mögen!"

„Da auf dem Weg nicht und hinter dem Zaun auch nicht. Zieh' dich heim!"

Der Bursche eilte davon.

Mit den Mähern und mit den Holzhackern zugleich zog zur Zeit der Morgenröthe die Gräfin Funkelblut aus.

„Lusti wulauf,
Dös is mei Morg'ngebet,
Und mei ersta Gedonk'n,
Wia's mein Diandl geht!"

sang des Schmiedwirths Großknecht, der Michel.

Gleich ließ sich der lustige Holzhauer Franz vom Hügel herunter vernehmen:

„Und in Michel sei Diandl,
Dös glaubt, es is schön;
Steigt mar auffi auf ihr Kröpfl,
Siacht ma d' Sunn auffa geh'n! —"

Die Gräfin aber hinkte in ihren Pelzen, den Lieblingshund im Arm, still und grämig mitten in ihrem Gefolge vorwärts. Es war ein saurer Gang über das nasse Gras und über die harten Steine aufwärts; und die Glieder waren noch so müde und die Augen so schläfrig. Dazu strich die kalte Luft. Am liebsten wäre die Dame wieder umgekehrt und hätte sich in ihre warmen Seidendecken vergraben; aber der Hofmeister und die Kammermädchen, die sie führten, drängten vorwärts — aufwärts gegen den Kranzkogel — zum Blutstein mit der Wunderquelle — zum Heile.

Das Dorf lag noch fast im Dunkeln, nur die weißen Schindeln des Kirchthurmes leuchteten. Aus allen Schornsteinen stieg blauer Rauch auf; aus den Hütten, die keinen Schornstein hatten, drängte er sich zwischen den Dachbrettern oder den breiten Baumrinden, die als Dachbretter dienten, hervor. Ueberall trieb man die lustig schellenden Heerden aus-

wärts. Die Rinder hüpften und blöckten, die Halter jodelten Almer.

Unsere Gesellschaft kam an dem Häuschen des Wagnerfaltl, des Wunderdoktors, vorüber. Die Thür war offen; ein Kind schrie in der Stube, aber der Faltl und sein Weib mähten draußen auf der Wiese Gras, und Mariann trieb zwei Kühe über ein Feld aufwärts gegen den Wald.

Als Faltl die Herrschaft bemerkte, grüßte er dieser zu und mähte weiter.

Mühevoll und fortwährend seufzend bewegte sich die Gräfin den Berg hinan; er war nicht sehr steil, der Fußweg führte durch einen Wald. Da standen Alle still und sagten: „Ah!“ und schlürften den Harzduft ein. Tausend Vögel sangen; wie Perlen hing es auf den Blättern und Nadeln; goldig waren die Stämme und Aeste von der durchstrahlenden Morgenröthe.

Im Dorfe klang das Morgenglöcklein. Die Gräfin betete; die Anderen sahen die Natur an. Gabriele spähte durch die Zweige und Büsche, ob nicht irgendwo ein Gemslein stehe.

Der Hofmeister drängte ernstlich zum Weitergehen: die Sonne wollte nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Wieder seufzte die Gräfin, doch jetzt lichtete sich der Wald und sie waren auf der Höhe. Da lag ein graubemooster, breiter Stein und in dessen kesselförmiger Einsenkung stand ein sehr klares, ruhiges Wässerlein.

„Zur Stelle, Excellenz,“ sagte Herr von Fraisbein, „bitte, sich vielleicht hier niederzulassen!“

Die Dame ließ das Windspiel auf den Boden gleiten,

sank auf den Stein und stützte ihren Kopf auf die beiden Hände. Die Anderen, die mitgekommen waren, standen feierlich umher und blickten die Wunderstelle an. Gabriele schien Lust zu haben, gleich von dem Wasser zu kosten, doch Klementine wies sie zurück.

Die Comtesse sah sich nach ihrem Lehrer um, allein dieser hatte mit Pater Severin das Dorf etwas später verlassen und war noch nicht da.

„Sagen Sie mir, was ist das für ein Vogel, dort!" frug die Gräfin plötzlich.

„Der dort am Lärchenzweig? Ein Fink, Excellenz," antwortete der Hofmeister, „doch, was bemerke ich, auf der hohen Wand dort scheint schon die Sonne!"

„O, herrlich!" riefen die Gouvernanten und Amand keifte vor Freuden.

Die Gräfin erhob sich langsam und blickte den Hofmeister an.

„Excellenz belieben mit der hohlen Hand das Wasser zu schöpfen und zu trinken!"

Zögernd zog die Dame ihren Handschuh aus und folgte der Weisung. Zuerst schreckte sie vor der eisigen Kälte des Wassers zurück, dann aber bezwang sie sich und trank dreimal. Nach diesem machte sie das Kreuzzeichen über Kopf und Brust und lispelte das bewußte Gebetlein.

Jetzt erhob sich hinter den Bergen gegen Morgen eine rothglühende, funkensprühende Scheibe — lichtgolden wurde der Stein und der Boden, und die Sträuche und die Gestalten warfen lange Schatten über das Haidekraut und die glitzernden Gräser.

Da wollten sie laut aufjauchzen, die Menschen, die weit her aus düsteren, dunstigen Mauern gekommen und jetzt bei der Natur zu Gaste waren.

— O du liebes, im Morgensonnenstrahle verklärtes Alpenland, wie bist du so wunderbar, wie bist du so schön, wie bist Du so unbeschreiblich schön!

Da liegt Alles — Alles in weiter Runde, unter der unermeßlichen, blauen Himmelsglocke. Gegen Abend im Halbkreis das lichte Felsengebirge mit all' seinen wunderlichen Formen, mit seinen Schluchten und Riffen, mit seinen Thürmen und Zacken und Zinnen; die ewigen Felsen, grau geworden in Sturmestosen und Sonnenkosen! — Und gegen Mittag hin liegen die dunkeln Wälder, das üppig bewachsene Bergland mit seinen Geschlägen und Meilern und Köhlerhütten; da wogt frisches, kräftiges Leben in allen Stämmen und in allen Menschen. Und hinter diesen Wäldern zieht sich der blaue Gebirgsstreifen der südlichen Gegenden hin bis gegen Osten. — Unten im engen Thale, inmitten von kleinen Acker- und Wiesengründen liegt das Dorf, und weiter draußen, über einen grünlich blauen Waldhügel ragt der Thurm von Reichau und ein rother Schornstein des Sturmhaus'schen Gewerkes. Links aber, gegen Mitternacht, erhebt sich der nahe Berg mit seinem unabsehbaren lichtgrünen Lärchenwald. Und jedes Einzelne, Kleinste — wer es genau betrachtete, in tiefem Wesen verfolgte — wie wunderbar und wunderbar! — Alles strotzt voll Leben und Frische, nur du, reiche, arme Frau aus der Gesellschaft Höhe, du bettelst hier und wimmerst in Wahnwitz zur Natur um dein Sein. Die Natur ist die Allmacht, die in und aus sich selbst besteht durch

ewige Gesetze — du aber, Gräfin, siehst sie an für eine Hexe! — Selbst in den feinsten Kreisen der Gesellschaft kann der Mensch so weit kommen, wird in der Erziehung das echt Menschliche vernachlässigt und an dessen Stelle gesetzt das Vorurtheil gegen alles Natürliche. Alle, Alle sind wir abhängig von den gegebenen Verhältnissen; durch unnatürliche Verrenkung unserer Lebensweise, durch Ueberfeinerung unserer Sitten können wir ihnen nicht entfliehen. Uns durch eine naturgemäße Ausbildung diesen Verhältnissen anpassen, ist Alles, was wir thun können. — Die besseren Stände thun es auch, aber Ausnahmen gibt es selbst in den höchsten Kreisen.

Lange saß die Dame noch auf dem Stein und sah um sich und ließ sich auf Manches aufmerksam machen und ließ sich Manches erklären. Sie hatte den Pelz zurückgeschlagen — es schien ja die Sonne schon warm. Noch einmal hätte sie trinken mögen vom frischen Wässerlein, allein der Wunderdoktor hatte nicht davon gesprochen.

„Parbleu!" sagte sie plötzlich. „Ein andersmal nehmen wir das Dejeuner mit herauf!"

Dann stiegen sie wieder hinab gegen das Dorf zum Frühstück und zur Messe. —

Hans und Pater Severin waren im Aufwärtsgehen absichtlich zurückgeblieben.

Hans lebte den Grundsätzen der Zeit; der Pater hielt ihn deswegen halb und halb für einen Ketzer, und hatte sich vorgenommen, den jungen Mann einmal darüber zur Rede zu stellen und ihn wo möglich zu bekehren.

Die heutige Gelegenheit hatte er somit ergriffen und

hielt nun dem Jüngling eine lange Rede, in welcher er besonders die alleinseligmachende, katholische Kirche und die Vollkommenheit des Episkopates und des heiligen Vaters betonte.

Hans hörte der Rede ruhig und aufmerksam zu, bis Pater Severin endlich schwieg, in der Ueberzeugung, der junge Mann müsse nun sehr erbaut sein und in sich gehen.

Allein dieser ging nicht einmal in das Gespräch ein, noch weniger in sich. Er lenkte die Unterhaltung auf das Bürgerthum, den Bauernstand, er sprach von der Schule und dem Aberglauben.

„Ja, leider schiebt man den Aberglauben und das eingefleischte Vorurtheil des Bauernvolkes auch unserer heiligen Religion in die Schuhe," versetzte der Pater, „aber hierin ist sie so unschuldig, wie in vielem Anderen, weswillen sie angeklagt wird. In den meisten Fällen ist der Aberglaube ein Ueberbleibsel des Heidenthumes, nur in wenigen entsprang er dem Fanatismus müßiger Köpfe oder schlauer, boshafter Gesellen. Ich bin einverstanden, daß gegen den Aberglauben die Schule das beste Mittel ist, wie überhaupt eine christliche Schule, wie sie das Priesterthum und der Adel zu eigen hat, das Glück der Menschheit zur Folge haben muß."

„Was sagen Hochwürden zum Blutstein auf dem Kranzkogel?" frug Hans etwas beißend.

„Daß er unserer Gnädigen zum Heile wird," antwortete der Pater kurz, aber mit vielsagender Miene.

Man hörte die Gesellschaft, die bereits von der Höhe zurückkehrte. Sie war sehr heiter, selbst die Gräfin machte ein vergnügtes Gesicht. Freundlich reichte sie dem Beichtvater

die Hand zum Kusse und richtete an Hans einige wohlwollende Worte, die mit der scherzhaften Bemerkung schlossen, ob er die Comtesse nicht wieder einmal auf die Pürsch führen wolle.

Hans verbeugte sich etwas erröthend; dann sagte er den übrigen Damen einige Verbindlichkeiten, theilte dem Hofmeister mit, daß er noch einige Zeit im Walde zu bleiben gedenke, um den Morgen zu genießen, grüßte dann und schritt allein unter den Bäumen aufwärts.

Gabriele sah ihrem Lehrer eine Weile nach, zerknickte dann ein Lärchenreis, warf es weg und folgte der Gesellschaft.

Ein Naturkundiger, wenn er durch den Wald geht, sieht keine Steine und Bäume, sondern nur Mineralien und Pflanzen. Er kennt ihre Beschaffenheit und ihre Verhältnisse. Freilich kann er nicht sentimentale Poeterei treiben; er kann die Bäume nicht reden, er kann die Blumen sich nicht lieben lassen; er kann den Steinen nicht ewigen Schlaf, er kann dem Reh nicht verliebtes Träumen andichten. Die Wissenschaft erlaubt es nicht. Aber die Wissenschaft hat ihm ein anderes Feld der Poesie angewiesen; sie zeigt ihm das Werden und Bestehen aller Dinge nach den Gesetzen der Natur, und hier im Denken weist sich des Wunderbaren und Poesievollen so viel und so wahr, daß die Dichtung des blos Fühlenden dagegen wie Schaum zergeht.

Hans war immer glücklich, wenn er sich mitten in diesem Leben und Walten befand, und Alles beobachten konnte und verstand. Aber er forschte stets weiter, immer tiefer und

klarer wurde sein Blick, und mitten darin in dieser wunderbaren Welt, die nur der durch die Wissenschaft Erwählte und Geheiligte sieht und versteht, fand er als Kern immer wieder sich selbst.

Heute saß Hans auf einem Stein und sah einigen gelben Lorcheln zu, die in der letzten Nacht aufgestanden sein mochten. Sie waren so zart und regelmäßig in ihren unzähligen Fasern und Blättchen und Zellchen; keine Menschenkunst ist im Stand Aehnliches hervorzubringen, und hier wurde es in einer Nacht und es wurde aus sich selbst, wie ja im Grunde doch auch der Mensch, ist seine Bedingung gegeben, aus sich selbst wird, wie er, unbeeinflußt von Gefühl und Vernunft, sich fertig wächst nach Gesetzen der Natur, und er nur diesen untergeordnet ist, wie die Pflanze und wie das Mineral. —

Aehnliche Gedanken hatten die Schwämme aus der Erde dem Jüngling gebracht. Nun aber wurde dieser in seinem Sinnen gestört.

„Just vom Anschauen allein bin ich auch noch nie fett geworden!" schrie hinter ihm eine lustige Stimme. Es war Mariann, welche die Kühe ihres Vaters in den Wald getrieben hatte und nun im Nachhausegehen Schwämme sammelte und diese in ein aufgeschürztes Vortuch that. Sie war wieder in dem einfachen Röcklein und mit bloßen Füßen. „Will Er sie? Sonst nimm ich sie," sagte das Mädchen, als sich Hans überrascht gegen sie umgekehrt hatte.

„Mariann," entgegnete Hans, das Mädchen vom Wagnerhäuschen gleich erkennend, „willst du die Schwämme da? Die hab' ich gefunden und sie gehören eigentlich mir."

„Meinetwegen schon; aber meine Mutter hat immer gesagt, die Schwämme und die Waldbeer' und das Wild hat der Herrgott für die armen Leut' wachsen lassen."

„Seid ihr denn arm?"

„Gerade von Ihm ließ ich mir nichts schenken," versetzte das Mädchen schnippisch.

„Wenn ich aber jetzt sagen thät: Mariann, ich geb' dir für die Schwämme da meine silberne Uhr?"

Das Mädchen erröthete.

„Ich hab' schon eine Uhr," sagte sie dann, „wenn sie auch nicht von Silber ist, so wird sie wohl von Blech sein, und sie ist mir lieber wie die Seine da."

Der junge Mann hatte es wohl nicht verstanden, was ihm das Mädchen jetzt gesagt hatte; er wußte es nicht, was in jener Gegend die Sackuhr bei einem Bauernmädchen zu bedeuten hat. — Er sah das heitere Kind lächelnd an.

„Er hat schon nichts Gutes unter dem Hütl," lachte Mariann, „wenn man zu Ihm kommt, so wär's gottswahrhaftig Noth, man hätt' einen Zatsch mit einer Feigenwurzel um den Hals; Er schaut Einen so verzwickt an. Thät' mich gleich fürchten vor Ihm im Wald, wenn Er nicht so gutmüthige Augen hätt'. Und jetzt weg da, ich nehm' die Schwämm'!"

Das Mädchen bückte sich vor Hans und faßte die Lorcheln in die Schürze. Er sah ihm zu, er strich sich die langen, dunkeln Haare aus der Stirne.

„Warum läßt du den grauen Pilz dort stehen, Mariann?"

„Den dort beim Baumstock? Bedank' mich schön, das

ist ja ein' Rabeneier und wenn man so ein's ißt, so wachsen Einem Klauen an den Fingern."

„Du albernes Kind, das ist ja ein Fadenpilz und das sind die besten Schwämme. Thu' das, was ich dir jetzt sag': Nimm den Schwamm mit nach Hause, schneide ihm die Wurzel ab und wasche ihn, dann zerkleinere ihn in Blättchen und röste diese in Milch und Butter; gib dann ein wenig Gewürze dazu und dann iß ihn. Thue das!"

„Mein! aber Er thut g'rad', wie wenn Er's Wasser trüb machen könnt'. Und Er sagt das so ernsthaftig, daß es ein Dummer schier glauben möcht'. Ja, Ihn thät's freilich nicht brennen, wenn ich Rabenklauen kriegen thät!"

„Mariann, mach' mir eine Freude und bereite den Schwamm, wie ich dir gesagt hab'. Dann komm' ich in euer Haus und verzehre ihn und geb' dir einen Zwanziger dafür."

Das Mädchen sah Hans an:

„Man weiß gar nicht, was man denken soll von Ihm, Er schaut sonst nicht einfältig aus. — Aber machen will ich's schon. Komm' Er halt zu Mittag, werd's schon sagen daheim. Uh Josl maron! — Aber schau' Er!"

Das Mädchen begann zu lachen und lachte so, daß es seinen leichten Busen schüttelte und ihm die Schwämme schier wieder aus der Schürze gefallen wären.

„Warum lachst du?" frug Hans selbst schmunzelnd. Mariann zeigte mit dem Finger auf ihn, konnte aber vor Lachen kein Wort hervorbringen.

„Ja, du bist ja kindisch! Lachst du mich aus?"

„Nein, Ihn nicht, aber" — — jetzt lachte sie noch

heftiger. „Ueber Seinen Buckel steigt eine Häuselschneck' hinauf!“ rief sie endlich.

Jetzt mußte doch auch Hans lachen. Dann wollte er nach dem Thierchen greifen.

„Lass' Er's gehen, lass' Er's gehen!“ schrie das Mädchen, ihm die Hand haltend. „Muß wissen, ob die Schneck' über die rechte oder über die linke Achsel kriecht. Sitz' Er g'rad' und sei Er ruhig!“

Der junge Mann stellte sich, wie ihn das Mädchen meisterte und blieb ruhig. Mariann stand mit erhobenem Finger neben ihm und verfolgte den langsamen Lauf des Thieres. Gerade unter dem Rockkragen blieb dieses eine Weile stehen, aber endlich wendete es sich und kroch der rechten Achsel zu.

Das Mädchen jubelte.

„Ei, was machst du denn mit mir!“ lachte Hans und lugte auf die Schulter, über welche das langgehörnte Wesen herüber sah.

„Jetzt weiß ich's und jetzt weiß ich's!“ sagte Mariann; „und jetzt glaub' ich's auch wegen des Schwammes. Kennt Er's nicht, das von der Schneck'? Wenn einem Menschen eine Schneck' über die linke Achsel kriecht, so bedeutet das Falschheit; wem sie aber über die rechte Achsel lauft, der hat ein aufrichtiges und ein treues Herz! — Jetzt glaub' ich Ihm schon, was Er sagt. Will Er die Schneck' haben? Sonst nehm' ich sie mit für das Lenerl. Ich muß aber jetzt weiter, muß wohl die Füß' über die Achsel nehmen, daß ich heimkomm'; 's ist wohl wahr, was meine Mutter sagt, bin ein Plaudermaul, wenn ich anfang'. Den Schwamm da nehm' ich; wenn Er kommen will zum Essen, so komm'

Er; ich ess' auch mit, aber den Zwanziger nehm' ich nicht. Ja, wir heißen diese Schwämm' halt die Rabeneier; aber wenn Er meint, daß das mit den Klauen nichts ist, so glaub' ich's Ihm. Unsereins ist nicht studirt und weiß halt nur, was man sagen hört."

„Ich will dich begleiten, Mariann," sagte Hans.

„Wehren kann ich's Ihm nicht, aber ich find' allein auch heim."

So das Mädchen, und mit Schwamm und Schnecke eilte es davon.

Der Jüngling blickte ihm nach. Als es seinen Augen entschwunden war, pflückte er ein Masliebchen, zupfte ihm sinnend einige Blätter aus, aber noch bevor das Spiel zu Ende war, warf er das Blümchen auf das Moos.

Er ging tiefer waldeinwärts. An einem Wässerlein stand er still und sah hinein. In sein Notizbuch schrieb er Worte. —

Dann stieg er langsam hinab gegen das Dorf, kehrte beim Wagnerfaltl ein und aß mit Mariann den Schwamm.

„Du Kindisch!" schmollte die alte Häuslerin zu ihrer Tochter. „'s wird dir schon recht geschehen, warum mußt von jeder Laus ein Bügl haben!"

„Jetzt, warum soll so ein Schwamm nicht zum essen sein?" entgegnete das Mädchen.

„Na ja, unser Herrgott wird's schon wissen, warum er der Gais den Schweif nicht hat wachsen lassen! — Ich lach', wenn dir die Klauen recht wachsen!"

Das Mädchen entgegnete nichts mehr, sondern aß. Plötzlich aber sagte es: „Jetzt hat Der noch den Schnecken-

weg auf dem Buckel!" und wischte mit der Schürze die glitzernde Spur des Thieres von Hansens Rock.

„Bist schon recht bekannt mit dem Herrn," bemerkte Faltl, der an dem Tische saß und malte.

Hans frug den Häusler, was er male.

„Den Reitsteiger Bauersleuten ihr Gelübdetaferl," sagte Faltl. „Das kommt in die Kapelle am Grünanger d'rin im Gemsgebirg."

Er malte einen Mann und ein Weib in Bauerntracht, welche neben einander knieten und ihre gefalteten Hände zu einem Popanz erhoben, der in einer Wolke schwebte.

„Kunstwerk wird's just kein's," sagte Faltl, „ich hab' das Zeug nie gelernt, dennoch aber könnte ich es besser machen, als ich's hier thue, aber ich darf nicht. Sie sehen, ich male auf nacktes Holz; wenn ich diesen gefalteten Händen hier nicht einen ungeheuren Rosenkranz anhinge und wenn ich den blauen Himmel um das Bild in den Wolken nicht mit gelben Strahlen bekleckste, so gefiele es den Leuten nicht. — Sehen Sie, gerade in dieser Grünanger-Kapelle war's. Da steht auf dem Altare ein hölzernes Muttergottesbild, wie Sie sich nichts Geschmackloseres und Lächerlicheres denken können. Das Gesicht ist roth bemalt, die aus dem breiten, grinsenden Mund hervorstehenden Zähne sind gelb. Die Nase ist lang und sehr spitzig, als Augen sind an beiden Seiten der Nase zwei Schuhnägelköpfe eingeschlagen. In der Brust dieser Gestalt stecken sieben lange, rothe Holzstäbe, welche sieben Schwerter vorstellen sollen. Die braunen Hände sehen aus wie Klauen. Der übrige Theil der Gestalt ist ein roher

Holzklotz. Ich habe das Bild hier möglichst getreu nachzumalen gesucht und ich habe es mit Wolken und Strahlen umgeben. Der scheußliche Popanz, müssen Sie wissen, wird in der ganzen Gegend als wunderthätig verehrt und zur Sommerszeit ziehen viele Wallfahrerschaaren in das Gemsgebirge zur Kapelle. Ein alter Speikgräber, heißt es, habe das Bild vor vielen Jahren im Gestein gefunden und es seien viele Mirakel bei demselben geschehen. Wenn man die Figur sieht, so meint man, es sei unmöglich, daß ein Mensch vor derselben auch nur die geringste Andacht haben könnte; und es ist allerdings ein Wunder, wenn man das Bild sieht und nicht auflacht. — Der Herr Sturmhaus draußen ist ein bigotter Mann; aber an ihm ist, als er einmal auf seinem Pürschen die Kapelle besuchte, das Wunder nicht geschehen, er hat aufgelacht. Er fand sich sofort bewogen, ein altes, kunstvolles Muttergottesbild, welches er in seinem Hause besaß, der Kapelle zu schenken, und so wurde dasselbe an die Stelle der geschmacklosen Statue gestellt. Von dieser Zeit aber war die Kapelle vereinsamt und Niemand verrichtete vor dem neuen Bilde seine Andacht, bis wieder das alte mit den Schuhnägelaugen auf dem Altare stand.

Hans dachte über das eben Gesagte nach, er erinnerte sich an die wilden Völkerstämme Afrika's und Amerika's, die auch die häßlichsten und widersinnigsten Gestalten als Gottheiten verehren.

Das Bild war fertig; Faltl schrieb unten hin noch folgende Worte, die ihm die Reidsteiger Bauersleute angegeben hatten: „Durch eine verleumderische Zunge wurde unser ehelicher Friede gestört; in dieser Noth bitte ich dich,

du schmerzhafte Mutter von Grünanger, du wolltest dich meiner erbarmen und uns den Frieden wieder schenken."

Hans las die Worte, er wurde eigenthümlich von denselben ergriffen. Das war wahre Frömmigkeit, das war das Ringen zum Rechten! — Erbärmliche Abgötterei gepaart mit sittlicher Religiosität.

Später dachte Hans auch nach über den Mann, der vor ihm saß und malte. Es überraschte ihn die gebildete Sprache, in der er zu ihm sprach, und von der die rauhen landesüblichen Ausdrücke sonderbar abstachen, die er dann und wann zu seiner Familie sagte.

„Ihre Herrschaft war also heute Morgens wirklich auf dem Kranzkogel!" sagte Faltl, als er das Bild zum Trocknen in das offene Fenster lehnte.

„Allerdings," antwortete Hans; er wußte nicht, sollte er über das abergläubische Gebahren seiner Herrschaft seinen Aerger auslassen, oder dasselbe als einen gewöhnlichen, absichtslosen Spaziergang auf den Berg zu beschönigen suchen. Er that keines von beiden, sondern schwieg.

„Das wird sie nun täglich fortsetzen und — ich bin der Wunderdoktor," versetzte der Häusler nach einer Weile, als läge ihm daran, das Gespräch auf den Gegenstand zu lenken. „Als Sie mich vor ein paar Tagen hinter dem Dorfe nach einem Arzte frugen, wußte ich sogleich, daß Sie nach mir forschten, obwohl mir noch nicht klar war, zu welchem Zwecke. Man hat mich schon einige Male der Quacksalberei angeklagt und eingesperrt, und da wird man ein wenig mißtrauisch. — Es kommen viele Kranke zu mir; meine Methode ist, daß ich diesen durch irgend etwas Sinn-

liches das Vertrauen und die Hoffnung auf Genesung beibringe; die Heilung und Genesung selbst überlasse ich der Natur. — Geh' mir aber jetzt gleich auf den Krautacker, Mariann, und setz' die Pflanzen ein; heut' hast dir ja noch gar keine Suppe verdient und willst doch Brocken auch haben."

Das Mädchen that dem Lenerl, welches an der Ofenbank spielte, noch die Schnecke zurecht und verließ die Stube.

Hans dankte für das Schwammgericht und schickte sich zum Gehen an. Faltl sagte, daß ihm sein Haus zu jeder Zeit offen stehe.

Der Jüngling eilte in das Dorf.

Die Gräfin saß verschleiert im Freien unter dem Lärchbaum und wiegte das Schooßhündchen. Neben ihr saß Pater Severin und hielt ein Buch in der Hand.

Gabriele und die Gouvernanten und der Hofmeister waren auf der Tenne und sahen scherzend den Arbeitern zu. Der Schmiedwirth führte Heu ein. Der Karrenbaum kollerte auf den glatten Boden, und die Wirthin, die im Stadl das Heu zusammenbauschte, schrie dem Fuhrmann lustig zu:

„Lass' nur recht den Bindbaum pumpern, daß die Rüben wachsen!"

Das waren nun seltsame Tage für die Gräfin Funkelblut. An jedem Morgen, gerade zur Stunde, wo sie gewohnt war am besten einzuschlafen, wurde sie sehr höflich geweckt. Es ging schwer, selbst als sie schon wach war. Zuerst mußte der Amand her, und erst nachdem sie diesen eine Weile gekost hatte, ließ sie sich ankleiden. Die Gräfin hätte sich im Dorfe eine Sänfte machen lassen, aber der Wagnerfaltl war

entschieden gegen den Gebrauch derselben; er sagte, wenn der Kranzkogel nicht zu Fuß bestiegen werde, so sei die Kur vergebens, das läge so in der Natur der Sache. Somit mußte sich die Dame bequemen.

Wenn sie aber einmal auf dem Wege war, ging sie ruhig weiter, zeitweise sogar ohne Stütze.

Auf dem Berg neben dem Blutstein wurde immer das Frühstück gekocht und die Gesellschaft war dabei heiter. Selbst die Gräfin trank Thee und mitunter sogar Milch, was sie in der Stadt nie gethan hatte. Nachdem sie sich bei dem Wunderdoktor, der sich auch einige Male auf dem Kranzkogel eingefunden, Erkundigung darüber eingeholt hatte, trank sie auch mehr Wasser aus dem Stein. — Die Schönheiten vom Berge aus zu sehen waren fast täglich andere. Oft lagen Nebel in den Thälern, daß es aussah, wie ein grauer See; oft sah man es in diesen Nebeln buntfarbig leuchten und wogen, als ob ein Sturm in ihnen wüthete; dann stiegen sie sonderbar gestaltet langsam auf und schmiegten sich an die Felswände, dann verspürte man oft leichte Windstöße und die Sonne war matt, so daß man sie ansehen konnte. In solchen Fällen mahnte der Faltl oder Hans immer an das Aufbrechen und es folgte auch bald Regenwetter.

Einmal war am Morgen der Himmel so umzogen, daß der Sonnenaufgang gar nicht bemerkbar war. Die Kranke mußte ihre drei Wasserschlucke nur zur muthmaßlichen Zeit nehmen; es schien aber, daß sie den rechten Moment nicht getroffen hatte, denn an demselben Tag befand sie sich unwohler.

Den Rückweg machten sie öfters auch zur entgegenge-

setzten Seite, auf welcher sie in eine Schlucht kamen, in der eine sehr kühle Luft lag. In der Schlucht weideten Ziegen und die Gräfin ließ sich von der Hirtin einmal Ziegenmilch reichen. Ein anderes Mal sah die Dame wieder einem Ackerer zu, wie der Pflug langsam das Feld durchschnitt und die Schollen umlegte. Darauf ließ sie sich von dem Landmann die Geschichte des Brotes vom Pflug bis zum Tischmesser erzählen, wobei sie jedoch gähnte. Mehr Interesse hatte sie an Kohlenmeilern, und vor einem solchen machte sie einmal die nicht geistlose Bemerkung:

„So ein Meiler ist die Amme des Schwertes.“

„Aber auch des Pfluges und des Hammers, Excellenz!“ entgegnete Hans, der gerade daneben stand. „Auch der Pflug nährt und wächst sich stark an der Kohle. Der Pflug und das Schwert sind Brüder, nur daß ersterer daheim bei seiner Mutter bleibt und das Feld bebaut, während letzterer unter die Soldaten ging.“

Alles schwieg. Hans aber fuhr nach einer Weile fort:

„Das Schwert war ein tapferer Recke und hatte viele Heldenthaten gethan, deshalb war es auch stolz; und als es einmal zu seinem Bruder, dem Pflug, heim auf Besuch kam, nannte es diesen einen wühlenden Maulwurf. Als aber der Frühling kam, war das Schwert roth und rostig und auf dem Felde desselben lag grausige Verwesung; der Pflug aber strahlte in der Morgensonne wie Silber und auf seinem Felde grünte die Frucht seiner Arbeit in freudiger Hoffnung!“

Die Gräfin streichelte ihr Windspiel und sagte halblaut:

„Amand, wenn du einmal so predigen könntest!“

Sie war nicht so albern, sie hatte den Hieb bemerkt.

Hans stellte sich in den Hintergrund, aber Gabriele sprang auf ihn zu und ihn am Rocke zupfend, frug sie auf französisch:

„Hat mein Meister diese Mähr selbst erdichtet?“

Der Jüngling lächelte und schwieg.

„Dann gebührt ihm die Medaille für Kunst und Wissenschaft,“ scherzte die Comtesse, und steckte dem jungen Mann eine Gentiane in das Knopfloch.

„Komm' zu mir, meine Tochter!“ rief die Gräfin, und Gabriele eilte zu ihrer Mutter. —

Eines schönen Nachmittags beschloß die Herrschaft, das Eisenwerk des Herrn Sturmhaus zu besuchen. Die Wägen wurden bestellt und so fuhren sie Alle, wie sie gekommen waren, auswärts gegen den Markt Reichau. Das Werk ist groß und weitläufig und es arbeiten viele Leute in demselben. Es wird aus Roheisen, welches man aus dem bedeutend entfernten Erzberg herbeischafft, Schmiedeisen und theilweise Stahl erzeugt.

Die Gräfin ging in keine der lauten, dunkeln Werkstätten; sie setzte sich am Eingange einer derselben auf eine Bank und sah nur den rothen Schein der Essen und die feuersprühenden Eisenklumpen durch die finsteren Räume schweben, und hörte das Klingen und Pochen der Zangen und Platten und Hämmer. Die Männer schritten durch die Werkstatt und Gabriele hielt sich an den Arm ihres Lehrers und blieb nicht zurück. Sie zitterte, als sie an den brüllenden Essen, an den hochglühenden Oefen vorüberkamen, sie konnte in der ungewohnten Hitze kaum Athem schöpfen. Und wenn erst gar ein weißfunkelnder Klumpen an ihr vorüber-

flog und unmittelbar in ihrer Nähe der wuchtige Hammer auf denselben niederfiel, daß nach allen Richtungen tausend Funken stoben, da schrie sie auf und meinte, sie sei verloren im Feuerregen, und sie schmiegte sich angstvoll an Hans.

Dieser stand ruhig mitten im Flammensprühen und lächelte. Und er hatte einst gezittert vor dem kleinen Fünklein, das er auf dem Heideck gegen die Gemse loslassen sollte.

Sturmhaus war Führer, erklärte den Städtern Alles und Jedes, und mitten in den Funken sprach er zwar laut, aber so ruhig, als stünde er draußen im milden Sonnenschein. Er erzählte von der Gewinnung des Erzes durch den Bergbau, vom Kobern und Rösten desselben, von den Hochöfen, in welchen es geschmolzen, theilweise von Schlacken gereinigt und zu Roheisen wird. Und er erzählte von dem Frischen und Bessemern, wodurch das Eisen immer mehr und mehr gereinigt, endlich zum feinsten Stahle wird.

Und durch die Hütten eilen und poltern die schwarzen, schwitzenden, halbnackten Arbeiter; diese ziehen, Andere schieben, Andere leiten riesige Maschinen und wieder Andere legen die grauen, fertigen Eisenstangen in Stöße, daß es klingt und schrillt. Es schnauben Dampfmaschinen, es rauscht Wasser, daß es fast zum Taubwerden ist.

Gabriele bat ihren Begleiter recht innig, daß er sie aus diesem Gewirre herausführe.

„Das ist das Haus des Hammers," sagte Hans, „und der Hammer ist der Vater des Pfluges und des Schwertes. Ist meine liebe Schülerin zufrieden mit der Menschen Arbeit?" Die Comtesse erinnerte sich an das Märchen von letzther.

Als die Gesellschaft Alles besehen hatte, machte Herr

Sturmhaus eine sehr höfliche Einladung: Die Herrschaften möchten ihm und seinem Hause die Ehre anthun, eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen.

Die Gräfin ließ sich wiederholt bitten, in das Haus zu kommen, welches am Wege vor dem Werke steht und sich durch Größe und Eleganz von den Arbeiterwohnungen auszeichnet.

Frau Sturmhaus selbst kam heraus, bat die Aristokratin „um die Ehre“ und wollte ihr die Hand küssen.

„Protestir'!“ sagte die Gräfin, ging dann aber doch in das Haus.

Als sie in dem großen, modernen Speisezimmer um den gedeckten Tisch saßen und sich an den kalten Speisen und den feinen Weinen labten, that die Gräfin die Bemerkung, daß sie es gar nicht geahnt habe, in dieser Gegend solchen Comfort zu finden, und sie zöge es doch wohl vor, die Sommerfrische in Reichau, als in diesem verrotteten Dorfe d'rin zu genießen, wenn sie den Ort nicht der herrlichen Partien in's Gemsgebirge wegen gewählt hätte. Von der Wunderkur auf dem Kranzkogel und von ihrem Zustande, der sich übrigens in den letzten Tagen wirklich etwas gebessert hatte, ließ sie nichts merken. Ob sie es denn nicht ahnte, daß man bereits allerorts davon wußte und sich darüber sehr Verschiedenes in die Ohren munkelte?

Die Gouvernanten lobten zu einander flüsternd die Schinken und das Hausbrot sehr; der Hofmeister rühmte das ganz besondere Bouquet des Weines; Pater Severin neigte zu diesen Aeußerungen sehr beistimmend den Kopf und aß und trank.

Das Gespräch drehte sich anfangs um die Zustände des Ortes, um das gar entsetzlich einfältige Bauernvolk, um das grobe, aufgeklärt sein wollende Bürgerthum, das in seinem liberalen Zeitungswahne von nichts Anderem reden könne, als von den Pfaffen, die man im Beichtstuhle anzünden und von der Kanzel schießen sollte und so weiter.

„Leider zu wahr!“ fiel Hans ein. „Dem Bauernvolk wird der humane Geist ganz vorenthalten, ein Theil des Bürgerthums aber, besonders auf dem Lande, faßt ihn total verkehrt auf. Es schmäht wohl das Verrottete, aber handelt es sich um Opfer, so treten solche Leute, wie ich sie meine, zurück, dann verweigern sie dem Volksrechte ihre gemeinsame Kraft, dann versagen sie der Schule die nöthige Unterstützung.“

„Bah, Schule,“ sagte der Hofmeister wegwerfend, „der Bürger mag sein Handwerk lernen, und der Bauer hat das Ackern von seinem Vater.“

„Allerdings,“ versetzte Hans, „aber dies reicht bei Weitem nicht —“

„Ist gut,“ unterbrach ihn der Hofmeister herrisch, „Sie vertreten die Partei, zu der Sie gehören; Sie sind in politischer und socialer Beziehung unser Gegner.“

Die Gräfin hatte, da sie nichts mehr genoß, während dieser Erörterungen mehrere Male gegähnt, und wenn das drollige Schooßhündchen sie nicht ein wenig unterhalten hätte, wäre sie eingeschlummert. Als sie nun aber hörte, daß der Lehrer ihrer Tochter ihr Gegner sei, wurde sie aufmerksam.

Pater Severin, der seinen leiblichen Bedürfnissen bereits halb und halb Genüge gethan hatte, so weit es einem Priester

des Herrn ansteht, bemerkte die Aufmerksamkeit der Gräfin. Seit jenem Morgengespräch mit Hans, bei welchem er den Kürzeren zog, trug der Pater einen Plan mit sich herum, den er heute, bei den vorhergegangenen Reden, auszuführen nicht für ungelegen fand. Hans stand mit seinen Ideen allein da; er hatte heute die Gesellschaft vielleicht gar schon ein wenig gereizt, er war also jeglichem Angriff gegenüber entschieden im Nachtheil.

Und Pater Severin machte einen Angriff gegen Hans. Er wußte das Gespräch auf das religiöse Gebiet zu führen, er deutete an, daß die Religion besonders in der Erziehung den wesentlichsten Einfluß habe und daß sohin Erziehern und Lehrern eine religiöse, gut katholische Gesinnung nicht genug zu empfehlen sei.

„Es sollte mich sehr freuen, wenn ich irre," fuhr der Pater fort, „allein einzelne Aeußerungen unseres Erziehers, des Herrn Johannes, und namentlich verschiedene Aufsätze, die er durch confessionslose Blätter im Volke verbreitet, haben mich mit einiger Besorgniß erfüllt. Ich, als Beichtvater, gewissermaßen als geistlicher Hüter des edlen Hauses Funkelblut, halte es für meine heilige Pflicht, den Charakter des Herrn Johannes einem wachsamen Auge zu empfehlen. Insonderheit däuchte es mir gut, Herrn Johannes offen um seine Confession und religiöse Ansicht zu fragen und ihn über so manche seiner mündlichen und schriftlichen Aeußerungen um Rechenschaft zu bitten."

Die Gräfin hatte während dieser Rede einige Male mit dem Kopfe genickt und blickte jetzt finster auf den Lehrer ihrer Tochter.

Alles schwieg. Hans war ruhig, nur hatten sich seine Wangen etwas geröthet. Jetzt erhob er sich, und zur Gräfin gewendet sagte er leise: „Die Anklage ist vom Zaune gebrochen, aber meine Herrschaft erwartet, daß ich mich vertheidige. Ich bemerke nur, daß es taktlos ist, das gastliche Haus unseres Wirthes zu einer öffentlichen Gerichtsstube für Privatangelegenheiten zu mißbrauchen und vor Ihrer Tochter, Frau Gräfin, Erörterungen zu pflegen, deren Sinn dem kindlichen Gemüthe ferne liegen muß. Allein, da die Anklage hier geschehen ist, so sei mir hier auch die Entgegnung erlaubt. Zwar bedürfen meine Prinzipe keiner Vertheidigung; ich bin Christ und bekenne mich zur Religion der Liebe und Humanität, wie sie Christus gestiftet hat, und ich wünsche, daß sie durch eine gründliche Reinigung allen Verhältnissen der Menschen entsprechend, Allen gemeinsam werde. — Ist es mir erlaubt, eine Parabel zu erzählen, so verzichte ich auf jedes andere Wort und Sie mögen mich richten."

Hans blickte im Kreise umher. Da Alles schwieg, so nahm er wieder das Wort:

„Ein Mann arbeitete einst im dunkeln Schachte und förderte einen Stoff hervor, den er nicht kannte. Ein Gelehrter, den er darob zu Rathe zog, sagte, daß der Stoff an und für sich gar werthvoll, aber in diesem Zustande nutzlos sei; er müsse in's Feuer. Nun that der Arbeiter den Stoff, den er Erz nannte, in einen mächtigen Ofen, in welchem er zur Flüssigkeit schmolz. Das war nun ein Anderes und als es hart geworden, klang es und war sehr schwer, und der Gelehrte sagte wieder davon, es sei werthvoll, aber in diesem Zustande nutzlos. Sofort that es der Arbeiter zum

zweiten Male in's Feuer, und es wurde glühend, und es sprühte und die Schlacken flogen nach allen Seiten. Und aus den Gluthen heraus kam es unter den Hammer und es gingen nun aus dem Stoffe Gestalten hervor, welche man als Werkzeug in Wald und Feld, in der Werkstatt und auf Bahnen und Straßen nützlich verwendete. Da hatte der Arbeiter eine große Freude, aber der Gelehrte kam wieder und sagte: das Werk ist gelungen, aber nicht vollständig; der Stoff, den du, fleißiger Arbeiter, aus der Erde hervorgeholt hast, ist so edel, daß er allen Menschen zum unendlichen Nutzen werden kann. Wohl hat nun der Holzhauer seine Axt, der Landmann seinen Pflug, der Krieger sein Schwert; wohl hat der Handwerker seinen Hammer und der Kaufmann seine eisernen Straßen, — der Mann der geistigen Arbeit aber, der Mann der Wissenschaft ist bisher leer ausgegangen. Wirf den Stoff zum dritten Mal in das Feuer; ziehe und dehne ihn mit der Zange, presse und quetsche ihn mit dem wuchtigen Hammer und kühle ihn dann zu rechter Zeit. — Und siehe, der Stoff kam nochmals in den glühenden Ofen, und die Flammen zehrten an ihm und es kam die Zange und zwickte und dehnte an ihm und es kam der Hammer und schlug und preßte ihn. Und da flogen immer Funken und Schlacken hinweg; die Schlacken waren roth und leuchteten, und Kinder, die umherstanden, hatten eine große Freude an den glitzernden Dingen und meinten, es sei schade, daß sie so nutzlos abseits flögen. Aber als diese verglüht waren, da waren sie nichts als Ruß und schmutzige Schlacken. Der Stoff selbst aber zeigte sich, als er abgekühlt war, zart und fein und glänzte wie Silber, und es waren Zirkel

und Nadeln und andere Instrumente daraus gemacht worden, die auch der Mann der Wissenschaft benützen konnte. — Nun waren Alle befriedigt von dem Stoffe, den der Arbeiter aus der Erde gegraben hatte; durch viel Feuer und viel Hammerschläge war das Ziel erreicht. — Ich bin zu Ende!"

Man sah einander an. Hatte man ihn nicht verstanden?

Pater Severin trank sein Glas aus. Die Gräfin schlief.

— — — — — — — — — — — — — — —

Später, als Hans allein im Vorhause stand und durch ein offenes Fenster in den Blumengarten blickte, trat Gabriele zu ihm hin, faßte seine Hand an und sagte leise:

„Herr Johannes, nicht wahr, Sie gehen nicht fort?"

Der Jüngling sah dem Mädchen lange in das Auge und entgegnete bewegt:

„Liebes, liebes Kind!"

„Wem man einmal den Finger laßt, der will die ganze Hand haben!" sagte die Schmiedwirthin.

Es war der Graf Funkelblut angekommen und der wollte im Erdgeschoße des Hauses eine Stube haben.

Philipp wollte ihm diese schon überlassen, aber sein Weib, ohnehin aufgebracht durch das herrische Wesen der Gräfin, welche schier über das ganze Haus gebieten wollte, rief:

„All' hinauswerfen sollt' man sie, dann wär' der Gais gestreut. Die Leut' haben ja gar keinen Boden! — Die alte Dam' schaut eh' aus, wie wenn der Prinz Ginggerl ihr Göd wär'! wenn die der Teuxel einmal holt, muß er eine gute Beißzangen haben! — Schon recht, daß wir uns zahlen

ließen für die Stub'; aber sag', Alter, wo thät' ich denn die Gäst' hin? die soll ich leicht gar in die Hühnersteigen stecken?"

„Wenn wir halt im Garten ein paar Tisch' hätten!" meinte Philipp.

„Ja, wenn das Wenn wär', so könnt' man den Teufel als Zugochsen brauchen!" schrie das Weib, aber endlich ordnete es doch an, daß der Graf die Stube bekam.

Der Graf war ein schöner, freundlicher Mann. Er trug Kleider wie ein Förster; die Haare hatte er kurz geschnitten, der Schnur- und Backenbart war blond und hing über der Wange zusammen; das Kinn hatte er glatt rasirt. Er hatte aus der Stadt nur einen Diener und zwei Hunde mitgebracht; außerdem hatte er mehrere Gewehre, Jagdtaschen, Pulverhörner nnd dergleichen bei sich, die er in seiner Stube aufhängen ließ. Auf jedem dieser Dinge war das Wappen des Geschlechtes Funkelblut.

Der Graf schien sehr stolz zu sein auf sein Geschlecht — der Bruder seines Großvaters trug eine Krone auf dem Haupte, die mehr Zacken hatten, als die eines Grafen. Zudem hatte Graf Funkelblut auch andere Verdienste; er war Kämmerer bei Hofe, er verstand sehr gut den Degen zu führen, auch war er ein ausgezeichneter Schütze.

Als der Graf seine Familie sah, küßte er seine Gemahlin auf die Stirne und seine Tochter auf den Mund, dann bemerkte er, daß Erstere bereits bedeutend besser aussehe. Die Gräfin klagte über das Einsiedlerleben, das sie jetzt führen müsse; Gabriele erzählte, wie das war, als sie die Gemse geschossen hatte.

Am Abend des ersten Tages seines Aufenthaltes im Dorfe machte der Graf mit dem Hofmeister einen Spaziergang über die Wiesen und sie sprachen Manches von der Stadt, vom Hofe, von Bällen, die jüngst stattgefunden, von Hunden und Pferden und von Gemsen im Gebirge.

Der Graf dankte dem Hofmeister, daß es diesem gelungen sei, seine Familie auf dem Lande zu erhalten; er — der Graf — habe seine Pläne nun erreicht.

Als sie auf einem Umweg an dem Häuschen des Wagnerfaltl vorüberkamen und der Mariann zusahen, die eben ihre zwei Kühe in den Stall that, da sprachen sie auch von etwas Anderem. Unter Anderem erzählte Fraisbein, daß der Hofmeister der Comtesse sehr gerne an diesem Häuschen vorübergehe und wohl häufiger mit dem Bauernpöbel verkehre, als es seiner Stellung eigentlich angemessen; und weil gerade von Johannes die Sprache, so sei er, Fraisbein, in vieler Beziehung selbst der Ansicht des Pater Severin, daß es gut sein dürfte, diesen jungen Menschen mit seinen freigeistigen Ideen möglichst bald aus dem Hause zu entfernen. So ein Mensch sei gar noch im Stande, böse Einflüsse auf den Zögling — Er sprach nicht weiter.

Am nächsten Tage ging der Graf mit dem Gewerken Sturmhaus in das Gebirge. Sie nahmen sich einen Förster und zwei Diener mit, die Jagdgeräthe und Proviant tragen mußten.

Hans blieb bei der Herrschaft und begann mit der Comtesse den Unterricht. Gabriele war viel ruhiger und aufmerksamer als bisher. Aber einmal, mitten im Unterricht, frug sie:

„Sagen Sie mir, Herr Johannes, was hat die Geschichte vom Erz, die Sie in Reichau erzählten, zu bedeuten?“

Der Lehrer war von diese Frage ein wenig überrascht.

„Diese Geschichte vom Erz,“ sagte er dann, „bedeutet, daß die Religion so eingerichtet werden soll, daß sie für Alle paßt, für den Landmann wie für den Gelehrten, und daß sie Jedem das Seine gibt, wie es sein Stand, sein Charakter und seine Bildung verlangt. Der Ungeschulte kann das Edle in der Idee Gottes und der Sittlichkeit nicht verstehen; hingegen hat der Gebildete Anspruch und Bedürfniß nach dem möglichst Reinen und Vollkommenen.“

Gabriele schwieg nach diesen Worten und blickte dem Jüngling in das Gesicht, als ob sie die Fortsetzung seiner Erklärung erwartete. Er aber sagte leise:

„Das gehört aber nicht in die Gegenstände, die ich meiner Schülerin vorzutragen habe; das muß ich dem Pater Severin überlassen.“

„Ich hasse diesen Menschen,“ versetzte Gabriele und zerknitterte ein Papier.

„Das sollen Sie nicht, mein Fräulein, so lange er Ihr Lehrer und Beichtvater ist.“

Als Hans nach dem Unterricht in das Schulhaus und in seine Wohnung ging, hörte er aus dem Schulzimmer Geigentöne. Es war eine Stunde, in welcher Weißkorn, der Schulmeister, gewöhnlich einen kleinen Spaziergang that. Das machte den jungen Mann neugierig und er guckte ein wenig durch die halb angelehnte Thür.

Ein bereits erwachsener Bursche in brauner, grober Lodenkleidung stand neben Weißkorn und strich die Geige.

Der Schulmeister, der ebenfalls eine Violine in der Hand hielt, hatte seinen Miethling bereits bemerkt, und lud ihn ein, daß er nur in's Zimmer trete, er störe nicht; das sei sein Sohn, der Bertl, dem er ein wenig musikalischen Unterricht gebe, weil sie Beide, er und der Bertl, an den Sonn- und Feiertagen die einzigen Geiger auf dem Chore seien.

„Mach' deinen Gruß, Bub!" sagte hierauf der alte Lehrer zu seinem Sohne, „das ist der Herr, der bei mir wohnt und von dem ich dir schon gesagt habe."

Der Bursche machte eine etwas ungeschickte Verbeugung und strich nach Bauernart mit der flachen Hand seine Haare über die Stirne herab. Er war schön gewachsen und hatte ein gebräuntes, aber freundliches Gesicht mit dem Anflug eines Schnurbärtchens.

„Das ist halt jetzt mein Einziger," sagte der Schulmeister, „er dient da oben unter der Alm beim Feldveidl. Hätt' ihm halt gern ein bischen Musik gelehrt und da läßt ihn mir der Bauer monatlich zweimal herabgehen zur Uebung. 's ging sonst schon, der Bub hätt' Talent. Wenn ich ihn halt irgendwo hätt' mögen hinbringen, aber Unsereiner hat's nicht, und so muß er in Gottesnamen bei den Bauern herum sein Brot suchen. Zum Soldaten werden sie mir ihn halt gleich nehmen, meinen Bertl. Ja, 's wär' sonst gut, da thät' er doch was lernen, aber Unsereinem thut's weh, wenn man gar kein's von den Seinen mehr bei sich hat. Und dann — ei, setzen wir uns ein wenig da in die Schulbank zusammen, Herr Meier, die Lektion ist ohnehin schon aus. Magst heimgehen, Bertl; nimm die Geig' mit, daß du

dich am Samstag ein wenig übst; zum nächsten Sonntag machen wir die kleine B=Mess'. Behüt' dich Gott, Bertl; sei schön brav!"

Und als der Bursche fort war, setzten sich die beiden Männer zusammen in eine Schulbank.

„'s ist eine unruhige Zeit jetzt," sagte der Schulmeister und nahm eine Prise, „von wegen meinem Burschen fürcht' ich's: es ist wieder viel Krieg in der Welt."

„Krieg mit Wort und Wissenschaft, und Krieg mit dem Schwert," sagte Hans. „Auch wir sind Soldaten, wir kämpfen und schlagen mit Wort und Wissenschaft; gebe Gott, daß wir nicht gezwungen werden zu kämpfen mit dem Schwert, wenn Könige streiten um Ehrgeiz und Dynastie. Alles für das Volk, doch nicht einen Tropfen Blut für königliche Ränke!"

„Aber unsere Soldaten sind so schlau," rief jetzt im Innern des großen, grünen Kachelofens eine gedämpfte Stimme, „so schlau, daß, wenn vor ihnen eine neunundneunzig Dutzend Klafter tiefe Mistpfütze ist und der Kommandant schreit: Vorwärts, marsch! sie alle miteinander in die Mistpfütze springen!"

So rief es im Ofen. Hans war erstaunt, der Schulmeister lächelte.

„Das ist der Wagnerfaltl, neben dem Feldveidl der einzige Schulfreund hier," sagte er, „der klebt mir da meinen Ofen aus, weil die Kacheln schon so viel in's Zimmer rauchen. — Faltl, komm' ein wenig heraus zu uns, 's ist der Herr Meier da!"

Bald hernach kam der bucklige Mann ganz rußig und mit lehmigen Kleidern zur Thür herein.

„Wenn der Herr Meier da ist, da muß ich wohl ein wenig hergehen,“ sagte er, „wenn aber Ihre Herrschaft da wär', dann thät' ich's nicht. Aber diese Schulbänk' da wären Ihrer Herrschaft kein Schad', gar nicht! Wenn die Frau Excellenz noch jünger wär', ich hätt' ihr statt des Blutstein's auf dem Kranzkogel die Schulbänk' da verschrieben.“

Hans Meier lächelte ein wenig. — Also doch der rechte Wunderdoktor!

Der Schlag der Abendstunde rief den Schulmeister in den Glockenthurm, wo er zum Gebete läutete. Hans begab sich in seine Stube. Lange schritt er in dieser auf und ab; endlich schloß er den Fensterladen, zündete eine Kerze an und nahm ein Buch.

Faltl hatte noch etwas an dem Ofen gethan, dann ging er seinem Hause zu. Sein Weib kochte eben die Abendsuppe und schmollte mit den Kindern in der Stube. Mariann molk die Kühe und sang einen Jodler dabei; oben am Waldrain stand Bertl und strich zu dem Jodler die Geige. —

Der Unterricht, den Hans der Comtesse zu geben hatte, wurde nun regelmäßig fortgesetzt, ja, Gabriele drängte selbst dazu, so daß die Gräfin sie einigemale mahnte, sich mehr Erholung zu gönnen, sie sähe blaß genug aus.

Mit Gabriele war wirklich eine sehr merkliche Veränderung vorgegangen. Früher das kindische, flatterhafte, leichtsinnige Wesen, war sie jetzt still, zurückgezogen, ja oft beinahe

zur Melancholie geneigt. Einmal hatte man sie sehr weinen gesehen, ohne daß man davon die Ursache hätte errathen können. Das beunruhigte die Herrschaft. Man schrieb diese Veränderung dem Landaufenthalte zu und sprach davon, sie zu Verwandten in die Stadt zu schicken, wogegen sich indeß das Mädchen sehr entschieden verwahrte. Heiter war Gabriele nur auf Ausflügen in das Gebirge; sie hatte auf solchen auch mehreremale auf Wild geschossen; doch so glücklich, als auf dem Heideck, war sie nicht mehr.

Einmal hatte sich selbst die Gräfin an einem Ausfluge in das Gemsgebirge betheiligt; sie besuchte bei dieser Gelegenheit die Kapelle zum Grünanger, wo sie zu dem Bilde mit den Schuhnägelaugen sehr um ihre Gesundheit betete und ein großes Goldstück opferte.

Mit ihrer Gesundheit stand es ohnehin bereits leidlich, sie fühlte nicht mehr jene Mattigkeit, Abgespanntheit oder Aufregung. Auch hatte sie Appetit und Schlaf zu rechter Zeit. Sie hielt sich aber auch strenge an die vorgeschriebene Diät; sie besuchte täglich, auch bei ungünstiger Witterung den Blutstein, in welchem sich stets das frische Wasser befand. Von der Rückkehr in die Stadt sprach die Dame jetzt sehr selten.

Der Graf kam nicht oft in das Dorf, er war stets auf Jagden, auf Bestschießen, die Sturmhaus zuweilen gab, und auf Fischzügen.

Hans machte häufig Partien in die Landschaft, um sich in den Naturkenntnissen mehr und mehr zu vervollkommnen.

Oft leitete er seinen Spaziergang am Häuschen des Wagnerfaltl vorüber; er hatte sich vorgenommen, mit dem

wunderlichen Mann einmal ein längeres Gespräch anzuknüpfen. Aber Faltl war tagüber selten zu Hause; wenn er nicht eben ein „dringendes Malen", oder ein Getränk für einen Kranken zu bereiten hatte, so trieb er sich gerne im Wald umher, oder war bei einem Nachbar zu irgend einem Geschäfte, denn in Zuständen, in welchen sich die Leute im Dorfe nicht Rath und Hilfe wußten, mußte der Wagnerfaltl herbei; der konnte Alles und traf meistens das Richtige.

Von einem Wagen für die Gräfin Funkelblut war keine Rede mehr gewesen.

Einmal, als Hans am Nachmittage an Faltl's Haus vorüberkam, saß Mariann oben am Dachgiebel. Sie hatte an demselben ein Brettchen losgemacht, guckte hinein und schrie:

„Mutter, den Dreizehner hat sie schon oben!"

„Gelt! antwortete es darauf in der Stube zum Fenster heraus. Einen hast jetzt schon, du kannst dir deine Finger all' zehn abschlecken; aber wart' nur auf die anderen auch noch; vor dem neunten Tag sollt' man eigentlich gar nicht schauen, aber weil du halt alleweil wissen mußt, wo die Katz' das Loch hat! sonst kriegtest ein Muttermal und du mußt halt überall sein, wie's schlechte Geld, sonst wär' die Welt nicht ganz. Steig' jetzt herab, aber fall' nicht!"

Das Mädchen stellte oben etwas zurecht, that das Brettlein an die Stelle und kletterte über das Dach und an der Wand herab.

„Nun, Mariann, jetzt sag' einmal, was hast du da oben gemacht, und was ist's mit dem Dreizehner?" frug Hans, der vor dem Hause stand, und ergriff neckend des Mädchens Hand.

Dieses zog die Hand nicht zurück.

„Gesehen und gehört hat Er's schon," entgegnet sie, „was kann ich machen? Aber daß Er mir nicht hinaufsteigt!" Sie drohte sehr ernsthaft mit dem Finger, dabei wollte sie schier ein wenig lächeln. „Weiß Er, eine Kreuzspinne hab' ich gestern gefangen, und die haben wir in ein Glas gethan, wir haben auch noch neunzig Papierschnitzeln mit den Lotterienummern in das Glas gelegt und haben es mit einem pechigen Brettlein zugedeckt. Und jetzt geht die Kreuzspinne her und trägt die drei Nummern, die bei der nächsten Ziehung herauskommen, hinauf an den Deckel, wo sie kleben bleiben. — Ja, lach' Er nur, das ist gewiß wahr, die Kreuzspinne kann das und den Dreizehner hat sie schon oben. — Jetzt schaut Er mich aber wieder an und jetzt meint Er gar schon wieder, ich glaub' das wegen der Kreuzspinne — wenn ich Ihn nur zum Narren halt'! — Aber die Mutter, ja, die glaubt wohl richtig d'rauf. Ich hätt's auch than; da kommt gestern, gerade wie ich das Thier in's Glas thu', der Feldveidl-Bertl und der lacht mich brav aus."

„Der Feldveidl-Bertl hat Recht," sagte Hans. „Du bist gescheidt, Mariann, lass' dir durch so alberne Sachen nicht den Kopf verdrehen. Prüfe Alles, bevor du glaubst, dann wirst du die Lüge entdecken und die Wahrheit erfassen."

Hans hatte diese Worte so ernst und bewegt gesprochen, daß Mariann zu Boden blickte und ihre Hand in der seinen zu zittern begann.

„Diese dalkete Dirn' könnt' man auch um den Tod

schicken, zurück kommt sie so nicht!“ schrie das Weib in der Stube und das Mädchen eilte in das Haus.

Hans schritt sinnend seinen Weg weiter.

„Das Mädchen ist werth, daß es ein braver Mann in sein Haus führe,“ sagte er vor sich hin.

Auf diesem Abendgang begegnete dem jungen Mann der Wagnerfaltl, der aus dem Dorfe kam. Das Männlein war wieder in einer neuen Gestalt. Es trug ein ledernes Wamms und ein enges, ledernes Beinkleid. Sein Gesicht war so geschwärzt, daß ihn Hans kaum erkannt hatte. Faltl kam vom Schmiedwirth, wo er den Rauchfang ausgefegt hatte.

„Ihr seid ja ein Universalmann!“ sagte Hans. „In euch steckt die ganze Welt mit allen ihren Ständen und Professionen.“

„Das just nicht,“ entgegnete Faltl lachend, „aber ein gutes Stück Mensch schon, das sich ein wenig umzuthun und zu helfen weiß. Ein Wunderdoktor muß doch wohl so sein! — Setzen wir uns etwa ein wenig hier unter die Esche zusammen?“

Hans wollte eben den gleichen Vorschlag machen, nahm ihn also um so bereitwilliger an.

Unter der Esche war ein grünes Rasenplätzchen, von dem aus man über die Felder in das Dorf sah.

Als die beiden Männer hier saßen, sagte Faltl:

„Wir sind schon ziemlich bekannt geworden zusammen!“

„Ihr werdet mich allerdings schon kennen.“

„Und recht vortheilhaft. Hat mir auch der Schulmeister von Ihnen erzählt. Es kommen selten solche Menschen zu uns, und auch Sie werden kaum mehr lange dableiben.“

Hans erschrack fast über dieses Wort, er sah den Häusler an.

„In einer Woche ist die Zeit vorüber, welche der Gräfin zur Heilung vorgeschrieben war, und dann wird Ihre Herrschaft abreisen. — Sie, Herr Meier, haben meine Achtung und ich möchte nicht, daß Sie von unserem Dorfe fortgingen, ohne daß ich Ihnen klar geworden bin. Ich kann gegenwärtig nicht im günstigsten Lichte vor Ihnen stehen, abgesehen davon, daß ich ein wenig geschwärzt bin. Indeß — die Gräfin ist geheilt.“

„Wohl, dafür wird euch meine Herrschaft danken.“

„Sie wird eine Summe Geldes dafür auszahlen.“

„Und ohne zu prüfen, ob ihr dieselbe verdient habet.“

„Ich begreife, daß Sie mir dieses Wort sagen, Sie verurtheilen mich. Das Urtheil eines redlichen Mannes aber ist ein Gericht. Wohlan, seien Sie mein Richter, aber hören Sie mich. Da jedoch der Gegenstand, von dem wir sprechen wollen, mit meinem Leben zusammenhängt, so muß ich Ihnen die Geschichte meines Lebens kurz erzählen.“

„Ihr kommt einer Bitte zuvor, die ich mir vorgenommen habe an euch zu richten.“

„So will ich gleich beginnen.“ Er rückte sich zurecht, dann hub er an: „Mein Vater war Wagnermeister in einem Dorfe des Unterlandes. Ich war sein einziger Sohn, aber ich liebte sein Handwerk nicht. Ich war ein sehr schöner Knabe; ich weiß das nur, weil es die Leute oft zu mir und zu einander sagten. Ich war am liebsten in der Kirche und im Pfarrhofe. Der Pfarrer lehrte mich lesen und schreiben, da in unserem kleinen Orte kein Schullehrer war. Ich bekam

Lust zu den Büchern, und auf Anrathen des Pfarrers ließ mich mein Vater studiren: Ich kam in ein Kloster, und da mich mein Vater nur spärlich unterstützen konnte, verdiente ich mir meine Bedürfnisse durch verschiedene Arbeiten, als Wassertragen, Holzklieben, Fegen und so weiter, zu welchen ich mich in meinen freien Stunden herbeiließ. Sonst gab ich mich sehr eifrig den Studien hin. Damit ging's gut. Als ich aber in die siebente Schule kam, wo mir das Studium nur wenige Zeit für die häuslichen Frohnarbeiten mehr gönnte, ließ mich eines Tages der Prior des Klosters zu sich bescheiden und sagte zu mir: „Lieber Freund, du wirst wissen, daß zu einem Priester des Herrn nur Männer schönen, tadellosen Körperbaues bestimmt werden können." Ich erschrack über diese Worte, denn zur selben Zeit machte sich, wenn auch noch unbedeutend, mein Höcker bemerkbar, den ich mir durch Sitzen oder durch übermäßiges Tragen zugezogen hatte. Ich nahm verschiedene Mittel dagegen, allein der Höcker wuchs. Ich ging zum Konsistorium und bat, mich nicht zu verstoßen, denn ich war aus ganzer Seele Theologe. Umsonst, ich mußte fort. Damals hatten die Herren ja noch Auswahl, und nahmen die schönsten und reichsten Landessöhne. Rathlos schnallte ich zu meinem Höcker auch noch das Felleisen und wanderte meinem Heimatsorte zu. Mein Vater und meine Mutter waren in die Erde gescharrt, ihr verschuldetes Haus war bereits in fremden Händen. Nur daß ich mich in meinem Dorfe noch einen Tag von meinen Jugendbekannten spotten ließ, dann zog ich weiter. — Daß ich, der Verstoßene, nun in meinem Herzen das Klosterleben, das Priesterregiment und sogar die Theologie zu hassen begann, das

werden Sie begreiflich finden. Studiren hätte ich aber doch mögen; besonders zu medizinischen Studien hätte ich Neigung gehabt; allein zu jener Zeit fand ein armer Student noch nicht die Unterstützung, wie heut' zu Tage. Ich entschloß mich also, wenn gleich schon halb erwachsen, das Handwerk meines Vaters zu erlernen. Ich hatte in demselben mehr Geschick und Glück, als ich dachte, und in wenigen Jahren hatte ich mir so viel erworben, daß ich an einen eigenen Herd zu denken begann. Ich heirathete, zog in diese Gegend und mit Hilfe des Vermögens meiner Frau kaufte ich das Häuschen dort am Wege. Ich lebte in einer friedlichen Ehe und arbeitete im Handwerk. Ich hatte aber etwas Unstätes in mir; mir war, als sollte ich außer den Rädern und Wägen noch etwas Neues schaffen. Der Hebel gibt es so viele tausende in der Welt, wo man angreifen kann. Ich schleppte mir Bücher in's Haus, ich las ungemein viel und studirte Naturgeschichtliches und aus einem sogenannten Kräuterbuch Medizinisches. Zuletzt versuchte ich mich gar in einigen gefahrlosen Kuren, die mir gelangen. — Ich machte dabei aber dem sehr abergläubischen Volke gegenüber die Erfahrung, daß die Genesung vieler Krankheiten, von dem Aberglauben unterstützt, größtentheils im Gefühlsleben, in der Einbildung begründet ist, und daß dieses Faktum, durch eine geregelte Diät unterstützt, den Stand der heutigen medizinischen Wissenschaft nur zu oft übertrifft. Ich machte aus dieser Regel gleichsam ein Privilegium und zog Nutzen daraus. — Besonders ist es das sogenannte Abbeten der Krankheiten, wodurch den Leuten zuversichtliches Vertrauen beizubringen ist, und das ich sehr oft zu diesem Zwecke benützte. Indeß fand ich

keinen besonderen Gefallen an dergleichen, und daß solches im Volke endlich aufhöre, habe ich für die Schule zu wirken gesucht. Gegen den Aberglauben und das Vorurtheil der Erwachsenen anzukämpfen, verzichtete ich — es wäre auch vergeblich gewesen. — So kamen Leute zu mir, die mich beschworen, daß ich ihnen in verschiedenen Krankheiten beistehe. Ich hatte mich ihnen nicht aufgedrängt, aber da sie denn durchaus betrogen sein wollten, so betrog ich sie. Betrog sie zur Strafe, daß sie thöricht waren. Mit der Gräfin war's gerade so. Es wird aber anders werden. — Was ich Ihnen, Herr Meier, da sage, habe ich noch Niemand gesagt, selbst dem Schulmeister nicht, von dem ich indeß ahne, daß er mich durchschaut; denn als sie mich einmal als Kurpfuscher einsperrten, lächelte er und sagte: Bist zwar just kein Kurpfuscher, aber ganz unrecht geschieht dir nicht. — Sie mögen es Eigensucht nennen, was ich that, und ich leugne es nicht, daß ich aus dem Vorurtheile des Volkes verschiedenen Gewinn zog. Und gebührt mir ein solcher nicht? — Die Gräfin Funkelblut, die in diese Gegend kam, um sich von mir, dem Wunderdoktor, heilen zu lassen, wäre sogleich wieder in das ungesunde Stadtleben zurückgekehrt, wenn ich sie nicht durch ihren Aberglauben hier im Gebirge an den Blutstein auf dem Kranzkogel gefesselt hätte. Sie, Herr Meier, werden längst bemerkt haben, daß der Stein auf dem Berg einer jener Kalksteine ist, welche die Eigenschaft haben unter gewissen Bedingungen Wasser anzuziehen und auszuscheiden. Dieser Stein und das Gebet und der Sonnenaufgang konnten natürlich nichts zur Heilung beitragen, wohl aber der Gang in's Freie am frühen Morgen, die mäßige Anstrengung durch

die Besteigung des Berges, der frische Trunk Wasser, und so weiter. Einzig der Landaufenthalt mit all' seiner Frische und Stärkung ist's, der die Genesung der Frau zur Folge hatte. Daß ich ihr die Abneigung gegen den Landaufenthalt überwinden half, daß ich ihr denselben erschloß und durch Vorstellung übernatürlicher Eigenschaften verklärte, das ist mein Verdienst. — Kühn, meinen Sie, war es, Ihnen und dem Hofmeister zuzumuthen, einen Augenblick an mein Rezept zu glauben. Nachdem ich Sie aber etwas kennen gelernt hatte, schloß ich, daß Sie meinen Plan zwar durchschauen, doch ihn aus Klugheit, selbst im Interesse der Kranken, billigen. Mit Herrn von Fraisbein machte ich bezüglich seiner Bildung und Denkweise eine kleine Probe und gewann die Erfahrung, daß er gegen meine Heilmethode keinen Zweifel hegte. Es schien mir sogar einmal, als seien es außer der Heilung auch andere Interessen, welche eine längere Abwesenheit von der Stadt verlangten; die Ankunft des Grafen jedoch löste meine Vermuthung. — Durch Schlauheit, sagen Sie, habe ich die Summe erworben, und allerdings ist das dieselbe Schlauheit, durch welche so viele hundert Leibes- und Seelenärzte die Uebel ihrer Patienten hinwegnehmen. Woran der Mensch glaubt, das ist für ihn da, und ihm dasselbe mit Gewalt zu nehmen, wäre Raub. Dem der Kranke vertraut, das bringt ihm Trost, Erleichterung, Ruhe, Hilfe, und ein vernünftiger Arzt wird dieses Vertrauen, auch wenn es unbegründet ist, unterstützen. — Aber auf diesem Weg wird das Volk niemals befreit werden von Aberglauben und Vorurtheil, werden Sie einwenden —"

„Das wende ich nicht ein," unterbrach Hans, „an

dem erwachsenen Volke, in welchem sich Glaube und persönliche Ueberzeugung bereits gebildet haben, an dem Kranken, der sich an den erstbesten Gegenstand klammert, wie der Untergehende an einen schwimmenden Balken, ist das Werk der Besserung nicht zu versuchen; wohl aber an dem gesunden Kinde, in welchem sich noch keine Selbstanschauung gebildet hat. Für das erwachsene Volk habt Ihr recht gethan, wie Ihr gethan habt. Doch fürchte ich, die „Wunderthaten" eines Mannes, der, unter uns, so vorzüglich die Natur und das menschliche Herz verstand, werden als Tradition auch noch der Jugend eigen."

„Das fürchte ich nicht," sagte Faltl, „die Schule wird dafür sorgen und — der alte Wagnerfaltl auch. — Hört mich noch ein wenig. Mein Weib nahm ich aus dem Landvolke und ich habe es nie versucht, ihren abergläubischen Anschauungen persönlich entgegen zu treten. Meine Kinder aber übergebe ich der Schule. Mariann ist zwar der Schule bereits entwachsen, doch hat sie viele Früchte derselben in sich aufgenommen und die Grundsätze der Mutter können in ihrem Gemüthe nicht mehr feste Wurzel fassen. Eines Tages aber muß mir das Mädchen nochmals in die Schule, und da werden Sie, Herr Meier, sehen, was ich thue. So wie ich Ihnen heute mein Leben und meine Denkungsweise erzählt habe, so werde ich mein Leben und meine Denkungsweise in der Schule öffentlich erzählen und werde zuletzt sagen: Sehet, Kinder, an mir habt Ihr ein offenes Beispiel, wie schlaue Menschen den Aberglauben und das Vorurtheil der Leute zu ihrem eigenen Vortheile mißbrauchen können; tausendfach werden die Unwissenden auf ähnliche Weise betrogen,

und nicht jeder Betrüger ist so ehrlich als der alte Wagner-faltl, der sich selbst zu euerer Witzigung verräth und der den Gewinn seiner Schlauheit dem öffentlichen Wohle opfert. — Kinder, ich bin heute in der Lage für unsere Gemeinde einen bedeutenden Schulfond niederzulegen, daß euer Lehrer nicht mehr darben darf."

Faltl schwieg. Hans schwieg ebenfalls; nach einer Weile erst sagte dieser, sich vom Rasen erhebend:

„Ich garantire euch nicht, ob ihr dadurch nicht etwas an der Achtung der Kinder und euerer Landsleute einbüßt, aber ich werde euch in jener Stunde meine Hand reichen."

„Sie sind streng, Herr Meier," sagte Faltl, „aber ein Billiges erwarte ich von Ihnen; behalten Sie das, was ich Ihnen heute erzählte, bis zu jenem Schultage bei sich.

Hans versprach es und die beiden Männer trennten sich.

„Ich werfe den ersten Stein nicht auf ihn," dachte sich der junge Mann, „vielleicht hätte ich an seiner Stelle auch so gehandelt."

An demselben Abend beabsichtigte Hans Vieles nieder-zuschreiben; er versuchte dazu mehrere Stahlfedern, und schrieb mit jeder probeweise auf ein Papierblättchen die Namen: Mariann und Gabriele.

Da saß Hans Meier auf dem Chore und spielte die Orgel. Und der Schulmeister und sein Sohn Bertl standen neben ihm und geigten, und Philipp, der Schmiedwirth, blies ein Waldhorn. Das war hochfeierlich, und am Altare brann-ten zwölf Kerzen und der Pfarrer las das Hochamt.

Es war das Peter- und Pauli-Fest.

Die ganze Gemeinde war in der Kirche und vorne im ersten Stuhle saß die Herrschaft: der Graf, die Gräfin und Gabriele. Sie beteten sehr andächtig, nur Gabriele wendete ihr Köpfchen einmal um und zwar unmittelbar vor der Wandlung, als die Orgel ein Solo hatte. Dieses Solo stand nicht in den Noten. Hans schloß die Augen, als seine Finger zart und milde über die Tasten gleiteten.

Im Kirchenstuhle am Nebenaltare saß Mariann. Sie war heute ganz anders wie sonst; in einem dunkelbraunen Feierkleide kniete sie, die Hände über der Brust gefaltet. Ihr Auge ruhte im Gebetbuch. So kniete Maria auf dem Bilde über dem Hochaltare und horchte demuthsvoll der Botschaft des Engels Gabriel.

Stand vor Mariann auch ein Engel mit der Verkündigung?

Das Solo war verklungen, der Ministrant läutete das Glöcklein.

Nach der Wandlung kam erst die Schmiedwirthin auf den Chor und sang mit Begleitung der Geigen ein Kirchenlied, wobei ihr indeß ein paarmal die Stimme überschlug. Nach demselben sagte sie halblaut, wie sich entschuldigend:

„'s wär' schon Noth, 's thät' mir Einer den Pelz aus dem Hals ziehen, 's ist so viel rauh und der Stimmstock ist mir auch schon umgefallen."

Pater Severin saß im Beichtstuhle und hatte sehr großen Andrang. Vor dem Amt hatte der Pater die Predigt gehalten und diese war sehr heftig gegen die neue Zeit und

gegen die Ungläubigen, die heut' zu Tage die frommen Christen schon kreuzigen möchten, wie sie einst den Apostelfürsten Petrus gekreuziget haben. Er sprach viel von falschen Lehrern und falschen Propheten und that dabei Blicke auf den Chor. Darauf sprach er von der Beichte, die, heute verrichtet, einen vollkommenen Ablaß einbringe, und daß er — der Prediger — gerne bereit sei, Jedem das heilige Bußsakrament zu ertheilen. Darum nun der Andrang zum Beichtstuhl. Auch Mariann war schon zu demselben hingetreten, doch bevor sie noch an die Reihe kam, wendete sie sich und ging ruhig wieder in ihren Stuhl. Als Hans dieses sah, zog er zwei Register auf, daß der Ton der Orgel heller und feierlicher wurde. —

An einem der nächsten Tage war ein Fest in der Schule. Da in den Monaten Juli und August die Kinder in den häuslichen Arbeiten am wenigsten zu entbehren sind, so verlegte der Schulrath unserer Gemeinde die Ferien auf diese Monate. Nun war der Abschluß des Schuljahres. Nicht wie bisher waren der Pfarrer und der Dechant mit Heiligenbildern und Gebetbüchern in die Schulstube gekommen, sondern es waren in derselben außer dem Lehrer nur der Wagnerfaltl, der Feldveidl und Hans. Sie hatten für die Kinder keine Geschenke bei sich, nur Worte warmer Anerkennung für die fleißigen und ernsten Tadel für die leichtsinnigen. Der Schulmeister sprach von einer glücklicheren Zeit, die nun für die Schule aufgehen müsse, und die Stunde war sehr feierlich. Aus dem Schulhause zogen die Kinder unter heiterem Sang und Spiel der Waldeshöhe zu und Hans sagte unterwegs zum Lehrer:

„Das ist das Friedensheer, die Schaar der Schule wird die Welt erobern!"

Aber dieses liebe-, lust- und sangvolle Fest endete in Mißtönen.

Am Waldhange hatte der Faltl die Kinder versammelt und erzählte ihnen seine Geschichte, wie er sie Hansen unter der Esche erzählt hatte.

Von der Gräfin hatte er — da sie bereits hergestellt war und jetzt fast blühend aussah — die buchstäblich mit Gold beschlagenen Schuhe für seine Tochter und die bedungene Summe für die Schule erhalten.

Als der Faltl nun dieses Alles erzählt hatte, fingen die Kinder an zu lachen und endlich gar zu pfeifen und zu zischen und sie riefen laut:

„Halloh, steckt dem Buckligen glühende Kohlen in den Mund, er ist ein Lügner und betrogen hat er auch; steckt ihm glühende Kohlen in den Mund!"

Mit Strenge mußte der Schulmeister Ruhe gebieten. Faltl lächelte, als ob er Alles als Scherz auffasse, aber er zitterte und wurde bleich.

Freilich reichte ihm dann Hans die Hand — es war zum erstenmale — aber Faltl sagte mit leiser, bebender Stimme:

„Kein Urtheil im Kriminal und kein Pranger hätte mir weher thun können, als diese Lynche der Kinder!"

Fast gebrochen schritt er seinem Hause zu; er war nur froh, daß seine Tochter nicht bei dem Schulfeste war.

Aber auch Mariann war in den letzten Tagen das lustige Mädchen nicht mehr. Drückte sie das Glück? Die

goldbeschlagenen Brautschuhe waren ja eine reiche Aussteuer und der Bräutigam war auch nicht weit.

Als Hans am Abend nach dem Schulfeste in seine Stube heimkehrte, fand er auf dem Tisch einen Brief. In demselben lagen Geldnoten und folgende Zeilen:

„An Herrn Johannes Meier! Im Auftrage meiner gnädigen Herrschaft übersende ich Ihnen hiemit den Betrag des letzten halben Semesters mit der Bitte, das Haus Seiner Excellenz, des Grafen Funkelblut, nicht mehr zu betreten. Ihre sich etwa noch unter unserem Dache vorfindlichen Habseligkeiten werden Ihnen übermittelt werden. v. Fraisbein, Hofmeister und Secretär Sr. Exc. des Grafen Funkelblut ꝛc. ꝛc.“

Als Hans den Brief gelesen hatte, öffnete er das Fenster und sah in die Nacht hinaus.

So plötzlich abgedankt, verstoßen, brotlos gemacht — wessen Werk war das? — Sein eigenes nicht, deſſ' war Hans, der seiner Herrschaft ein gewissenhafter Diener gewesen, überzeugt.

Hans fühlte, daß er leichten Herzens die gräfliche Familie verlasse, aber die Art seiner Kündigung schien ihm unwürdig. Er mußte wissen, was daran die Ursache war.

Am nächsten Morgen begab sich Hans in das Wirthshaus und verlangte den Grafen zu sprechen. Die Herrschaft war bereits mit Einpacken zur Abreise beschäftigt, doch ließ Graf Funkelblut den jungen Mann in seine Stube treten.

Er bot diesem keinen Platz, sondern sah ihn fragend an.

„Sie haben mich entlassen, Herr Graf," sagte Hans ruhig und in bescheidenem Tone, „es ist das in der Ordnung. Nur läßt mich die Form dieser Entlassung vermuthen, daß ich meine Herrschaft irgendwie beleidigt haben muß. Ihre Schuldigkeit ist es nicht, Herr Graf, daß Sie mir darüber Aufschluß geben, doch mir liegt viel daran. Halten Sie mich nicht für unbescheiden, wenn ich bitte, mir den Grund meiner plötzlichen Abdankung mitzutheilen."

„Den Geldbetrag erhielten Sie?" frug der Graf gleichgiltig und kalt. „Gut, dann ersuche ich Sie, sich zufrieden zu stellen; wir sind nicht gewohnt, bei Domestiken, die wir fortschicken, uns dafür zu entschuldigen."

Mit herablassender Miene winkte der Graf gegen die Thür und warf dem jungen Mann noch lächelnd einen leichten Gruß zu.

Hans verließ entrüstet das Haus.

„Johannes!" rief eine Stimme im Garten.

Der Jüngling eilte davon, er hörte nichts. Gabriele sank auf ein Rosenbeet. Dann pflückte sie Nelken, warf sie von sich und hauchte:

„Nelken, ihr sollt auch verwelken — mir geht es nicht besser!"

— Da stand er auf der Höhe, gab ihr sanft das Gewehr in die Hand und sagte:

„Will sich vielleicht meine ritterliche Schülerin im Waidmannsheil versuchen?"

Seit jenem Momente war Johannes in ihrem Herzen.

— Wer ihr gesagt hätte, daß das die Liebe war, die starke Liebe, die, in Treuen gepflegt, die Menschen zum Altare führt, die nicht erlischt, sondern größer und größer wird bis zum Tode! — —

Johannes hatte den Ruf seines Namens doch gehört. Dieser Ruf allein war es, der nach der harten Stunde seinen schönen, blauen Augen einen Thränenstrom entlockte.

Er hatte seine Schülerin lieb gehabt.

Heute war ein schwüler, drückender Sommertag.

Hans wanderte gegen das Gemsgebirge. Er war sein eigener Herr und der Tagesplan der Familie Funkelblut that ihm keinen Zwang mehr an.

Nun ging er einem neuen Leben entgegen. Sein Lebensweg war ihm klar, seine Aussicht eine hoffnungsvolle. Er wird Lehrer der Kinder des Volkes; das Kapital seines Wissens, das er bisher so sorgfältig in sich hinterlegte, wird nun Zinsen tragen. Und was sonst noch Gutes in ihm ist, nun muß es lebendig und zur That werden, nun müssen seine Grundsätze zum tiefen, sittlichen Ernste werden, sie müssen werden zum glühenden Eisen und sich einbrennen in die jungen Gemüther. Und nicht mit den Lehren von großen, nützlichen Gegenständen allein ist es gethan — das ganze junge Leben muß umgebildet, umgesetzt werden, in diesem muß das Beste der Zeit sich senken und da zur Menschenseele werden. — Was gibt es Größeres, als Menschen zu erziehen! Kinder werden dir anvertraut, Wesen mit gefährlichen Leidenschaften, den Keim in sich tragend zum Bösen

und zum moralischen Untergange. Und du mußt sie einst zurückgeben als edle, sittliche Menschen, du mußt sie dem Ebenbilde Gottes nahe bringen. Das, o Lehrer, ist dein Amt auf Erden!

Noch einmal, bevor Hans diese Gegend verlassen sollte, wollte er das Hochgebirge sehen; er wollte vor dem Antritte seiner wichtigen Laufbahn gleichsam noch einmal beten am Hochaltare der Natur.

Heute war es so feierlich in diesem Tempel. Die Millionen Zweige der Pflanzenwelt waren bewegungslos; die Kehlen der Alpensänger waren stumm, selbst die Himmelsglocke war heute nicht blau, sondern lichtgrau und der Sonne konnte man in das Antlitz sehen.

Erst gegen Abend kam Hans zurück in das Thal. Er hatte einen Kranz von Alpenblumen um seinen Hut geschlungen und an seiner Brust stack ein Sträußchen Edelweiß. Dieses wollte er heute der guten Mariann an den Busen stecken und dann Abschied nehmen von ihr und vom Dorfe für lange Zeit.

Früher als sonst dunkelte es heute, da sich der Himmel mit einer tiefgrauen Hülle überzogen hatte und gegen Niedergang der Sonne bläulich schwarzes Gewölke stand. Früher als sonst waren die Hausthiere von den Weiden und Almen niedergekommen zum Thale und früher als sonst hatte man ihnen die Holzschranken geöffnet, daß sie in's Dorf und in ihre Ställe konnten.

Mariann war wohl auch schon im Stalle beim Melken?

Hans sah gegen das Wirthshaus hinab, auf dessen

Anger und Garten heute vielleicht zum letztenmale die weißen und bunten Gewänder der adeligen Gäste flatterten.

„Gabriele, jetzt führt man dich wieder in die große Stadt, damit die Natur und die Lebensfrische dein Sein nicht „verderbe", damit du wieder zwischen dämmernden Mauern und in den ehernen Ketten des Hofes und der Mode schmachtest. Warum bist du, Gabriele, ein Kind der Aristokratie? Warum bist du kein freies Königskind im Schäferkleide am freudevollen Herzen der Natur?

Hans dachte noch lange an Gabriele; sie erschien ihm wie ein überirdisches Wesen; aber Mariann war ganz Menschenkind.

Endlich schritt er gegen das Häuschen des Wagnerfaltl; er nahm den kleinen Umweg über den Rübenacker und schlich durch das Hinterpförtchen in den Stall. Er wollte Mariann überraschen und ihr dann Vorwürfe machen, daß sie heute nicht singe.

Die Kühe standen allein im Stalle und fraßen aus den Barren grünen, duftenden Klee.

In der angrenzenden Futterkammer hörte Hans ein Gespräch. Er guckte durch eine Wandfuge und sah ein höchst Unerwartetes. Auf einem Bänklein neben den Melkzubern saß Mariann und neben ihr der gräfliche Hofmeister.

„Und wenn du es mir nicht glaubst, daß du schön bist, Mädchen, so werde ich dir morgen einen großen, feinen Spiegel schenken, daß du es selbst sehen kannst," sagte Fraisbein leise, nach der Hand des Mädchens haschend.

„Bin ich schön oder nicht, das kann Ihm ganz gleich

sein, Ihm brauch' ich nicht zu gefallen," entgegnete Mariann ziemlich derb, ihre Hand unter der Schürze bergend.

„Leise doch!" mahnte der Hofmeister erschrocken, „du wirst Tausenden gefallen, aber kaum Einer wird deine Schönheit so zu würdigen wissen. So reiche mir doch dein Pfötchen ein wenig; ein Goldringlein müßte dir ja wundersam stehen!"

„Steck' Er sein Goldringlein lieber einer alten Kuh an den Schweif und scher' Er sich fort!" rief das Mädchen voll Zorn.

„Ho ho, nur ein wenig gemüthlicher, du wilde Taube, hörst du, ich bin ein großer Herr!"

„Ja, meine Mutter hat oft gesagt, mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, sie schmieren Einem den Stengel in's Gesicht."

„Aber ein Küßchen?"

„Ging' mir just ab; Herren und Hund' haben einen stinkenden Mund. — Auslach' ich Ihn — Er ist rechtschaffen dumm!"

Das Mädchen wollte auf und davon, aber Fraisbein hielt es am Arm und suchte ihm den Mund zuzuhalten. In diesem Augenblick stand Hans in der Futterkammer; mit einem leisen „Ah" ließ der Hofmeister seinen Arm sinken und huschte gegen den Ausgang.

Hans vertrat ihm den Weg und rief:

„Herr!"

„Ei, Herr Johannes? — was führt Sie hierher?" flotterte der Aristokrat.

„Darüber verlange ich Rechenschaft von Ihnen!"

Der Hofmeister warf seine Karte hin.

Auf den Lärm waren der Faltl und sein Weib gekommen.

„Gebt's ihm ein Merkstabl, daß er die Stern' beim hellichten Tag sieht!" schrie das Weib.

Aber Faltl sagte:

„Schlagen thun wir ihn nicht; schöner wär's, wenn wir ihm einen Strohkranz aufsetzen und ihn so durch's Dorf treiben thäten!"

„Ei, laßt's ihn laufen, mir graust schon," schrie das Weib, „einen Kübel Sautrank schütt' ich ihm nach, daß er uns nichts anthun kann!"

Der Hofmeister schlich fort wie ein armer Sünder. —

Eine halbe Stunde später saß Mariann unter einer Kuh und molk. Am Barren stand ein junger Bursche und schob der Kuh das Futter zu.

Beide schwiegen.

Endlich sagte der Bursche, das Rind streichelnd:

„Mariann, 's ist nicht zu sagen, wie gern ich dich hab' und du weißt es ja so. Aber, wenn du mir die Uhr zurückgeben willst, so nehm' ich sie. Du bist jetzt reich, und bessere Leut', als ich bin, werden dich haben wollen. Ich bin ein armer Bauernknecht. Will deinem Glück nicht im Wege stehen; deine Eltern werden es auch nicht haben wollen. Wirst es schon weiter bringen."

Nach diesen Worten des Burschen ließ das Mädchen den Melkzuber auf den Boden gleiten und sagte:

„Ja, magst mich nicht mehr? — — Bertl, ich hab'

gemeint, du könntest ohne mich nicht sein, und jetzt — — Wenn aber die dummen, goldenen Schuh schuld sind, ich verschenk' sie — 's ist nicht das erstemal, daß ich ein paar Schuh' verschenk'; lass' mir schweinslederne dafür machen, sind mir weit lieber. Ist so kein Glück an dem Gold; besser einen Heller verdienen, als zehn Thaler gewinnen. — — Ja, wenn du nichts sagst? Bös' hätt' ich dir's nicht gemeint; aber, wenn du mich nicht willst — das Lieben und Beten läßt sich nicht nöthen!"

Das Mädchen schwieg. Da trat Bertl hin zu Mariann, faßte ihre Hand und sagte:

„Schau, wenn du jetzt anders geredet hättest, so wär' ich heut' lieber zu den Soldaten gangen wie morgen, und ich hätt' keine glückliche Stund' mehr gehabt. — Das versprech' ich dir, Mariann, gut und treu will ich dir sein; wie lieb, wie lieb ich dich hab', das ist nicht zu sagen!"

Er küßte das Mädchen.

„So, und jetzt ist's schon wieder einmal gut," sagte Mariann, „bei dem Herumgalstern miteinander tritt mir die Kuh noch die Milch aus. Magst ein wenig trinken? eine neugemolkene Milch ist gut für die Brust."

Das wurde im Kuhstall gesprochen. Ob es belauscht worden war? —

Bald nachher wandelte Hans im Abenddunkel dem Schulhause zu.

Einzelne Blitze leuchteten auf, über das Gemsgebirge her hörte man ein dumpfes Murren.

Hans packte seine Bücher und Schriften und einige Kleidungsstücke in einen kleinen Koffer. Dann verzehrte er ein Stück Brot und begab sich zu Bette. Er fand aber keinen Schlaf, es war ihm gar schwül und schwer. Das Donnerrollen kam immer näher, die Blitze schlugen, trotz der geschlossenen Fensterläden, in das Zimmer.

Endlich kam ein Traumbild. Der Jüngling sah sein Heimatsstädtchen, das zwischen den Felsen lag, und er sah das liebe Haus und vor demselben auf der Holzbank seine Eltern, wie sie gerne gesessen waren in der Abendkühle. Jetzt waren sie längst schon todt; aber der Traum spann sich fort — die Kindheit war da mit ihrer milden Lieblichkeit, mit ihren heiligen Freuden.

Dem jungen Mann klopfte stärker das Herz, als er erwachte.

Wer hatte ihn geweckt? Was war das? Es dröhnte der Boden, es bebte das Haus. Es toste, es krachte draußen — Blitze leuchteten ununterbrochen.

Hans sprang aus dem Bette und öffnete ein Fenster. Draußen betäubendes Getöse; Hagel knatterte an den Dächern, Wasserströme stürzten an der Wand nieder. Dazwischen erschollen gedämpfte Menschenstimmen. Im Wetterleuchten sah Hans die nahe Friedhofmauer, fast hüllte sie der Regen- und Hagelschleier ein. Ununterbrochen rollte der Donner. Momentan war es, wie Hilferufen aus dem Dorfe.

— Ein Unglück! dachte sich Hans, warf schnell einige Kleider über und verließ die Stube.

Draußen im Vorhause an der offenen Thür stand der Schulmeister.

„Großes Wasser!" rief er, „die Holzhütte kracht! — Jetzt, wenn es blitzt, so schauen Sie dorthin — sehen Sie den Strom, der über das Feld braust?"

Und wenn es blitzte, da leuchtete es über den Boden hin wie auf einem lebendigen Spiegel.

„Heiliger Gott!" rief ein Nachbar, „die Sündfluth, 's ist aus und 's ist vorbei!"

Steine wälzten heran, Schutt und Sträucher und Blöcke trug es herbei; ganze Baumstämme prallten an die Wände der Häuser und Hütten; diese ächzten und waren erschüttert.

„Ach Jesus, mein Stall, die Pferde sind fort! — Jagt die Kühe aus! — Wohin? — Leiter, Leiter an mein Haus! — Mein Weib, mein Kind! Hieher! — Ach, laut, laut, so schreit doch; man hört sein eigenes Wort nicht! — O Maria am Grünanger, hilf, so hilf! — Auf die Berge, rettet euch! — Gott im Himmel, das ist das Weltgericht!"

So rufen und jammern die Leute. Viele flüchten sich in die Kirche; die Glocken klingen. — Schindeln und Strohfetzen sieht man im Wetterleuchten über das Dorf fliegen.

Haus errafft eine Stange und stürzt fort.

Halbnackt eilen die Leute durch Sturm und Hagel und Regenguß; planlos sind sie in der Finsterniß — aber es lohen ja immer die Wolken, die Nebel, die Lüfte.

Der Schmiedwirth steht an seiner Thür; er ringt die Hände und jammert. Sein Weib schleppt Gegenstände aus dem Haus und in den erhöhten Garten. Die gräfliche Familie, vom Schlafe plötzlich aufgeschreckt, ist kopflos; die Gräfin

fällt in Ohnmacht, der Hofmeister wirft einen vollen Koffer durch das Fenster hinab in das Wasser. Alle eilen endlich die Stiege hinab und auf die Gasse. Der Graf und ein Diener schleppen die Gräfin, die Gouvernanten suchen in der Eile noch ihren Schmuck zu retten. Gabriele im bloßen Nachtkleide — wohin sich wenden? „Johannes!“ ruft sie; ihre Stimme verhallt im Getöse. — „Hierher!“ — schreit der Graf und sie flüchten sich auf eine kleine Erhöhung. An den Boden halten sie sich, an einen Zaun klammern sie sich, daß sie der Sturm nicht fortfegt. — Niedersausende Hagelkörner bringen die Gräfin wieder zu sich. Sie sieht das Entsetzliche — nein, sie hört es nur. Aber ach, das Windspiel war ihr abhanden gekommen und sie ruft mehreremale: — „Amand, Amand!“ — Zu allen Seiten braust das Wasser, stoßen Steine und Balken zusammen und krachen.

Plötzlich rührt sich der Boden unter den Füßen und das Wasser peitscht an den Beinen. Der Graf ruft, daß man helfe um Gottes Willen! Die Gräfin sinkt wieder in Ohnmacht; Gabriele klammert sich an die Mutter.

„Hierher!“ ruft eine mächtige Stimme ganz in der Nähe; ein langer Balken fällt über die Fluth; ein Mann springt herüber, faßt die ohnmächtige Frau, ruft den Anderen zu, ihm vorsichtig zu folgen und eilt wieder über den wankenden Balken. Die Gräfin ist gerettet. Wo sind die Anderen? Der Graf ist glücklich über den Steg — hinter ihm ein Schrei — der Balken hat umgeschlagen. — Mein Kind! — kreischt eine Stimme. Da stürzt ein Mann in die Fluth, — zwei Arme fassen ein mit dem Tode ringendes Wesen. — „Johannes!“ haucht Gabriele, da stand sie am

Ufer. Splitter und Balken und Baumstämme wälzten an ihren Füßen vorüber. Wo war ihr Retter? — Nichts als Blitz und Donner und Nacht und Krachen und Jammern!

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie war der Morgen so trüb und so ruhig! Nur die dunkelgrauen Bäche brausten noch in den neugerissenen Schluchten. An den Rainen und Zäunen und auf ebenen Stellen lagen Schutt- und Hagelhaufen. Die Felder sahen trostlos aus, und im Dorfe — da war es traurig.

Die kleineren Häuser und Wirthschaftsgebäude, die in der Nähe des Bächleins gestanden hatten — sie waren nicht mehr da, oder waren verschoben mit ausgerissenen Grundmauern oder halb in Schutt begraben. Wo der Weg durch das Dorf ging, da sah es aus wie das Bett eines reißenden Stromes; ein trübes Wässerlein rauschte noch über die weißen Steine. Schluchten und Untiefen waren gerissen! und überall standen Menschen mit Spaten und Hacken, um das Wasser zu regeln oder davongeschwemmtes Eigenthum aufzusuchen. Einzelne Hausthiere irrten auf den beeisten Feldern und grauen Sandflächen umher. Viele Bäume waren geknickt, entlaubt, entästet; überall lag aufgewühltes oder herbeigewälztes Gestein, Schlamm und entrindetes Gehölze.

Der Kirchenbau mit dem Pfarr- und Schulhause hatte nichts eingebüßt, als einige Dachschindeln und Fensterscheiben. Auch das Wirthshaus und das Häuschen des Wagnerfaltl hatten verhältnißmäßig wenig gelitten; von dem letzteren hatte das Wasser nur den Wiegentreiber mit fort genommen.

Und die Menschen? Die gräfliche Familie hatte sich im ersten Stocke des Wirthshauses wieder versammelt; sie

waren mit der bloßen Angst davon gekommen. Nur Amand war ausgeblieben; die Gräfin weinte sehr um ihren Liebling.

Der Graf rühmte sich Heldenthaten. Er erzählte, wie er sich und die Seinen durch Geistesgegenwart gerettet habe; das von dem Balken, von dem Manne, der sein Kind aus den Wellen gezogen, hatte er vergessen.

Gabriele lag in heftigem Fieber. Pater Severin saß an ihrem Bett; Fraisbein und die Anderen erzählten sich in einemfort die Abenteuer der gräßlichen Nacht.

Der Nachmittag war noch immer kühl und trüb und still. Wollte die Natur ausruhen von dem Wüthen und Toben und Zerstören, oder war sie betrübt der Menschen wegen, die sie zu Bettlern gemacht?

Jetzt gingen die Leute abwärts gegen Reichau — der Zerstörung entlang. Sie suchten nach Gegenständen, die das Wasser vielleicht ausgeworfen haben konnte — aber der Dieb wirft auf seiner Flucht nur leere Börsen weg — nur Balken und Splitter fanden sie am Ufer. Das Thal war einer Sandwüste ähnlich. Leute, die von Reichau hereinkamen, erzählten, was bei ihnen die letzte Nacht angerichtet; dann frugen sie, ob im Dorfe noch ein Haus stehe; nach Dem, was an Reichau vorübergeschwommen, hätten sie geglaubt, es könne von dem kleinen Ort kaum viel mehr übrig geblieben sein.

Der Wagnerfaltl und der Schulmeister gingen auch durch das Thal und sie blickten in jeden Wehrdumpf und sie guckten in jedes Gesträuch, das am Wasser stand. Dann schüttelten sie die Köpfe und schritten schweigsam weiter.

Der Himmel war mattgrau; es strich eine kalte Luft. Im Gemsgebirge, über dem sich die Nebel hoben, lag Schnee.

Spät in der Abenddämmerung kehrten die beiden Männer wieder um. Sie hatten Hans gesucht.

Am andern Tag wurde in der Dorfkirche ein Dank- und Bußgottesdienst abgehalten. Die Kirche war voll Menschen; aber die Orgeltöne klangen unsicher, des Schulmeisters Hände zitterten sehr.

Als die Messe zu Ende war, bestieg der Pfarrer die Kanzel und bat mit halbgebrochener Stimme Alle, die das Unglück minder getroffen, um Unterstützung und Beistand für Jene, die Haus und Habe verloren. Er selbst legte ein Goldstück auf den Teller, den der Kirchendiener umher trug, um mildes Almosen für die Verunglückten in Empfang zu nehmen. Jeder gab nach seinen Kräften und auch die „Herrschaft" gab ein Goldstück.

Noch bevor das Absammeln vorüber war und die Leute das Gotteshaus verlassen hatten, erschien der Pfarrer zum zweitenmale auf der Kanzel und mit leid- und freudvoller, bewegter Stimme sagte er die Worte:

„Ich kann nicht anders, ich muß es euch, meine lieben Pfarrkinder, laut verkünden. Es ist wie ein Märchen; aber es ist geschehen in unserer Gemeinde und eben jetzt, vor wenigen Augenblicken. Eine Jungfrau hat mit Erlaubniß ihrer Eltern ein kostbares Brautgeschenk im Werthe von tausend Gulden den Verunglückten gewidmet. Es ist mir nicht erlaubt worden, den Namen der edlen Spenderin zu nennen;

ihr kennt sie Alle, sie lebt unter euch und ist ein Kind unserer Gemeinde. Lasset uns, geliebte Pfarrkinder, in dieser Stunde für die Wohlthäterin den reichsten Segen des Himmels herabflehen!"

Der Pfarrer faltete die Hände und Alle beteten mit ihm das Vaterunser. Die Gräfin weinte unter diesem Gebet und in ihrem Herzen trug sie eine qualvolle Empfindung. Sie, die Reiche, opfert den armen Mitmenschen ein kleines Goldstück, und die arme Magd ihr Alles. — Wer ist von Adel?

Der Schulmeister war unsagbar ergriffen. Er sah sich nach dem Faltl um, doch dieser war schon früher, während der Messe, vom Chore verschwunden. Bertl kniete in seinem Stuhle; zu diesem eilte der alte Mann und frug ihn:

„Weißt du es, wer die Spenderin ist?"

„Mariandl!" lispelte dieser freudig und seine Augen leuchteten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nach Tagen war der Weg durch das Thal wieder hergestellt. Auf demselben gingen zur Abendstunde drei Männer und führten ernste Gespräche. Diese waren der Faltl, der Schulmeister und Hans.

Hans war von der Kreisstadt zurückgekehrt. Seine erste Frage, als er zurückkam, war, ob die Herrschaft schon abgereist sei; als man ihm das verneinte, da die Comtesse sehr bedenklich krank sei, war er sehr schweigsam geworden. — Als ihn Faltl frug, warum er gerade in jener fürchterlichen Nacht davongegangen sei und ihn und den Schulmeister dadurch in namenlose Unruhe versetzt habe, konnte er nicht antworten.

Er wußte ja selbst nicht klar, warum. Unmittelbar nachdem er Gabriele aus den Fluthen gerettet und ihm das Mädchen einen Augenblick an dem Herzen gelegen war, eilte er davon. Etwas bisher noch nie Empfundenes war in ihm erwacht, er fühlte, daß — wollte er seine und des Mädchens Ruhe nicht für immerdar vernichten — er Gabriele nicht mehr sehen dürfe. Und er hatte dieser Empfindung ja bereits genug gethan. Er hatte Gabriele dem Tod entwunden, und das ganze zukünftige Leben mit all' seinen Genüssen und Freuden hatte sie von ihm. Das ist sein hohes Bewußtsein, das nicht jedem Liebenden zu Theil wird; was sollte er noch mehr wollen, Unmögliches wollen? Sie nicht mehr sehen ist das Beste. — Und Johannes zog fort, um erst wieder für einige Tage in die ihm liebgewordene Gegend zurückzukehren, wenn die gräfliche Familie abgereist sein wird. Ein einflußreicher Freund in der Kreisstadt hatte Hans in einer größeren Gemeinde der Gegend eine vortheilhafte Anstellung erwirkt; Hans konnte sein Amt als Volkslehrer schon in wenigen Wochen antreten; somit war sein sehnlicher Wunsch erfüllt. — Aber das ist so im Leben, kaum ist ein großer Wunsch erreicht, steigt sogleich ein noch größerer auf und drängt noch mehr als der frühere, daß er erfüllt werde. — Hans freute sich zwar seiner neuen Stellung, aber nicht unbedingt. Er mußte immer an Gabriele denken. Sie zieht jetzt wieder in die Stadt; welchem Schicksale eilt ihr reines Herz entgegen? Und er soll sie nicht mehr sehen; im ganzen Leben nicht mehr! — —

„Seitdem Sie angestellter Lehrer sind," sagte Faltl zu Hans, „sind Sie ein ganz Anderer geworden; Sie sind

noch viel ruhiger und ernster als früher. Schon recht so, der Schullehrer muß so sein."

Ein gräflicher Eilbote ritt in scharfem Galopp an den drei Männern vorüber, vom Dorfe heraus gegen Reichau.

Von der Kirche her hörte man ein Glöcklein klingen.

„Sterbeläuten!" sagte der Schulmeister, „und ich bin gar nicht zu Hause."

Sie gingen dem Dorfe zu.

Im Wirthshause herrschte große Aufregung. Die Gouvernanten eilten treppauf, treppab; der Hofmeister war mit der ohnmächtigen Gräfin beschäftigt; der Graf stand rathlos am Bette seines Kindes, und sein Kind lag im Sterben.

Mehreremale hatte Gabriele den Namen „Johannes" gehaucht und hatte den Genannten mit den Augen gesucht.

Und die Gräfin hatte nach dem Wagnerfaltl geschickt, der gar nicht zu finden war. Darum rief Klementine den Männern, als diese in das Dorf kamen, kreischend entgegen:

„Mein Gott! weil Ihr nur endlich kommt! Das gnädige Fräulein will uns sterben!"

Faltl eilte sogleich in das Haus — und Hans ihm nach.

„Rettet sie und verlangt mein Vermögen!" rief der Graf dem Faltl entgegen; da that Gabriele einen hellen Schrei — Johannes stand bei ihr.

Der Schrei war ihr Letztes gewesen; sie sank in das Kissen zurück. Noch lächelte sie, noch ruhte ihr Auge auf seinem Antlitze — und dieses geliebte Bild nahm ihre Seele mit hinüber in die Ewigkeit.

So hatte sie Johannes noch einmal gesehen auf dieser Erde.

Und so war es das Beste für sie und für ihn. Es gibt Wesen, die so angelegt sind, daß dieses Leben für sie keine Genugthuung haben kann; glückselig sind sie zu preisen, wenn noch in den Jugendtagen zart die Hand des Todes sie hinüberführt.

In zwei Tagen reiste das gräfliche Ehepaar mit Gefolge ab. Die Leiche ihres Kindes ließen sie nicht zurück; in einem provisorischen Sarg aus Tannenholz führten sie dieselbe in ihrem Wagen mit sich.

Das war ein trauriger Abschied, wie man ihn bei der Ankunft im Dorfe vor mehreren Wochen wohl nicht geahnt hätte. Die Bewohner des ganzen Ortes standen vor dem Wirthshause und suchten durch ein stilles, feierliches Geleite ihre Theilnahme auszudrücken. Der Schulmeister ließ alle Glocken läuten, der Pfarrer segnete den Sarg ein und die Schmiedwirthin hatte zwölf Windlichtträger bestellt. — Der Wagnerfaltl hatte den Sarg verfertigt und darauf einen Engel mit gesenkter Fackel und die Worte gemalt:

Glaubt nicht, er habe die Fackel, sie zu verlöschen gewendet;
Am unsterblichen Licht zündet er senkend sie an! —

Weißgekleidete Jungfrauen waren gekommen, unter ihnen Mariann, welche, als man den Sarg hob, auf denselben einen Kranz von weißen Rosen legte.

Die Gräfin mußte darüber noch mehr weinen. Aber das sei gut, meinte der Faltl, das zeige, daß sie von ihrer Krankheit geheilt; vor vier Wochen hätte sie in diesem Falle vielleicht nicht so geweint.

Als der Graf in den Wagen steigen wollte, warf er

noch seinen thränenfeuchten Blick suchend umher. Im Hintergrunde am Gartenzaun sah er den Lehrer seiner Tochter. Durch die Menschenmenge drang er zu diesem hin und mit tiefer Stimme sagte er die Worte:

„Herr Johannes, nicht in Feindschaft wollen wir scheiden. Verzeihen Sie mir; wir sind alle schwache Menschen. Und —“ setzte er mit brechender Stimme hinzu: „Sie haben sie auch lieb gehabt!“

Stumm drückte Hans des Mannes Hand, dann lehnte er sich an die Gartenmauer und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Die Wagen rollten davon.

Die Leute zerstreuten sich.

Der Schmiedwirth und seine Frau waren nun wieder Herr im Hause.

„Thut die Fenster auf,“ riefen sie den Mägden zu, „und macht auch ein wenig Waldrauch in den Zimmern!“

* * *

Auf der versandeten Dorfwiese wächst noch kein Gras, aber im Dorfe wird gesägt und gehämmert, und die zerstörten Häuser stehen wieder auf. Die Häuser werden geräumiger und bequemer und feuersicherer; Johannes hatte die Pläne dazu gemacht. Faltl liefert unentgeltlich die Tischlergegenstände und er streicht sie auch mit Farbe an und malt nach Landessitte Vögel und Blumen darauf.

Mariann trägt den Bauleuten Butter und Käse zu und lacht viel, und wenn ein Zimmermann ein wenig ihr

neues rothes Halstuch berühren will, so schlägt sie ihm auf die Finger. Sie geht immer noch barfuß; aus ihren goldenen Schuhen wird ja das Dörflein eben gebaut! — Aber das kommt nicht auf! — und zudem bekommt sie ja nächstens ein paar linde Kalblederschuhe — zum Kirchgang, zum Brautgang und zu einem Tänzlein d'rauf, und vielleicht halten sie 's auch noch bis zum Gevatterbitten; aber es kommt heute noch nicht auf!

Nur Hans weiß es schon; er muß die Orgel spielen, und im Wirthshaus wird er tanzen mit der Braut, und der Bräutigam wird geigen dazu.

Nein, er wird nicht tanzen; auf dem Tanzboden ist ja Gabriele gestorben. —

Er hat geliebt und gelitten. Leidenschaftslos kann er nun hingehen und die Kinder lehren. —

Als Bertl und Mariann vor dem Altare standen, sagte Hans auf dem Chore zum alten Weißkorn:

„Zu euch, Schulmeister, werden sie noch kommen, die Sprossen dieses jungen edlen Paares — euere Enkel. Und an euch und an uns Lehrern allen ist es, daß er nicht ausstirbt, der Adel im Dorfe."

Der Kaiserhansel.

Nein, das war nicht in der Ordnung, daß die schönste Sennerin auf der Breitalm die schlechteste Hütte hatte. Jeder Regentropfen kehrte ein von oben herab und versteckte sich im kleinen Strohbettchen, und jedes Lüftchen schlüpfte durch die Wandfugen und zauste die Herdflammen auseinander.

Zuletzt war's etwa auch nicht in der Ordnung, daß die schönste Sennerin auf der Höhe mitsammt der Hütte dem ärmsten Bauer im Thale gehörte? Je nun, wenn die Kathrin vorlieb nahm! und wahrhaftig, sie konnte es. Das war ein Bursche, der Sebald, ein Bursche, sauber, flink, brav, grad' wie wenn der lieb' Herrgott sein Vater gewesen wär'. Daß er so in der Armuth lebte, das hatte er am Ende mit Vielen gemein; es war ja die ganze Gegend herabgekommen. Es war eine grauenhafte Mißwirthschaft im Lande Steiermark. Der Prinz, sonst der Gönner und Schützer des Landes, war in der Fremde als Reichsverweser und mußte die politische Suppe auslöffeln helfen, die Andere eingebrockt hatten.

Wir wollen vor der Hand nichts mit dem Sebald und nichts mit dem Prinzen anheben und halten uns bei der Kathrin auf. Dürftig aber reinlich gekleidet steht sie vor dem Herdfeuer und kocht die Abendsuppe; barhaupt ist sie, aber die braunen Locken hat sie säuberlich geflochten. Sie singt das

Lied vom „Prinzen Johann“. Den Johann, den „Kaiserhansel“, wie sie ihn hießen, den hatten sie Alle so lieb in den Sennhütten. Freilich, bei Kathrin war er noch niemals eingekehrt, sie hatte ja die schlechteste Hütte und sie war auch so lange noch nicht auf der Alm. Gesehen hätte sie ihn doch wohl gerne einmal, den guten, hohen Herrn, der es nicht hat leiden mögen, daß man ihn Seine fürstlichen Gnaden hätt' genannt und der dennoch voll Gnaden ist gewesen für seine Leut'. Eine kaiserliche Hoheit ist er gewesen, aber Hochmuth hat er nicht so viel gehabt, wie der gestrenge Verwalter im G'schloß, der vor wenig Jahren noch das Schreiberlein mit den Ellbogenzähnen geheißen war. Mit den Ellbogenzähnen? Ja, weil das Männchen an den Ellbogen so blitzend scharfe Zähne gehabt hat, daß diese allfort den blauen Rockärmel durchgebissen haben und die vorwitzige Haut hat herausgeguckt, ob denn Keiner komme, der einen Groschen wollt' verschenken. Aus dem Schreiberlein ist der gestrenge Verwalter geworden; jetzt hat er die Zähne schon all' im Mund und Haare darauf. Wir mögen mit ihm nichts zu schaffen haben, wir bleiben schon bei der bildsauberen Kathrin.

Neben ihr, hinter dem Herde, steht ein possirlicher, noch gar nicht alter Kautz im kurzen, weiten, mattfärbigen Beinkleide. Um die Lenden hat er nach dem Gebrauch der Gegend eine blaue Schürze strickartig geschlungen; der Brustfleck ist auch blau, das rauhe Hemd bis zu den Ellbogen zurückgestreift. Die Bartstoppeln auf dem gerötheten, häufig schmunzelnden Gesichte sehen aus wie die Drahthäkchen einer Wollenkraue; unter dem Kinne ist ein großmächtiger Kropf-

auswuchs, der emsig auf- und niederwallt, wenn der Bursche recht lacht oder einen Jodler röchelt.

Das ist der neue Almbub, der Käser, und er steht just bei dem Kübel und soll Butter rühren. Es war an diesem Abende nicht überflüssig, als die Kathrin mahnte: „Du Kasmodl, lass' mir die Buttermühl' nit stehen!"

Der Bursche hob wohl emsig an, den Kolben auf und nieder zu stoßen, plötzlich aber ließ er wieder ab und sagte: „Kein' Arbeit ist mir zu schlecht, alsdann; aber alleweil Kasmodl, Kasmodl, dasselb' mag ich nit heißen. Denn warum? weil ich bei der Gard' eingeschrieben gewesen bin als der Isidor Hieronymus Tipel."

„Was meinst denn, Kasmodl," sagte die Sennerin, die Einsprache des Isidor Hieronymus Tipel nicht berücksichtigend, „was meinst, was werden wir denn machen, wenn uns der Förster die Gaisen von der besten Weide wegtreibt, weil er sagt, sie thäten ihm die Setzlinge zernagen? Was wirst denn sagen, wenn uns die Jäger die Kühe auf der Wiese ausmelken?"

„Die Höllsaggra!"

„Und was werden wir denn essen, wenn uns der Hase den Salat frißt?"

„So fressen wir den Hasen."

„Und wenn uns der Hirsch das Kraut packt?"

„So packen wir den Hirschen, und ist die Zuspeis' gleich dabei."

„Ei, du hast leicht reden," versetzte die Sennerin, „du verlangst dein Essen, und fragst nit darnach, wo man's nimmt."

„Nit so!" begehrte der Kasmodl auf, „denn ich bin z'Wien bei der Freiheit gewesen, und wir, was wir von der Gard' . . ."

„Geh', hör' mir auf mit deiner Freiheit und deiner Gard'!" unterbrach ihn das Mädchen unwirsch, „oder haben wir leicht was davon? Zum Hungerleiden haben wir die Freiheit sonst auch gehabt. Wärt ihr Sturmhanseln nur auf die Alm kommen, und hätt's statt der Gard' die Gert' mitbracht — da hätt's schon auch was auszupeitschen geben. In jedem Thal sitzt so Einer und auf den Wänden treiben sie herum wie die Geier. Bist nit gar vernagelt, wirst leicht wohl wissen, wen ich mein' — laut darf man's nit sagen, sie haben die Mücken verzahlt zum spioniren."

Kaum hatte sie die Worte gesprochen, so trat ein Fremder in die Hütte. Der trug einen grauen, enganschließenden Jägerrock, eine kurze, braune Gemslederhose, die stämmigen Schenkel stramm umspannend, und hohe, gelblackirte Juchtenstiefel. Sein kurzgestutzter Schnurbart wollte schon ein wenig grauen. „Gesegne Gott das Nachtmahl!" sagte er.

„Bedanken uns schön," versetzte die Kathrin schnippisch, und dann für sich: „Mein Eid, jetzt hab' ich gemeint, es stieg' mein Sebaldl daher, und zuletzt ist's so ein Hasengucker," und wieder laut: „Na, da kunnt Ein's eine Freud' haben!"

Der Fremde hob ein Gewehr von den Schultern und im Begriffe, es an die Wand zu lehnen, sagte er: „Ist's erlaubt?"

„Schau, das ist was Seltsames, jetzt frägt einmal Einer, was erlaubt ist," versetzte das Mädchen schneidig.

Da hub der Kasmodl an zu trillern:

Auf der Olma, auf der Olma,
Do hobn ma Küah und Kolma,
Do hätt' ma Kas und Butta gnua,
Oba fressn thuats da Jagabua."

Das war Spott auf den Fremden, der offenbar ein Jägersmann.

Da dieser aber that, als hätte er das Liedchen gar nicht gehört, so wurde der Bursche ärgerlich. „Raufen möcht' ich heut'!" flüsterte er dem Mädchen zu und dann halb gegen den Fremden: „Ich aber bin kein Jagerbua, denn weil ich bei der Gard' gewesen bin. Und wir von der Gard' verstecken uns nit im Wald und spähen nach einem Reh oder alsdann nach so einem armen Teufel von Wildschützen. Vor den Feind stellen wir uns und lassen scheibenschießen auf unsere bluteigene Brust, denn warum? —" er verfing sich im Athemholen und röchelte und der Kropf wallte und wogte auf und nieder.

„Zur Zeit, als ich bei den Kaiserlichen gewesen bin," bemerkte der Fremde schalkhaft, auf den Kropf anspielend, „da haben wir den Tornister auf den Rücken geschnallt gehabt, nun, jetzt tragen sie ihn vorne; wird auch vernünftiger sein, ist ein guter Schild."

„Ei der Tausend!" versetzte verwundert der Bursche, der den Spott nicht aufgefaßt hatte, „alsdann vorn tragen sie ihn jetzt, den Tornister? Mein, was erfährt Ein's da auf der Alm herauf — denn, weil ich schon sieben Monat wieder daheim bin."

„Bist also mit den Revolutionären gegangen, mit der Nationalgarde?“

„Ei ja freilich, sonst hätten mich die Kaiserlichen genommen. Denn warum? Gewachsen bin ich sauber, nur daß ich halt ein klein bissel einen dicken Hals hab’.“

„Ein Kropf ist besser, wie ein Loch im Hals,“ rief das Mädchen drein.

„Ja patzen! Das Loch hätten mir aber die Gardisten geschossen, wär’ ich bei den Kaiserlichen gewesen, und eh’ daß ich mir so was anthun ließ — zehnmal lieber Kasmodl!“

„Geh’ scher’ dich nit, du Närrisch!“ rief die Sennerin, „nimm deine zwei Händ’ zu leih’n und rühr’, ich brauch’ noch ein Stückl Butter vor dem jüngsten Tag!“

„Wissen soll er’s, daß Unsereins auch noch sein’ Ehr’ im Leib hat,“ polterte der Bursche und schreckte zwei Hühner auf, die sich hinter der Holzasen schon zur Abendruh’ begeben hatten, — „einen Raufhandel anheben, da bin ich nit dabei, aber eh’ ich mir alsdann die Händ’ binden lass’, daß sie mir schön sauber die Säck’ aussuchen thäten, eh’ brich ich einen Stecken vom Zaun und hau’ drein! — Für euch Jägersleut’ hat das Achtundvierzigerjahr auch eine andere Zeit bracht, das sag’ ich! Denn wir, was wir bei der Gard’ sein gewesen —“

„Jetzt hört’s mir auf zu rechten. Das brauch’ ich nit!“ schrie die Kathrin plötzlich drein und schlug mit beiden Händen an die Hüften.

Darüber war der Kasmodl rechtschaffen erschrocken und schlich ärgerlich um seinen Kübel herum.

Draußen über den Almhöhen glühten zwei Felsen=

spitzen im goldigen Abendschein wie stille Freudenfeuer; ihre matten, röthlichen Strahlen fielen durch die Thür in die dämmernde Hütte.

Der Jäger hatte sich auf einen niedrigen Holzblock hingesetzt, weil der Rauch des Herdfeuers immer tiefer und tiefer niederschlug, bis dieser endlich durch die Thür hinauswallte in die Abendluft. Von demselben Augenblicke an, als sich der Mann so an den Fußboden kauerte, machte sich die Sennerin stets auf der andern Seite des Herdes zu schaffen; das war, weil ihr Kittelchen just keine übermäßige Läng' hatte und sie nicht wollte, daß der Fremde den oberen Rand ihrer hohen Bundschuhe sehe. Sie trug schon eine Zeit lang des Sebalds Schuhe; leicht hat dafür der Bursche die Strümpfe an den Füßen, die sie gestrickt; die Zusammengehörigkeit solch' junger Leute fängt schon bei den Zehen unten an.

Wie die Kathrin so herumhantirte, sang sie ihr Lieblingslied:

„So an guatn Herrn
Wurd ma nit bol kriagn,
Kunnt ma suachad ah
Olle Berg ofliagn,
Wia da Hansel is —"

„Der Hansel, das ist wohl dein Herzliebster?" unterbrach sie der Jägersmann.

Entrüstet über eine solche Unterbrechung wendete sich die Kathrin zu ihm und, die Arme in die Seiten gestemmt, sagte sie trotzig: „Dort im Schaff steht frisch' Wasser, nehm' Er einen Schluck in den Mund, ist gut für eine vorlaute Zung'. — Ich denk', derselb' Hansel, von dem ich das Lied

sing', weil's mich g'freut — derselb' Hansel ist unser Aller Herzliebster. Dumm genug, wenn Er vom Prinzen Johann noch nichts gehört hätt'. Wer ein rechter Steirer ist, der glotzt nit so d'rein, singt Ein's das Lied vom Kaiserhansel; er thut lustig mit, oder wenn er kein' Stimmstock hat, so hört er fleißig zu und ist mäuserlstill. Wahrlich, meiner Seel', da bringt mich Einer gleich in die Gall'!"

Jetzt sind wir schon wieder im Fahrwasser, dachte der Kasmodl und kam hervor: „Wo ist Er denn her? Unser Steirerland thät noch liegen unter den Füßen von den hohen Herren, hätt's alsdann nit der Johann in die Händ' genommen. Der Halter auf der Alm, der Förster im Wald und der Bauer auf dem Feld ruckt sein Hütl, denkt er an den Kaiserhansel, der Schmied beim Ambos und der Bürgersmann weiß alsdann auch, was er ihm zu verdanken hat, denn warum?"

Da verfing sich der Arme wieder in seinem Athem und schnaufte und röchelte.

„Geh, du Narr, verzuck' dich nit!" rief die Kathrin und schlug mit der flachen Hand mehrmals auf seinen Rücken; „will' Einer die Gutthaten vom Kaiserhansel erzählen, so muß er einen längeren Athem haben wie du!"

Da zuckte der Kasmodl mit beiden geballten Händen gegen seine Brust, und rief völlig athemlos: „Da drinnen thät ich's wohl haben, aber halt außer mag's nit. Ein guter Herr ist er gewesen. Wenn er nur wieder zurückkommt, denn warum? ich will wissen, wie er ausschaut, ich —"

„Geh' nur, Bub, und bring' die Küh' heim!" sagte die Sennerin und schob den Begeisterten sachte zur Thür hinaus.

Der Fremde lächelte und strich seine spärlichen Haare über die schöne hohe Stirne und hub an, dem Mädchen schmeichelhafte Worte zu sagen. In demselben Augenblicke polterte Ersatz für den Kasmodl zur Thür herein. Es war ein junger kräftiger Bursche in Holzhauertracht; er hatte einen langen Wettermantel aus Loden umgehangen und einen todten Rehbock über der Achsel. So stürzte er verwirrt herein: „Kathrin, ich weiß keinen Ausweg, ich komm' zu dir!"

„Du einfältige Dreifaltigkeit!" rief die Sennerin, „Sebaldl, ja, was hast denn?"

„Ich hab' nichts, aber sie haben mich. Die Jäger sind mir am Rücken!"

„Jesus Maria!" hauchte das Mädchen und schielte dann, dem Burschen stumme Zeichen gebend, gegen den Fremden.

Sebald achtete nicht darauf; „drei sind ihrer," rief er, „schon den Kugelstutzen hat Einer auf mich angelegt und bieg' ich nicht just um die Wand, so brennt er mich nieder. Und wenn sie mich erwischen, so hauen sie mir den Gewehrkolben um den Kopf, wie sie's meinem Vater gemacht haben, diese Hollteufel, die der Herrgott vertilgen soll vom Erdboden!"

„Aber Sebald!" beschwichtigte die Kathrin.

„Hast denn kein' Winkel für mich?"

„Mein armer Narr, so verkriech' dich in's Bettstroh oder hupf' eilends auf die Dachschupfen hinauf!"

„Eine alte Geschichte; just daß sie mich um ein Vaterunser lang später haben. Um ein Vaterunser lang feilsch' ich

nimmer!" schrie der Bursche auf und ballte wüthend die Fäuste. Da bemerkte er den Fremden. „So sauber, da hockt auch Einer!" Und tonlos: „In Gottesnamen, so haben sie mich halt. — Aber Eines will ich noch rechnen. Nicht als schlechter Mensch will ich dastehen. Niederschlagen mögt ihr mich ja, mich armen Teufel, aber meinen ehrlichen Namen laßt leben. Daß ich mir heut' diesen Rehbock da hab' geholt, das verantwort' ich vor Gott im Himmel! Herrenlos ist das Wild und es springt über eine Grenze und über die andere und überall ist es daheim und Jedem gehört es zu."

Nun erhob sich der Fremde. Seine scharfen Augen rollten wie zwei Bleikugeln. „Jedem gehört es zu? Wo steht das geschrieben?"

„Oh, es muß nicht Alles geschrieben stehen. Wie Einer in das Leben gesetzt ist, so hat er Anspruch an die Welt."

„Aber die Welt, lieber Freund, ist planmäßig vertheilt und Jedem steht es frei, sich auf redlichem Wege sein größeres Theil zu erwerben. Ehre der Hand, die sich Güter erkämpft durch Arbeit, aber der Blitz treffe den Arm, der sich ausstreckt nach fremdem Gute."

Darauf versetzte Sebald: „Wenn ich durstig bin und komme zum Bach, so frag' ich nicht erst: wem gehört das Wasser? Hinleg' ich mich und trink'. Wo der Tropfen auch aus der Erde rinnt, über wessen Boden er auch fließt, in alle Ewigkeit gehört er dem Dürstenden. Wer den Dürstenden aber niedersticht, niederschlägt an der Quelle, der — Herr Jäger, meines Vaters Blut wird Euch richten zur letzten Stund'!" — Wild hatte sich der Bursche emporgerichtet.

„Habe ich eurem Vater Leides gethan?“ frug der Fremde.

„Leides gethan?“ sagte der Bursche in bitterer Ironie, „nein, dasselb just nicht, nur ein wenig umgebracht haben ihn die Jäger, Und verkenn' ich mich nit, gehört ihr auch zu der Bande, die lieber auf den Wildschützen zielt, als auf den Hirschen.“

„Junger Mann,“ entgegnete der Fremde nachdrücklich, „du begehst mit solchen Worten ein großes Unrecht an den Waidmännern. Diese haben strenge Pflicht, Wild und Wald zu hüten; thun sie es nicht, so sind sie nichtswürdiger wie ein Wilddieb. Und du begehst Unrecht an dem Jagdherrn, dessen rechtlich Eigenthum der Wildstand, an dem Jagdherrn, der nie einen Wilderer eigenmächtig strafen wird, sondern ihn dem Gesetze übergibt.“

„Bei meinem Eid,“ rief der Bursche, „was weiß der Jagdherr, der Prinz Johann, wie sie's treiben seine Knechte mit den armen Leuten. Der ist schon lang nicht mehr in der Gegend gewesen. Hab' ja selber von meines Vaters frischem Grab wollen weg in die Wienerstadt reisen, daß ich's dem Johann hätt' erzählt, wie's gewesen ist. — Wenn wir auch ein Bauerngütel haben, so hat Grund und Boden bei uns ein Herz von Stein und ließ uns all miteinander eher verhungern, als er uns thät' reichen ein Körnlein Brot. Die Sennerei ist oft unser ganzer Erwerb und da noch jagt uns der Jäger die Rinder von der besten Weide weg.

„Nu, das darf wohl nicht sein,“ bemerkte der Fremde.

„Oh, es hat noch weit mehr sein dürfen,“ rief der Bursche. „Meinen Vater haben sie erschlagen, weil er ein

krankes Weib und fünf arbeitsunfähige Kinder gehabt hat. Im Holzschlag ist keine Arbeit gewesen; das Einkommen von der Alm haben die Steuern gefressen und die Medizinen. Unser Tisch ist leer geblieben. Die Mutter hätt' freilich nit viel verlangt, aber wir Kinder haben gesunde Mägen gehabt. Ein halbes Jahr haben wir gelebt von eitel Schwämmen und Kräutern, wie sie halt gewachsen sind im Wald. Aber das ist kein Essen für einen Kranken und oft hat die Mutter geseufzt: Wenn in nur einmal ein Fleischsüpplein kunnt haben! — Sein Lebtag hat sich's der Vater vorgesagt zum Morgen- und zum Abendgebet: ein Wilddieb ist auch ein Dieb. — Aber wie sein Weib halt so ist dagelegen völlig im Verschmachten, und wie die Thiere herumlaufen in den Wäldern zu Hunderten — kein Mensch hat sie gezählt, nur Gott allein; — nu, so ist der Vater in der Nacht einmal fortgegangen von unserem Haus. Haben selber nit gewußt wohin. In der Morgenfrüh' ist er noch nicht daheim gewesen. Den Vormittag haben wir gewartet; zu Mittag haben wir die Schwammsuppe allein gegessen; am Nachmittag haben wir im Wald angehebt zu suchen, und am Abend — nu, da haben wir ihn gefunden."

Dumpf hatte der Bursche die letzten Worte gesprochen, nun aber bäumte er sich und that einen wilden Aufschrei: „Zerschmettert ist sein Kopf und daneben liegt der zerschlagene Gewehrkolben — voll Mark und Blut!"

Bebend verhüllte der junge Mann das Gesicht, als wollte er seinen ermordeten Vater nicht noch einmal schauen.

„Geleugnet ist's worden," sagte er nach einer Weile, aber ich weiß es vor Gott und meiner armen Seel', die

Jäger haben es gethan. O Herrgott, du hast die Welt verflucht, hättest sie gleich in Scherben geschlagen, 's wär besser um uns all miteinand'. Muß es denn so sein? o Jesus und Josef!" — Wie in Verzweiflung schlug er sich die Hände in das Gesicht. Große Thränen standen in seinem Auge. Die Kathrin suchte ihn zu beruhigen.

„Ich bin ein halb erwachsener Bub gewesen," fuhr Sebald endlich etwas gemäßigter fort, „und damalen hab' ich den Prinz Johann wollen aufsuchen, und hätt' ich mir die Füß' müssen abgehen bis auf die Knien. Aber der Verwalter hat gesagt, ich soll gescheidt sein, 's thät mir nichts helfen. Bin ich halt gescheidt gewesen — hat mir auch nichts geholfen."

Der Fremde war sehr nachdenklich geworden. „Da kann man Jammer erfahren," murmelte er zu sich, „nicht allein, daß der arme Mann entbehrt, schuldig muß er werden, auf daß er auch verderbe."

„Heut' hab' ich meine kranke Mutter und meine unmündigen Geschwister zu versorgen," fuhr Sebald fort; „sie Hunger leiden lassen, das kann ich nicht, bei meiner Treu'! — Paßt nur auf, mir geht's, wie meinem Vater. Ha, sie werden gleich da sein."

Der Fremde schien über etwas nachzudenken. „Kaltes Blut, Bursche," sagte er dann zu dem jungen Aelpler, „für heute sollst du nichts zu fürchten haben, mein Wort darauf! Borg' mir nur gleich deinen Wettermantel da und sieh' zu, daß du auf den Dachboden kommst."

„Uh mein, das wär' ein rechtes Glück," rief die Kathrin, „aber so hupf', Baldl, aber so schlupf', Baldl!"

Da kletterte Sebald denn empor über die Sprossenleiter der Holzwand zum finsteren Dachboden. Der Jägersmann aber hüllte sich hastig in den langen Wintermantel.

„Erkenntlich thäten wir schon sein," sagte das Mädchen zum Fremden, „Butter und ein Brennkoch hätt' ich wohl da, wenn's gut wär'. Ich kindische Gretl, jetzt thu' ich aber doch eilends den Rehbock beiseit."

„Lass' das, mein Kind, der gehört mir zu," sagte der Fremde und zerrte an dem Thiere herum. Da stürmten zwei Jägerbursche wild fluchend in die Hütte; sie rannten an alles Mögliche und stießen schier die beängstigte Sennerin über den Haufen. Als sie den Mann mit dem Wilde bemerkten, riefen sie: „Ah, haben's ja gewußt, daß er da sein muß. Holla, das ist der saubere Wettermantel mit dem Rehbock!"

Sie zerrten den Mann, der noch kein Wort gesagt hatte, hin und her und schmähten, so viel bei den großen Mäulern nur heraus ging.

Da keuchte und schnaubte ein alter, dicker, rothbärtiger Mann herein; das war der Oberjäger. „Habt ihr den Spitzbuben, habt ihr ihn?" gurgelte er, „nur gleich hinlegen auf die Bank und hauen, daß die Fleischfetzen fliegen!"

„Oho, da erhebe ich Einsprache," sagte der Mann im Wettermantel, „bin ich ein Wilderer, so wird mich das Gesetz bestrafen."

„Was?" belferte der Rothbärtige, „das Gesetz bestrafen, hat er gesagt? Drei Teufel über einand', das wär's Rechte! — Ein wenig in den Kotter stecken, daß sich so ein erludertes Diebsgesindel recht ausrasten thät. Man könnt's

ohnehin oft genug nit erwischen, hätt' man nicht seine guten Bohnen. Das Gesetz bestrafen, hat er gesagt? Ah, da schau dir so einen kecken Waldrauber an; zuletzt thät' er für seine Diebereien ein Federbett auch noch verlangen. Haut ihn, aber tüchtig, haut ihn! einen Groschen für den Streich!"

„Du," lispelte der eine Jägerbursche zum andern, „einen ganzen Groschen! mehr kann sich Einer heutzutage mit dem Zuschlagen nirgends verdienen."

„Untersteht euch nicht!" rief der Mann im Wettermantel gebieterisch, „drei Jahre Zuchthaus bringt euch jeder Streich!" Seine Augen glühten, als müßten sie wie zwei Kugeln durch einen Doppelgewehrlauf herausschießen.

„Drei — drei Jahr Zucht — —?" gurgelte der Oberjäger, „he, was hat er gesagt? — So fasset ihn, so packet ihn!"

Die Kathrin erhob ein Angstgeschrei: „raufen thun sie auch noch!" zeterte sie, „ihr heiligen vierzehn Nothhelfer, ist denn keiner da?"

Polternd und fluchend wollten die Jäger den Fremden fassen, da schmetterte eine Dachlatte und mit einem geschwungenen Balken sprang der Sebald vom Dachboden herab und auf die Jagdburschen los: „Du dreidoppelter Morgenstern übereinand', die Weltkugel hau' ich euch um die Schädel! Her, wer sich traut, der Wildschütz bin ich!"

Da langten sie nach den Gewehren, aber der Fremde drängte sich mit ehernen Armen dazwischen, vor zum Herdfeuer und warf den Wettermantel ab.

In demselben Augenblicke fuhr der Oberjäger mit einem

fast unheimlichen Gestöhne zurück und ein Murmeln war: „Der Kaiserhansel! Der Prinz Johann!"

„Uh, heilige Maria!" rief erschrocken die Sennerin hell wie ein Waldhorn. Dann war es still, daß man völlig die Hühner schnarchen hörte.

Hellauf flackerte die Herdflamme und beleuchtete das verwitterte, strenge und doch so milde und seelenvolle Gesicht des Prinzen.

Von einer großen Zeit kam er heim. Die Völker waren frei, da harrte nur noch die Steiermark des Erlösers. Er hatte geflohen die Paläste der Fürsten, er hatte dieses grüne, naturgesegnete herrliche Alpenland mit dem Felsendiademe und mit dem metallenen Herzen, das Sinnbild der eisernen Stärke und Treue, zu seiner Heimat sich erkoren. Und daß er sich vermählt hatte mit diesem Volke und daß er seine Mängel und Gebrechen kennen gelernt hatte, und seine herrlichen Tugenden — das war nicht umsonst geschehen. Der bisher verwahrlosten, vergessenen Steiermark war er gegeben, und hier lehrte er das Volk wirthschaften im Walde, auf dem Felde, in der Werkstatt, im Lehrsaal und auf den Gassen und Straßen. Er war ein Musterkopf und ein Musterherz für das ganze Land. Ein König war er in Steiermark, aber nicht nach den Köpfen zählte er seine Unterthanen, sondern nach den Herzen. Der Steirer hat ihn sehr geliebt und liebt ihn noch bis auf den heutigen Tag; der heilige Josef und der Prinz Johann sind seine zwei Schutzpatrone geworden.

„Da ich ferne war," sagte nun Johann zu den Männern, „hat man Unkraut in meinen Weizen gesäet. Wohlan,

werd' es ausjäten. Im Jagdrevier fang' ich an. Ich habe in demselben vor meiner Abreise nach Deutschland strenge Gerechtigkeit aufgetragen. Es ist davon abgewichen worden, aber nicht zur Milde hin, sondern zur Grausamkeit."

Die Kathrin schmiegte sich zaghaft an Sebald und hauchte: „Nein, aber jetzt heb' ich mich schon an zu fürchten."

Die Jäger begannen zu kriechen, aber Johann verstand das nicht zu würdigen. „Die beiden muthigen Männer hier," sprach er zu den Jagdgehilfen gewendet, „merk' ich, sind bislang dem Rekrutenmaße ausgewichen, aber ich denke, sie sollen mir Dank wissen, wenn ich ihnen eine ihrer Tapferkeit angemessene Stellung in der Armee verschaffe; dort gibt es vielleicht bald etwas zu hauen, daß die Fleischfetzen fliegen. — Der Herr Oberjäger wird die Güte haben, sich zur Sicherstellung einiger bedeutsamer Vorkommnisse mit Wilderern in's Criminal begleiten zu lassen."

Da fuhr der alte, dicke Rothbärtige zusammen!

„Und seine einträgliche Stelle im Revier zu vertreten, dürfte vielleicht dieser junge Mann hier geneigt sein," sagte der Prinz und blickte auf Sebald, „das Amt gibt reichlich Brot für Mutter und Geschwister, und wenn's just einmal darauf ankommt, auch für Weib und Kind — zur Strafe für seine heutige Wilderei, junger Herr Oberjäger, tritt Er mir den Rehbock ab. — Den wird mir meine hübsche Wirthin für diesen Abend bereiten, nicht wahr?" Er lächelte hierbei der Sennerin zu.

Der alte abgedankte Oberjäger lag in Demuth und flehte: „Durchlauchtigste, kaiserliche Hoheit!" aber Johann sagte barsch: „Wir sind fertig. Die Gewehre bleiben da!"

— Der Alte mauserte sich noch einmal und machte sich davon.

Und daß ich der Zeit vorgreife, der Mann blieb länger im Criminal, als er vermuthet. Es kam die schauderhafte Geschichte von dem erschlagenen Wilderer, dem Vater Sebald's, zu Tage.

Ganz anders erging es den beiden so plötzlich zu Soldaten gemachten Jagdgehilfen. Auch sie schlichen still aus der Hütte in die Dunkelheit des Abends. Die Gewehre ließen sie zurück; mit ihren langen Nasen schossen sie nach keinem Hirschen und nach keinem Wildschützen. Aber sie kamen vom Regen erst recht in die Traufe, und um ihre Zukunft zu verrathen: sie erhielten wieder Waffen, viel gewaltigere als sie im Walde hatten, und sie schossen nach keinem einzigen Wild mehr — sie schossen nach lauter Menschen und erwarben sich das Verdienstkreuz.

Jetzt müssen wir nur noch sehen, wie's der Kathrin weiter ergangen ist. Sie stand so da in der Hütte und wußte gar nichts Rechtes anzugreifen und blickte rathlos den Sebald an, als der Prinz plötzlich zu diesem sagte: „Und der junge Herr Oberjäger hat sich morgen bei Zeiten im Brandhofe einzufinden. Für heute mag Er gehen."

Gehen? Das wollte der Bursche aber heute gerade nicht. „Ich denk', Kathrin," sagte er leise, „wenn uns der Herr schon die Ehr' erweisen will, daß er in der Hütte übernachtet, so kochest ihm mit allem Fleiß den Rehschlegel und nachher überlassest ihm dein Bett und schliefest — thät' ich meinen — drüben auf der Breiteggerschwaig, oder gingest mit mir hinab in's Haus."

Da war eine kleine Pause; die Sennerin schürte in den Kohlen, daß die Funken stoben und streute dann Salz hinein — für die armen Seelen.

„Hat Er mit dem Mädchen was zu schaffen?“ frug Johann den Burschen. Da versetzte dieser in seiner Verlegenheit: „Sonst just grad völlig nicht gar recht viel, aber weil sie halt meine Walddirn, meine Almerin ist, so halt' ich dafür, könnt' ich ihr's schaffen, daß sie dem Herrn das Bett überläßt; 's ist so keine rechte Ruh' d'rin, 's ist ein schlechtes Strohbett. Ja, oder —“ er stockte — „g'scheiter, denk' ich, thät's zuletzt leicht noch sein, der Herr ging' gleich hinüber in die Breitegger Schwaig.“

„Aber Sebaldl,“ flüsterte hier die Kathrin dazwischen, „'s ist von wegen der Ehr', leicht wär' ihm doch unsere Hütten gut.“

„Die Hütten,“ sagte der Bursche, „die Hütten wär' schon recht, aber das Dach von der Hütten ist gar so viel schlecht.“ Dann leise zum Mädchen: „Und wenn man's betracht', ich kann heut' nit hinabsteigen im Finstern zum Haus; leicht kunnten im Wald die Anderen passen, die Jagdgehilfen, der Alte — ich ging nit sicher.“

„Freilich wohl, dasselb' ist freilich wohl richtig,“ entgegnete das Mädchen und die beiden jungen Leutchen waren in einem rechten Bedrängniß.

Da johlte und pfauchte der Kasmodl zur Thür herein: „Alsdann wären wir wieder da, wir von der Gard' — Hei, der Kathl ihr Lotter ist da!“

Nun war's wohl geschwind ein Winken und Bedeu-

ten: „Sei still — siehst ihn denn nit, du Atrampl*) — siehst ihn nit: der Kaiserhansel!"

„Jessas und Holzapfel!" gurgelte der Kasmodl, „der Prinz Johann!"

Der Prinz Johann aber war ein zu feiner Kenner der Volkssprache, als das er den Ausdruck „der Kathl ihr Lotter" und dadurch das Benehmen der jungen Leute und das ganze Verhältniß nicht mit einemmale vollständig verstanden hätte.

Aber der so volksthümliche Herr blieb doch in der Hütte. Als sie zusammrn das Wildpret verzehrt hatten, stieg er hinan zum Dachboden, wo des Kasmodl's Lager war. „Aber daß mir der Herr Oberjäger nachher bald Hochzeit macht!" rief er noch zurück.

Später, als der hochverehrte Gast eingeschlafen zu sein schien, zog der vorsichtige Sebald ein wenig die Leiter weg.

Und der Kasmodl ging hinüber zu den Breitegger-Hütten. Er war überglücklich vor Freude, daß der Kaiserhansel, den er so hoch verehrte, ihm all' die groben Reden von vorhin verziehen hatte und nun gar in seinem Bette schlief. „Du Kasmodl, Kasmodl," rief er sich in einem fort, daß es in seinen ausgedehnten Halsauswüchsen vielfach widerhallte, „das ist noch weit über die Gard', das ist schon gar aus der Weis'! — Hoch leb' Seine kaiserliche Hoheit, der Prinz Johann, mein allerdurchlauchtigster Herr!"

Dieselbige Nacht war eine sehr unruhige Nacht in den Hütten der Breitalm, und der darauffolgende Tag war's

---

*) Spitzname für einen blöden Menschen.

nicht minder. Da wurde der Sebald Oberjäger in aller Form Rechtens und Bräutigam dazu.

Prinz Johann hat eine Reise durch das Gebirg unternommen, hat manchen alten Mißstand abgeschafft, hat im Laufe der Zeit den Volkswohlstand befördert und dadurch den Wilddiebereien zum größten Theile ein Ende gemacht.

Und der Kasmodl heißt wieder Isidor Hieronymus ipel und ist des Kaiserhansels Büchsenspanner geworden.

Der Waldprozeß.

Das boshafte Bächlein — und was es erfährt.

Die höchsten Bäume im Wald hatten eine goldene Krone auf, und da blickten sie so stolz und herrisch auf die niederen, nicht goldgekrönten im Dunkeln. Aber bald hatten auch sie keinen Glanz mehr und neidisch flüsternd schielten sie zu den goldenen Wolken auf.

Es war die Sonne untergegangen.

Durch den dichten, dunkeln Wald schreitet ein Mann, groß und stämmig, finster und rauh, als gehöre er zum Wald und sei ein wandelnder Baum.

Sonntags, wenn er mit seinen feurigen Braunen zur Kirche fährt und an der Seite seiner treuen Hauswirthin behaglich im Steirerwägelchen lehnt, sieht er so schrecklich nicht aus. Er trägt die schönsten, kostbarsten Gemslederhosen und die schwersten Silberketten an der Uhr. Die hellrothe Weste, der graue Rock, der breite, schneeweiße Hemdkragen, der grüne Hut mit dem „Gamsbart" und das rauhe Gesicht dazu mit dem dichten, schwarzen Schnurbart und den buschigen Brauen — das zusammen steht vortrefflich und gibt, wenn man auch die blauen Strümpfe und die, wie für eine Ewigkeit gemachten Bergschuhe unten ansteckt, eine Gestalt, welche der Kramppmeier heißt.

Jawohl, der Kramppmeier! das ist ein wichtiges Wort in der Groß-Briel, das heißt so viel, als ein großer, schöner Bauernhof mit neunzig Joch Acker und Wiesen und noch einmal so viel Waldgelände; so viel als vier feurige Pferde und sechs paar Ochsen und Kühe und ebenso viele Knechte und Mägde! Eine körnige Bäuerin, ein Mordjunge ferner von echt oberländischem Blut und vierundzwanzig Jahren und über alles Dieses ein stoß- und eisenfester Bauer — das alles zusammen heißt Kramppmeier. Der Mann zahlt so viel Steuer, wie zehn andere Besitzer im Thale, er könnte sich ein Schloß bauen lassen, wenn er wollte; aber er will kein Schloßherr werden, es will Bauer bleiben — Großbauer!

Nur Einer ist noch in der Gegend, der sich mit ihm messen kann, der ihm brüderlich die Hand reichen darf und sagen:

„Grüß' dich, altes Haus, grüß' dich!" — Aber der thut und sagt es nicht und der Kramppmeier, der thut es erst recht nicht!

Der Kramppmeier und der Laubmüller sind Nachbarn; sie lehnen sich mit Feld und Wald und Wiese wohl eine ganze Meile aneinander. Ein Bächlein ist's, das oben auf der Sandsteinalpe entspringt, und welches beide abgrenzt und hier und da einen förmlichen Festungsgraben zwischen den Besitzungen der beiden Großbauern zieht. Das Bächlein schießt stark thalab, bildet eine Menge Wasserfälle und ist sehr boshaft. Da theilt es sich im Walde in zwei gleich große Hälften, bildet eine Insel von einem halben Joch und fließt erst weiter unten wieder zusammen.

Es war nur ein tückischer Stein, der es oben entzweite, einen Theil rechts, den andern links ausleitete; aber an diesen Stein reihten sich mehrere und es wuchs dazwischen Wildfarren und Strauchwerk und die beiden Hälften mußten immer weiter auseinander — so wie ein einziger Stein des Anstoßes oft Ursache zu Zwist und Hader und Feindschaft wird. Und zwischen den zwei Bächlein wuchsen gar Bäume, viele, große Bäume — ein kleiner Wald, bis sich die beiden Arme endlich doch wieder gewaltsam zu einander drängen, sich umfangen und zum Willkommen und Wiedersehen lustig, lustig in einander plätschern!

Und auf diese Stelle schreitet die große, stämmige Gestalt zu. Was säuselt ihm das Wässerlein so entgegen, als wollte es einen Abendgruß bieten, und es ist doch so falsch? Finsterer als der Wald und das Abenddämmern zieht Kramppmeier seine Augenbrauen zusammen.

Er preßt Worte zwischen die Zähne. „Und das thu' ich nicht, und das thu' ich nicht!" fuhr es ihm heraus, „fällt die Welt zusammen oder nicht; der Kramppmeier gibt sein Eigenthum nicht auf und nicht einen Baum und nicht einen Splitter davon! Was ist ein halbes Joch? Das ist schon viel; auf einer jeden Quadratklafter wächst ein Baum, das gibt achthundert Bäume, sagt mein Doktor, und davon baut man Haus und Stall und — — kurz, das thu' ich nicht!"

Bist ein guter Rechner, Kramppmeier, du rechnest mir's wohl auch heraus, was so ein fünfzehnjähriger Prozeß kostet? vielleicht dreifach Haus und Stall, he!

„Eine schöne, lange Zeit," murmelt der Bauer, „aber

mich däucht, ich kann nicht aufgeben — ich kann nicht. Mein Vater und mein Großvater haben das Wäldchen besessen und mein Urgroßvater auch und ich — ich soll es verscherzen? Soll jetzt aufgeben nach fünfzehn Jahren und die Leut' reden lassen, daß ich die Kosten nimmer zahlt hätt' und nimmer zahlen hätt' können! Nein, das leid' ich nicht! Dieser Laubmüller muß nachgeben; zu Schanden machen will ich ihn und wenn's tausend Gulden kostet — nein, und ich —" Der Mann brachte die Worte nicht hervor, er ballte nur die Fäuste und bebte und stampfte mit den Füßen auf das zarte Moos. — Neben rauschte das Bächlein und goldig spritzten seine Tropfen im Abendroth. Waren das Thränen? ahnte der kleine Waldbach, welch' tiefen, jahrelangen Zwist er zweien Familien gebracht? Will er etwa gar seine Tropfen zu Goldkörner wandeln und damit zahlen, gutmachen, versöhnen? O du einfältig Bächlein, wo der Starrsinn und der Haß seine tiefen Wurzeln geschlagen, da beugt und versöhnt keine Thräne und kein Gold! — Und es zieht fort, das klare Wässerlein, thalab gegen die Gehöfte und hinaus zu den andern Bächen und Flüssen und Strömen — zur Größe und Einheit strebend! —

Der Kramppmeier wandelte dem Bächlein entlang aufwärts bis zur Stelle, wo sich dasselbe theilt. Dort blieb er stehen und that etwas, was er schon hundertmal gethan, er wühlte Stein und Erde in das diesseitige Bett und das Bächlein floß vereinigt, wenn gleich trüb an der linken Seite des Nachbars hinab. Somit waren die „streitigen" achthundert Klafter vom Walde des Laubmüllers neuerdings abgegrenzt.

Mittlerweile war es finster geworden und einzelne Sterne, deren Glanz sich durch das dichte Geäste der Fichten wand, spiegelten sich im Wasser. Das Waldbächlein war über das geschehene Unrecht tiefbetrübt und still geworden und rauschte nicht mehr wohlwollend an dem Bauer vorüber.

Der Kramppmeier sann nach, ob sich hier nichts machen ließe, eine Wiederablenkung des Wassers unmöglich zu machen; er sah es voraus, daß mit Nächstem der Laubmüller seine Arbeit wieder zerstören und gerade das Gegentheil thun werde. Der Mann that einen Fluch. Der Fluch hatte sich leise, schwer und dumpf hervor gewunden, aber er war böse und finster wie ein Verbrechen.

Der Laubmüller war sein Todfeind.

Plötzlich — was war das gewesen? Es war zu hören, wie ein halb unterdrücktes, gar trübes und schmerzliches Weinen. Der Mann horchte. Es war so stille — der Wald und Alles schlief, aber — es gibt — Geister! Der Kramppmeier schauerte, aber das Weinen kam vom Dorfe, es war das Gebetglöcklein, das Abendläuten. Der Grenzfälscher entblößte andächtig sein Haupt. Dann stieg er abwärts durch den Wald und seinem Hofe zu.

Sternschnuppen — und was sie bedeuten.

Die Natur da draußen ist so, wie die Menschenseele da drinnen.

Die Natur da draußen ist voll Schmerz und Freude, voll Weinen und Lachen. Da ist sie euch oft so düster und griesgrämig vom frühen Tage an schon und sie fährt Einen

rauh an und thut, als ob sie mit sich und der Welt gar nicht zufrieden wäre, und endlich fängt sie gar zu weinen an aus Aerger, daß ihr die hellen Thränen herabrinnen zu Tausenden und Millionen und sie ist böse, sehr böse.

Und ein andermal. Ei, wie sie da lacht und schäckert und kos't und Spässe treibt; wie sie schon lustig ist, bevor noch die Sonne aufgeht, und dem Menschen neckend Laub und allerlei Blüthen in's Gesicht fächelt und ihm, mir nichts, dir nichts, das Bächlein zum puren Silber und die Wolken zu Goldklumpen macht, was doch Alles schmählich erlogen ist — boshaft aus lauter Freude! Den ganzen Tag hindurch treibt sie es so und am Abend erst, da macht sie es ganz wie der Großvater, so voll Glossen und Witze ist sie, allerhand Figuren zeichnet sie in den Schatten und an's Firmament: Berge, Thürme, Lämmer, Kameele, Männlein mit kurzen Beinen und langen Nasen — ordentlich zum Lachen! Oder sie ist gar fromm, wie Großmütterlein, und baut dort, wo die Sonne untergegangen, einen Altar, aber ganz von Silber und Gold und singt dazu ein heilig Lied, bis es finster geworden ist im Dom und oben die Sterne leuchten. Dann wird sie still und schläft ein, wie ein unschuldig Kind nach all den Spielen und Freuden!

An einem Sonnabend, von dem ich euch erzählen will, hatte sie so getändelt und sich wunderschön aufgeputzt auf den Feierabend. Dann hatte sie für die Samstagnacht noch ihre schönsten Sterne herausgesteckt und war schlafen gegangen. Nein, nicht schlafen, es ist ja Samstagnacht und da ist auch die Natur bei ihrem Liebsten — beim lieben Gott!

Und die Menschen? Neben der Kapelle, die hinter

dem Laubmüllerhof auf einem Hügel steht, schwimmen zwei Menschen. Sie schwimmen in der Seligkeit.

Sie hießen Augustin und Agnes und sind die Kinder der beiden Großbauern. Es ist noch nicht lange her, daß sie zusammen auf der Schulbank saßen. Damals spielten sie gerne „Blinde Kuh“ und „Salzhalten“ mit einander, allein der Kramppmeier hatte zu seinem Sohn einmal gesagt: „Bub', wenn du mit der Laubmüllerischen nicht aufhörst, so salz' ich dich durch!“ und der Laubmüller drohte seiner Tochter mit dem „Einpfeffern“, wenn sie mit dem Kramppmeierischen nicht aufhöre. Aber, auf die Gefahr aller Gewürze hin — sie hörten nicht auf, sie heben erst an und wollen es fortmachen durch das ganze Leben. Sie lieben sich.

Daß die Alten drohten, das war wegen des Waldprozesses. Aber die Liebe kümmert sich nicht um Waldprozesse — Augustin hatte heute das Mädchen geküßt.

Sie hatten sich bis heute schon eine Zeit nicht gesprochen. Ei doch, mittelst Blicken thaten sie es, wenn sie sich auf dem Kirchweg begegneten und wohl auch mittelst Papier. Ja, das Papier, das ist eine Friedens- und Liebestaube, sie fliegt von einem Hof zum andern und jeder Buchstabe ist eine Lunge und eine Zunge — und immer kündeten sie Neues und immer war es das Alte und hieß: „Ich hab' dich so sehr lieb und ich will dich besitzen!“

Lieb und besitzen! Das ist eine Blume, und die Menschen sind die Schmetterlinge und Bienen dazu. Der liebe Gott hat diese Blume zuerst in sein Paradies gepflanzt und die Menschen flochten sich davon einen Kranz und setzten ihn auf ihr Haupt. Als sie aber der Engel auf die Erde

hinaus trieb, da verloren sie den Kranz, nur ein Samenkörnlein davon blieb an den Haaren hängen und so kam diese Blume auf die Erde und hier grünt sie und blüht weiß und roth — in den Farben der Hoffnung, der Freude und des Herzeleides.

Und diese Blume gedeiht überall — allüberall! Ueppig wächst sie im heißen Süden, und im frostigen Norden geht sie langsam, aber sicher der Reife entgegen. Mächtig schießt sie empor in dem künstlichen Klima eleganter Glashäuser, aber auch auf der rauhen Alp grünt und blüht sie auf zur herrlichsten Rose. Am besten aber gedeiht sie in der reinen Luft zwischen Felsen und Wäldern am Rande des Wildbächleins.

„Ei, warte nur, du böser Bub', du; hab' ich viel Holz bei der Hütte oder nicht, das geht dich nichts an!" So schmollte Agnes, sie wollte es nicht recht leiden, daß Augustin ihr den Arm um den Nacken legte.

„Kennst du das Töchterlein des Laubmüllers? Das hat mir Briefe geschrieben, und da steht was Lustiges d'rin. Willst du sie lesen?"

„Und du glaubst den Lumpen mehr als mir," schelmte das Mädchen, „und das Papier, das sind eigentlich die Lumpen, siehst du!"

„Wart', wart', Diandl! Jetzt weiß ich's erst recht, wie lieb, wie gar sehr lieb ich dich hab' — du kannst mir's gar nicht glauben!" Er zog ihren Kopf an seine Brust. Aber plötzlich knirschte er die Zähne ineinander und faßte krampfhaft die Hand des Mädchens: „Agnes, mich däucht — mich däucht alleweil!"

„Was hast denn jetzt, Stindl, du bist ja —"

„Kreuzsakerment!" fluchte der junge Mann. „Und warum soll ich dich nicht kriegen; warum soll ich Eine nehmen, die ich nicht mag! Und warum? Wegen diesem dreimal vermaledeiten Waldprozeß! Jetzt, warum schlägt der Herrgott nicht mit einem Millionblitzdonnerwetter den ganzen Streitwald hunderttausend Klafter tief in den Erds-Grunds-Boden hinein?!"

„Nein, nein, Stindl, das braucht's nicht, das braucht's nicht; das Bacherl nicht hüben und nicht drüben, sondern durch die Mitte herab, und aus ist's. — Stindl, was hab' ich schon gebeten bei meinem Vater, daß er nachgebe, es ist kein Glück d'ran, hab' ich ihm gesagt, und wir stehen auf diese paar Holzstämme nicht an — ihr könnt zehnmal so viel verschenken — hab' ich gesagt — und ihr seid deshalb doch der Laubmüller wie vor und eh'! Und jetzt, was ist der Friede und die Einigkeit werth? — hab' ich gesagt — und das ist die Hauptsache unter den Menschen! — Ja, für die Katz' hab' ich geredet — gescholten hat er und mit dem Stock hätt' er mich bald aus der Stube gejagt."

„So ein elendes Volk übereinander!" fiel Augustin wild ein.

„Versünd' dich nicht, Stindl, schau jetzt, unsere Vaterleut' sind sie doch, und Gott weiß, sie thun am Ende Alles für ihre Kinder, für uns; mit uns meinen sie es gut und wollen uns glücklich machen."

Da lachte der Jüngling und sagte: „Glücklich — recht glücklich, meinst du! Und wenn ich die achthundert Klafter Wald habe, wozu dich auch noch haben wollen? Es ist sünd-

haft, was ich ungenügsam bin! achthundert schöne, große Bäume, und es wäre ein einziger schon genug, für die übrigen gibt mir der Seiler wohl eine Hanfschnur — meinst, er gibt mir eine? — Diandl! Agnes! ich werde noch ein Narr!"

Er fuhr sich wild in die Haare, Agnes begann zu schluchzen. Eine Sternschnuppe fiel vom Himmel.

Der Bursche wurde wieder ruhiger. „Und für dich thu' ich Alles, Diandl," sagte er weich, „und ich will mich beherrschen dir zu Lieb', und wenn mir mein Vater das Haus verschreibt — mußt nicht weinen, Agnes, schau, jetzt ist schon wieder eine Sternschnuppe gefallen!"

„Meine Großmutter sagt, so oft eine Sternschnuppe fällt, stirbt Jemand in der Welt!" bemerkte das Mädchen traurig und lehnte sich an die Brust des Burschen.

„Ja, und die meine sagt, so oft eine Sternschnuppe fällt, busserlt Jemand auf der Welt!" versetzte Augustin und beugte sich zum Munde des Liebchens nieder.

„Gewehr aus! Feuer!" scholl es in diesem Augenblick hinter der Kapelle. Die zwei jungen Leute fuhren auseinander.

„Ah, der Natz!" rief Augustin und lachte ein wenig. Ueber das Gestein stieg mühselig ein alter Mann heran und zum Pärchen.

„Ei wart', Natz!" sagte der junge Kramppmeier halb grollend, halb einschmeichelnd und reichte dem Ankömmling die Hand.

„Grüß' dich, grüß' dich, Stindl!" entgegnete dieser mit sehr rauher Stimme und gab die Linke zum Handschlag.

Die Linke zum Gruß? Ja, die Rechte lag bei Leipzig.

„Alle Bomben und Granaten! glaub' gar, die Artillerie stellt das Feuer ein, he, linker Flügel vorwärts! Halb rechts um! Gewehr aus! Feuer!" Der alte Haudegen sprach's und das Kommando war so ernst und streng und kräftig, daß man meinte, sofort müßten alle Pulverschlünde der Welt losgehen. Aber, es war nur auf Kleingewehrfeuer abgesehen und dieses schnalzte los.

„Gut gemacht! Respekt!" lachte der Alte seinen gelehrigen Rekruten zu; „Einen Kuß in Ehren wird euch der Einleger Natz nicht wehren!"

Von einem alten Soldaten — und wie er jung ist.

Ignatz Lader war der Sohn einer armen Familie aus dem Dorfe. Im Franzosenkrieg ging er unter die Soldaten — ein schöner, kräftiger, muthvoller Jüngling. In einigen Jahren kam er wieder zurück, kauernd auf einem Schubkarren — ein Krüppel, ein Bettler.

Ein Bettler! er hatte für das Vaterland gekämpft!

Der Fuhrmann, der den armen Lader aus Barmherzigkeit vom nächsten Städtchen mitgenommen hatte, setzte ihn am Häuschen seiner Eltern ab und fuhr weiter. Es war Nacht und das Dorf schlief und Ignatz war jetzt daheim. Wie wollte er nun den greisen Vater und dem mühseligen Mütterlein um den Hals fallen — er hatte ja noch die linke Hand, sie zu umarmen.

Bebend klopfte er am kleinen, schwarzbraunen Thür-

chen — er kannte es wohl, es waren die Kreuzlein noch da, die er als Knabe in das Holz geschnitten, und jetzt schien der Mond darauf.

Wie sein Klopfen drinnen so schauerlich widerhallte!

Der Bursche rüttelte an den Brettern — er ahnte nichts Gutes. Da trat der Mond ganz aus den Wolken und Ignatz sah an der Fuge zwischen der Thür und der Holzwand ein dichtes Spinngewebe.

Das hatte viel zu bedeuten.

Der unglückliche Lader that einen wilden Aufschrei und brach dann an der grasbewachsenen Schwelle zusammen — eine verlassene Waise!

Dort fand ihn des Morgens zur Betläutstunde der Schulmeister. Er nahm ihn mit in sein Haus und sein Weib stellte ihm eine kräftige Brühe vor. Lader nahm davon einige Löffel mit der linken Hand und Thränen rannen hinein — bittere, salzige Thränen.

Wie dann die Sonne schien so heiter und warm — zum Troste aller Blumen und Herzen, da führte der Schulmeister auf den Wunsch des Invaliden denselben hinaus auf den Friedhof und zeigte ihm einen Hügel. Es wuchs Gras darauf. Ignatz sank auf die Erde, dort wo unter dem Rasen die guten, die treuen, die maßlos liebevollen, einzigen Elternherzen modern, hat er seine schwerste Lebensstunde verweint.

Später ging Lader zum Dorfrichter und sagte: „Jetzt ist ein junger Bettler da. Unterschreibt meinen Abschied, dann gehe ich weiter.“

Aber die Gemeinde behielt ihn als „Einleger“.

Je nach der Größe der Wirthschaft pflegten und ver-

kösteten ihn die Bauern, je einer acht oder vierzehn Tage oder auch länger; der Kramppmeier und der Laubmüller, als die zwei größten Bauern der Gemeinde, behielten ihn jedesmal, wenn die Reihe an sie kam, vier bis sechs Wochen, und Natz war dankbar und arbeitete dafür, was er eben mit seiner linken Hand thun konnte.

So gingen viele Jahre dahin.

Sein Stolz und seine Freude war die Erinnerung an seine Soldatenzeit. Auf der Brust trug er eine Medaille, die der Kaiser Franz daran befestigt hatte als Ersatz für — seinen rechten Arm.

Der neunzehnte Oktober war für Ignatz immer ein hoher Festtag, er ist der Jahrestag des großen Befreiungssieges. An diesem Tage prangte der Invalide in seiner schimmernden Uniform, die Ehrenmünze stets auf der Brust. Tschako und Riemzeug war auf das Glänzendste herausgeputzt, und eine vom Förster Mathes gespendete alte, aber glänzendgefegte Flinte vollendete die Freude des Soldaten.

So stellte sich der alte Bursche an diesem Tage links am Hochaltar der Pfarrkirche auf und stand da in strengster, soldatischer Geradheit unbeweglich den ganzen Tag ohne Speise und Trank seinem Gott auf der Wache. Erst die Abendglocke war ihm das Kommando, welches ihn von seinem Posten ablöste.

So waren vierzig Jahre vorübergegangen und die Haare und der Schnurbart des Einleger-Natz waren grau geworden. Wie Vieles hatte sich im Dorfe geändert seit jenem Abende, an welchem Lader auf einem Karren in seine Heimat zurückkehrte. Längst war das Häuschen seiner Eltern,

das nie ihr Eigenthum gewesen, zerfallen, längst das Grab der Seinigen umgegraben und die Gebeine zerstreut; längst war der Einleger hinter dem Sarg des Schullehrers gegangen, der ihn einst hinaus begleitete zur Stätte der Treuen. Von den Kameraden, die mit ihm in die Schule gegangen oder den Befreiungskampf an seiner Seite geführt, lebten nur sehr wenige mehr in der Gegend. Die zwei Großbauern, der Laubmüller und der Kramppmeier, die zur Zeit des Franzosenkrieges noch bartlose Bübchen waren und in herzlicher Kameradschaft der Jugend Lust und Glück mit einander getheilt, gingen jetzt grau und gebückt einher und konnten sich nicht in's Auge sehen und trugen unversöhnlichen Haß in den alten Herzen. Vor fünfzehn Jahren hatte sich bei einer Bodenmessung der unheilvolle Waldprozeß erhoben und seitdem standen sich die beiden Familien vom Bauer bis zum Schafhirten herab auf das Feindlichste gegenüber.

Es war ein wilder Brand hüben und drüben — Gut und Blut verzehrend; aber ein Stücklein Gold lag unter den Flammen, und das wurde immer reiner und gediegener — die Liebe zwischen Augustin und Agnes.

Die zwei Kinder der feindlichen Familien wußten sich zu nahen, wenn auch nur durch Zeichen auf dem Papier; und da versah der alte Jünger des Mars den Amordienst und es war dem Einleger ein gar Liebes, den Verkehr zwischen den zwei jungen Leuten zu vermitteln; er zog daraus gleichsam seine Mauth und Zehnte und wurde immer liebreicher, ja, beim Blitz, sogar jünger!

Kein Mensch sonst ahnte das Verhältniß und den zarten Faden, der sich zwischen den sich so schroff gegenüber

stehenden Häusern schlang. Aber dieser Faden muß ein dickes, festes Band werden! dachte Ignatz bei sich. Mit dem bestberechneten Plan eines genialen Diplomaten hatte er zum erstenmale heute die persönliche Zusammenkunft der beiden Liebenden angezettelt und sich dann schlau hinter der Kapelle verborgen, um zu rechter Zeit sein: „Gewehr aus! Feuer!" anzubringen.

Das Letztere war recht kindisch vom alten Knasterbart, aber sehr zweckmäßig.

Nachdem nun der Soldat den Rückzug kommandirte — da die Zeit schon vorgeschritten, und der Laubmüller die Gewohnheit hatte, oft um Mitternacht aufzustehen, um einen wachsamen Umgang um den Hof zu machen, in solchem Falle ein verrätherischer Ueberfall zu befürchten sei — grüßten und küßten sich die Liebenden auseinander und Agnes schlich auf den Fußspitzen in ihre Kammer.

„Die hat mir's angethan, Ignatz — die da!" sagte Augustin ihr nachblickend und schnalzte mit der Zunge und zog den Einleger mit sich fort.

„Wo bist jetzt, Natz?" frug er später den Soldaten.

„Beim Gerstmeier noch bis auf die nächste Woche."

„Dann hast nicht weit heim. Hör', Natz, ich muß dir was sagen. Weißt, morgen ist der erste Maitag, weißt du?"

„Ei, versteh' dich schon; einen Maibaum für Mamsell, he?"

„Bist ein Kreuzköpfl, Natz! Weißt, ich möcht' der Agnes einen Maibaum setzen — einen Maibaum, thurmhoch und blüthenweiß, und am Wipfel einen Strauß mit Kränzen und fliegenden Bändern, daß es eine Freude sein

soll, sag' ich dir. Und das thu' ich meinem und ihrem Vater zu Trotz und dem Dorf zu Trotz und der ganzen Welt zu Trotz und ihr zu Lieb'! Aufschreiben will ich's heut' und ein baumhohes Ausrufungszeichen dazu setzen: Ich habe die Agnes und mir gehört sie und wer traut sich über mich?"

„Thät' ich auch, Stindl, thät' ich auch!" stimmte Natz bei, „aber ein rechter Stamm muß es sein, wohlverstanden ein rechter! stark, stramm, g'rad muß er sein, wie Unsereiner war, bevor es bei Leipzig losging. Und — sapperment! ich weiß einen rechten. Komm', geh' mit mir, Stindl!"

Beide gingen schräg über das Feld aufwärts gegen den Streitwald.

Im Kramppmeierhofe jenseits der Thalschlucht schlug der Haushund an. Es war mitten in der Nacht.

Die Mailuft — und was sie singt und bringt.

Wer am ersten Maitag zu Tagesanbruch das Fenster aufmacht und es offen läßt bis zum Sonnenaufgang, oder wer gar hinausgeht in den Garten oder in den Wald, der hat die „Mailuft".

Und die Mailuft ist gar viel werth, sie macht Einen leicht und gesund für das ganze Jahr und bringt obendrein noch viel Glück in allerhand Angelegenheiten. Und am besten und wirksamsten ist es noch, wenn die Mailuft mit Sang und Klang begrüßt wird, denn das verleiht derselben ein gar wunderbares Echo, daß sie auch als Sommer-, Herbst- und Winterluft lustig fortklingt durch die Welt und in alle gesunde und kranke Menschenherzen.

Wer's nicht versäumt, der kann um diese wundervolle Stunde im Walde auch was ganz Absonderliches hören. Da reden alle Vögel mitsammen und erzählen sich's, wie es jedem von ihnen den Winter hindurch ergangen ist.

Wenn du das aber auch Alles verstehen willst, so mußt du ein Sonntagskind sein.

Die Ameisgraber-Lise ist ein Sonntagskind.

Sie ist sonst alt und mühselig, aber heute zum Maitag war sie schon vor Tagesanbruch im Walde und setzte sich neben einem Ameisenhaufen auf einen Baumstrunk und betete ihr Morgengebet.

Da wurden denn die Vöglein wach, eines nach dem andern und sprachen zu einander: „Guat Lanxin (guten Frühling)!“ und erzählten sich wundersame Geschichten.

Da theilte ein Fink einem Gimpel mit, daß der schöne, schlanke Fichtenbaum, auf dem er sein Nest hatte, heute in der Nacht umgehauen wurde und er also heimatlos sei. Zwei Meisen unterhielten sich von dem unseligen Waldprozeß der zwei Großbauern, und eine Elster, die dazu kam, wollte aus sicherer Quelle wissen, daß dieser Prozeß nun nicht mehr lange dauern werde.

Und so wurden all' die Vögel wach und flogen lustig in den Mai und riefen sich zu: „Guten Frühling, guten Frühling! —“

Die Ameisgraber-Lise war ein Sonntagskind, die hatte Alles das gesehen und gehört. Nun erhob sie sich, ging zum Bächlein und wusch sich Augen und Ohren, dann holperte sie mit ihrem Sacke waldeinwärts. —

Ueber all' dieses Traumhafte, Geheimnißvolle ging langsam die goldene Maisonne auf.

Und mit ihr waren tausendfältige Töne und Klänge erwacht. Hirtenpfeife, Waldhorn, Zither, Gejauchze, Gesang durcheinander, als ob alle Bursche und Mädchen in der Groß-Briel zusammen ein einziges Riesentonstück aufführen wollten.

Hinter der Kapelle des Laubmüllers sangen eine Männer- und eine Mädchenstimme das „Mailüfterl".

— — — — — — —

„Und die Vögerl, die gschlafn
Wohl die Winterszeit;
Die werden wieder munter
Und singen vor Freud!

— — — — — — —

Jedes Jahr kommt der Sommer
Ist der Winter vorbei;
Der Mensch aber hat nur
'nen einzigen Mai.
Die Vöglein, die fortflieg'n,
Die flieg'n wieder her;
Nur der Mensch, wenn er fortgeht,
Der kommt nimmermehr! —"

„Die werd'n wieder munter und singen vor Freud'!" klang es hinaus in den hellen, herrlich aufblühenden Maitag; aber

„Nur der Mensch, wenn er fortgeht,
Der kommt nimmermehr!"

weinte es nach, lang gezogen, zitternd, geheimnißvoll leise verhallend. —

Der Einleger Natz und Agnes hatten das Lied gesungen. Jetzt saßen sie sich stumm gegenüber.

„Nimmermehr!“ murmelte der alte Soldat nnd zupfte an seinem grauen Schnurbart. Plötzlich aber sprang er auf, erfaßte die Hand des Mädchens: „Komm jetzt, Agnes, komm’, muß dir was zeigen!“

„Ei, mein Lebtag, was ist denn das?“ schrie Agnes mit einemmale auf und blieb stehen am Platz — wie angewachsen.

„Kreuzpulverdampf! was ist dir denn, du Milliondiandl!“ polterte der Invalide in seiner lustigen Weise.

„Bist du blind, Natz, daß du so rein gar nichts siehst, um Gottes willen, dort steht er ja! Aber nein, aber ja! das ist doch zu viel, und das geht mich an! Du lieber Gott, wer thut mir denn das an? das ist doch aus der Weis’; so was hätt’ ich mein Lebtag nicht geträumt!“

Was hatte doch Agnes? Was machte sie so aufjauchzen aus Brust und Seele? —

Der Maibaum!

Den Maibaum hatte sie gesehen, den ihr Augustin mit Natzens und ein paar anderer Burschen Hilfe in ihrem Garten gesetzt hatte. Und ein Maibaum ist einem Landmädchen das, was dem Bürger sein Ehrendiplom, was dem Soldaten das Kreuz auf der Brust! Das Mädchen ist dadurch ausgezeichnet, daß es das Beste und Schönste sei im Dorfe. Aller Welt dieses verkündend steht der Maibaum da in seiner weißgeschälten, schlanken Gestalt und fächelt mit seinem Wipfel und läßt die bunten Bänder flattern, über

das Gehöfte hinschauend so recht stolz, allen Anderen zum Trotze und nur Einer zur Ehre — ein großes Ausrufungszeichen!

Der Maibaum und — ein gebrochenes Leben.

Der Kramppmeier lief in Sturmschritten über den neugescheuerten Fußboden der Gesindestube.

Blässe und Dunkelroth wechselten auf seinen verzerrten Zügen und die grauen Haare hingen wirr auf die Schultern. Auf dem großen Eichentisch lagen alle seine Akten über den Streitwald. Mit verschränkten Armen stand er still und starrte die Papiere an und hieb mit der Faust auf die Tischecke, als ob diese der Laubmüller wäre.

Die Bäuerin und die Küchenmagd steckten die Köpfe zusammen:

„Was hat doch der Bauer heute schon wieder?"

Aber die Weidmagd, die dazu kam, wußte Bescheid. Der Großknecht habe dem Bauer erzählt, daß jener Maibaum, der in der Nacht beim Laubmüller gesetzt worden, ein gestohlener sei. Im Streitwalde war in dieser Nacht eine junge, herrliche Fichte umgehauen worden.

„Heiliger Gott, das geht nicht gut aus!" jammerte die Küchenmagd.

„Nein, diese Laubmüllerischen, das ist ein Gesindel!" schrie die dicke, stämmige Bäuerin und wuthentbrannt schlug sie sofort in Ermangelung der Laubmüllerischen Familie eine Menge Töpfe und Häfen in Scherben. Sie ward so wild wie ihr Mann, wenn es sich um den Streitwald handelte.

War's nicht zur ungünstigen Stunde, daß jetzt der Einleger-Natz mit einem stattlichen Blumenstrauß eintrat? Sehr artig, aber kerzengerade stellte er sich vor die Hausfrau: „Ein Maiblumenstrauß, Frau Muhme, zu einem glücklichen Frühling!"

„Hört mir auf, ich mag keinen Maistrauß! Wenn man gleich zum frühen Morgen schon so viel Verdruß erlebt und man sich fürchten muß, daß Einem das schlechte Volk nicht über Nacht den Tisch und das Bett stiehlt und dann noch keck behauptet, Alles gehöre ihm, daß man dazu noch in Schand' und Spott kommt vor der ganzen Welt! wer wird da noch nach einem Maistrauß fragen! Ja, die da drüben haben freilich einen, der hoch über die Dächer geht, aber er wird nicht lang' über die Dächer gehen, das sag' ich. — Unsereins ist auch noch da! — Habt doch den Maibaum beim Laubmüller schon gesehen, Natz?"

Dem alten Soldaten gelang die Verstellung herzlich schlecht, nur daß er sofort seine Hand in den Sack steckte — es waren Harzspuren von der nächtlichen Arbeit daran.

Mittlerweile war der Kramppmeier aus der Stube und fortgestürzt. Mit der glitzernden Axt unter dem Arm eilte er der Grenzschlucht zu und über den Brettersteg. Wie er so dahin rannte über die Felder gegen den Laubmüllerhof, wer hätte da an ihm den Fünfziger vermuthet? Ja freilich, das Feuer, welches jetzt in seinem Innern lodert und tobt, hat in seiner Jugend nicht geglüht — nie noch in seinem Leben, wie jetzt — er hielt den Stiel der Axt krampfhaft umklammert. Von seinem Wald den Maibaum, und ihm gestohlen! Und wie er jetzt dort steht, stolz und

doch ihm zuwinkend, mit den Bändern grüßend — ihn verhöhnend! —

Hinstürzte er auf den Baum mit gezückter Axt — schon sauste das blinkende Eisen mächtig auf den Fuß desselben nieder, als der zornschnaubende Mann von zwei kräftigen Armen zurückgeschleudert wurde.

Weithin flog das Beil und Kramppmeier und Laubmüller standen sich gegenüber. Jeder zermalmte seine eigenen Zähne, jedem sprühten aus den Augen die Flammen jenes wilden Feuers, das drinnen so gewaltig tobte.

Aber nur zwei Momente standen die beiden Männer bewegungslos da — plötzlich warf sich der Kramppmeier an den Baum, umklammerte und rüttelte ihn und stämmte sich, ihn aus der Erde zu heben. Aber auch der Laubmüller faßte den Baum, hielt ihn fest und arbeitete den Anstrengungen seines Todfeindes entgegen. So rangen sie nun, den Baum zwischen sich, zerkratzten sich gegenseitig die Hände und schäumten vor Wuth. Der Maibaum ächzte und dröhnte und wild rauschten oben die Bänder am zitternden Wipfel.

Leute eilten herbei zur Abwehr und Besänftigung. Die Rasenden aber hielten sich um den Stamm unentwirrbar verschlungen und der Kampf währte fort. Beide schienen ihre Kraft schon erschöpft zu haben, aber Keiner gab nach. Der Laubmüller versuchte den Gegner abzustoßen, aber dieser stämmte sich noch einmal mit fast übermenschlicher Kraft an den Boden — noch einmal faßte er das glatte Holz — ein Ruck — der Baum war aus der Grube gehoben und wurde durch die Anstrengungen des Laubmüllers nur noch mühsam in senkrechter Stellung gehalten. Ein Schlag in's Gesicht

macht ihn für einen Augenblick zurückweichen. Der Baum neigt sich — erhält das Uebergewicht; in diesem Augenblick thut der Kramppmeier einen Fehltritt in die Grube — der Fuß verklemmt sich und während der bunte Wipfel in weitem Bogen durch die Luft saust, wird er niedergedrückt.

„Jesus!" kreischt der Kramppmeier, dann ist er stumm — der Baum liegt ihm auf der Brust.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Glocken hatten einen hellen, erfreulichen Ton. Sie klangen zu Gottes Lob — ein Dankgebet, daß der Frühling wieder gekommen, daß der liebe Gott seinen Lebensathem wieder sendet, seine Blumen wieder streut den Menschen auf Erden. —

In der Kirche war der Hochgottesdienst, und als die Glocken schwiegen, zitterte leise der feierliche Orgelklang hinaus in den frischen, den wohligen Mai!

Am Gartenzaune vor dem Laubmüllerhof lehnt Agnes. Sie ist gar bleich und traurig und blickt zum steinigen Boden.

Schönes Kind, das soll gar nicht sein am ersten Mai!

Ach stille! ihr Herz zittert dem Brechen entgegen — die Liebe, sie ist ihr ja schon gebrochen!

Der Maibaum, den ihr Augustin gepflanzt, der so schön und jung und frisch und bunt dagestanden — gerade wie der Junge selbst, der ihr der Liebe Siegel und die Hoffnung künftiger Einheit gebracht zum heiteren Maigruß, der lag jetzt da — bleich, gebrochen, hingestreckt wie ein Leichnam.

Und ein verstümmelter Maibaum ist ein schlechtes Zeichen und bedeutet gar viel! Ein verstümmelter Maibaum bedeutet die Liebe gebrochen!

Das ganze Dorf, das ganze Thal hatte den stolzen, herrlichen Baum gesehen. Er war der einzige in der Gegend und manche Dirne hatte sich aus Aerger und Neid darüber wohl die Augen roth geweint. Als man aber bald hernach die weit hinflatternden Bänder des Maibaumes nicht mehr sah, als es ringsum bekannt geworden war, was beim Laubmüller geschehen, da triumphirten die Mädchen, da spotteten und höhnten die Bursche und Alle machten sich über Agnes lustig. Sie war doch gar zu stolz gewesen und hat mit Niemandem Gemeinschaft haben wollen; jetzt sieht man's schon — mit dem Maibaum ist Vieles gefallen!

Alles wendet sich nun ab von dem Mädchen — denn ihr war der Maibaum verstümmelt und entfußt worden, das bringt für die Zukunft viel Unheil in Herz und Haushalt weit hinab, bis in späte Nachkommenschaft. Kein Heimischer nimmt sich so ein Mädchen zum Weibe, und kommt ein Fremder und will freien, so wird ihm allerorts gesagt: Diese nicht, der ist schon der Maibaum verstümmelt worden! und er nimmt sich eine Andere mit, oder kehrt auch einsam und allein wieder zurück, woher er gekommen.

Die Liebe gebrochen, dem öffentlichen Spotte preisgegeben, alles künftige Lebensglück verloren — das Alles bedeutet ein verstümmelter Maibaum!

Wie wehe mußte dem Mädchen gewesen sein, als es so lehnte am Zaune und auf den steinigen Boden starrte!

„Agnes!" rief eine helle Stimme und schon legte Augustin seinen Arm um den Nacken des Mädchens. Dieses sank ihm an die Brust und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Sei still Diandl, es wird schon wieder gut werden,“ tröstete der Jüngling.

„Und dein Vater?“ frug Agnes endlich und blickte auf, „jetzt muß er sterben?“

Augustin schwieg. Sein Vater lag schwer krank darnieder — der Baum hatte ihn geschlagen — fast zum Tode!

Maisonnen- und Sterbekerzenschein — und dennoch dunkel.

Im Bauernleutstübl beim Kramppmeier waren die Fenster verhangen.

Warum soll doch die liebe Sonne nicht hineinstrahlen dürfen? warum soll das treue Himmelsblau und das trost- und hoffnungsvolle Frühlingsgrün nicht hineinlächeln? Warum soll der süße, erfrischende Blüthenduft, der heitere Vogelgesang abgeschlossen sein von dem kleinen Raume da drinnen?

Im Bauernleutstübl beim Kramppmeier wohnt ein finsterer Gast — der will nichts zu thun haben mit dem freien lichten, wonnereichen Maitag!

Es ist eigentlich kein Gast — er ist nirgends geladen — er zieht finster durch die ganze Welt und ist überall daheim.

Der Bauer liegt auf seinem Bette hingestreckt, bleich — bleich bis in den halb offenen Mund hinein. Er ringt nach Athem; die ganze Welt draußen so voll frischer Lebensluft, und hier dem Verschmachtenden soll der leiseste Hauch versagt sein? Ist das deine Rache, du holder Mai, für die Schmach, die dir angethan worden an deinem ersten Morgen?

Die rechte Hand Kramppmeiers hält krampfhaft einen Schlüssel umspannt, die linke ruht auf der wildwogenden Brust.

Wie das da drinnen doch klopft und rauscht und poltert, als werde ein neuer Bau aufgeführt in der Menschenbrust. — Der Tod baut hier seine Wohnung!

Der Baum war dem Manne gar schwer auf die Brust gefallen und der Arzt war bei der Untersuchung sehr wortkarg und sagte nichts, als: hm, hm! — Das bedeutet immer: Es wird zu Ende gehen!

Halbgeschlossenen Auges lag der Bauer da und um sein Bett standen Weib und Kind und mehrere Andere vom Hause und von der Nachbarschaft. Auch der Einleger-Natz war da und sagte dem betrübten Augustin von Zeit zu Zeit was in's Ohr.

Der Tisch an der Ecke war weiß gedeckt und zwei Wachskerzen flackerten auf demselben und gaben dem dunkeln Zimmer ein vollends nächtliches Ansehen.

Es wurde der Priester mit dem Sakramente erwartet.

Statt dessen aber trat jetzt ein Bote ein und ohne auf das „pst" der Anwesenden zu achten, stolperte er zum Kranken und drückte demselben ein zusammengelegtes Papier in die zitternde Hand. Augustins strafender Blick traf den Eindringling. Dieser aber entfernte sich gleichgiltig aus der Stube, er hatte nur den Auftrag des „Doktors" erfüllt.

Der Kranke war wie elektrisirt emporgeschnellt. „Waldkommission, Waldrecht!" stotterte er, „wann? morgen? heute schon? — Lies, Stindl!" Er hielt dem Genannten das Papier hin.

Dieser öffnete das Schreiben langsam, aber statt es zu lesen, sagte er: „Ist nichts vom Prozeß, Vater; eine Gemeinde-Angelegenheit nur; ich werde sie schon besorgen.“

„Lüg' nicht, Stindl; lüg' deinem Vater nicht vor! Ich weiß es — es ist vom Waldrecht!“ Der Kramppmeier preßte nach diesen Worten den Mund zusammen. Dann erhob er sich etwas und ließ die Augen wie suchend im Zimmer umherschweifen: „Der Bader nicht da? Bringt mir den Bader her! morgen muß ich — gesund sein — muß! — Waldrecht!“

Sein Kopf sank tiefer in das Kissen, er rang nach Luft.

Augustin suchte den Kranken zu beruhigen und machte ihn aufmerksam, daß er sich vorbereite zur heiligen Handlung und frug noch, ob er nicht den Laubmüller kommen lassen sollte.

„Laub — Laubmüller?“ frug der Kramppmeier wild auf, „der Laubmüller ist ein Betrüger und ein — Mörder, er hat den Baum auf mich geworfen, damit ich — sterben soll und er den Wald bekomme! — Aber ich will — will noch nicht — sterben — blast die Lichter aus — sie zünden das Haus an und den — Wald! die Lichter aus!“

Der Mann wollte aus dem Bette springen — ach, wie er wieder zurück sank gar erschöpft — wie es röchelte in seiner Brust.

Die Bäuerin weinte und legte dem Kranken ein in Essig getränktes Tuch um die Stirne.

Natz knitterte in seiner Erregung das Papier, welches der Bote gebracht hatte, zusammen und fluchte im Geheimen der beiden Winkeladvokaten Gaukel und Trom, welche im-

mer wieder von Neuem den Streit und Haß der beiden Großbauern anfachten. Er beschwor den Himmel um ein: Tausendmillion Donnerwetter und Kartätschenfeuer über die Sauger.

Augustin lehnte an der Ecke des Bettes und starrte in die Flammen der Wachskerzen. Er dachte wohl über die schwere Anklage nach, die sein Vater auf den Laubmüller geworfen; und nun war er, der Sohn, es selbst, der den Baum aus dem Streitwald geholt, der denselben der Tochter des Todfeindes zur Huldigung gesetzt — der an Allem Schuld!

Der Kramppmeier konnte keine Ahnung haben.

Und der Laubmüller wußte auch nichts, oder nicht das Rechte. Freilich beschützte er den Baum, weil nun, da er einmal da, die Ehre seines Hauses daran hing. Hatte er den Baum auf Kramppmeier geworfen? Hätte er ihn nicht noch zu halten versucht, wenn er nicht durch einen Schlag in's Gesicht zurückgeschleudert worden wäre? Und jetzt Mörder?

Augustin verfluchte den ersten Axtstreich, welchen er dem Baume versetzt. Ach, bei Gott im Himmel! er that es nur, um dem Mädchen eine Freude zu machen und jetzt — brannte die Sterbekerze am Bette seines Vaters! —

„Juliane,“ stöhnte nun der Kranke zu seinem Weibe, „nimm den Schlüssel da, und bring' mir — nein, bleib du bei mir; Stindl soll gehen und mir von der Lad' oben — nein, auch du nicht, bist kein guter Sohn und hältst im Geheim wohl gar mit dem Laubmüller; hast es im Prozeß nie gut mit deinem Vater gemeint — bist kein Mann und sagst nur vom Nachgeben. Der Natz wird so gut sein, der

Natz; wir sind uns immer gut gewesen, Natz, und du thust mir den Gefallen schon. Geh' mir auf den Boden hinauf, du weißt ja meine Lade, d'rin liegen die Waldakten, bring' mir sie, da hast — den Schlüssel."

„Ist gut, Bauer," entgegnete der Einleger und ging. Als er die Stiege hinauf schritt, lächelte er ein wenig — es war ihm ein ganz sonderbarer Gedanke gekommen.

Auf dem Dachboden angelangt, öffnete er statt der Lade den wohlbekannten Kasten Stindls.

— — — — — — — — — —

Von der Kirche klang ein Glöcklein heran. Mit Ausnahme der Bäuerin entfernten sich die Anwesenden aus dem Zimmer. Draußen neben der Thüre knieten sie nieder und erwarteten den Segen des nahenden Priesters.

Drüben am Raine unter der bereits grünenden Lin kniete ein Mädchen und faltete die Hände.

Es war Agnes. Sie sah bleich aus, aber als der zitternde Klang des Glöckleins näher und näher kam, als hinter dem Meßner, der die Laterne trug, der Priester im Chorrock und Stola mit dem Ciborium heranwandelte, da rötheten sich ihre Wangen, da blickte ihr dunkelblaues Auge so innig und sie betete zum Heiland, der da gekommen als liebevoller Freund, zum Troste der Betrübten, zum Heile der Kranken, als Mittler zwischen dem Vater im Himmel und den Menschen auf Erden! —

Der Priester ertheilte den Segen und trat dann in das Haus.

Ueber des Mädchens Haupt flog eine abgelöste Blüthe

dahin und von ihrem Heimatshause herüber grüßten sie die Bänder und Kränze des wieder aufgerichteten Maibaumes.

— — — — — — — — — —

Und wieder klingt das Glöcklein dahin — gar traurig und das Flämmlein flackert düster durch den sonnigen Frühlingstag und der Priester wandelt im Chorrock und Stola mit dem Ciborium vom Kramppmeierhofe der Kirche zu.

Also todt?

Todt noch nicht; aber — unbußfertig! weint das Glöcklein und klagt es der lachenden Natur.

Der Kranke legte eine Generalbeicht ab — eine Beicht über das ganze Leben, von der ersten Zeit des Sichbewußtseins bis zum Todbette. Er zeigte sich reumüthig. Als aber der Seelsorger vom Waldstreite zu sprechen kam und dem Kranken vorschlug, den Laubmüller kommen zu lassen; als er vom Worte Gottes sprach, wie es für den Unversöhnlichen keine Sündenvergebung, keine Absolution gebe — da lachte Kramppmeier wild auf und rief: „Geht, geht mir mit euerem Laubmüller, diesem Betrüger und Mörder — wenn ihr mir sonst nichts mehr zu sagen habt, so geht!"

Und der Priester ging und der Kramppmeier blieb und knirschte.

Der Prozeß — und wer ihn gewinnt. Unkosten — und wer sie zahlt.

Am andern Tag sah es vor dem Kramppmeierhof gar eigen aus. Eine Menge Leute standen da und die riesige Gestalt des Laubmüllers lehnte an einem Thorpfeiler und

daneben sprudelte der Brunnen — trüb und gewaltig heute, so daß der Trog an allen Seiten überfloß. So trüb, wie dieses Wasser, starrten die kleinen, grauen Augen des Laubmüllers unter der Krempe des breiten Hutes hervor und in die Grenzschlucht hinab. Er gedachte wohl des unseligen Waldstreites.

Stindl stand am Zaune und hatte seinen grünen Hut trotzig über das Gesicht gezogen und die Kramppmeierin blickte nassen Auges zum düsteren Himmel empor.

Viele Leute standen im Hofe und redeten leise mit einander, oder sie schwiegen — Beides gleichviel sagend. Auch der Pfarrer, der Bezirksvorsteher und die beiden Advokaten, Gaukel und Trom, waren da. Selbst Letztere saßen betrübt in ihren schwarzen Kleidern und machten gar mißmuthige Gesichter.

Also todt?

Todt nicht; aber — der Himmel hatte in der vergangenen Nacht ein Wörtlein gesprochen — ein Wörtlein in Sachen des Waldstreites.

Nach den letzten heißen Tagen war gestern Abends über der Sandsteinalpe ein Gewitter losgebrochen, desgleichen, besonders in so früher Jahreszeit, sich die ältesten Leute nicht erinnern konnten. Ueber den steilen Bergabhang hatte das Grenzbächlein furchtbare Schluchten gerissen. Oben in der Hochwiese war eine Lawine abgegangen und im Streitwalde waren die größten Bäume entwurzelt und nebst Erdreich und Steinen auf die Aecker und Wiesen der beiden Großbauern abgeschwemmt worden. Der ganze Grenzstrich vom Streitwalde bis hinab gegen das Dorf bot ein klägliches

Bild der Verheerung. Und wo war nun das schöne, stolze Wäldchen zwischen dem Bächlein? Der Sturm hatte es geknickt; — mit ihren Aesten noch halb aus dem Schutte hervorragend, lagen die Bäume auf der gestern noch so herrlich grünenden Wiese zwischen den beiden Höfen.

Raben flogen darüber hin.

Wildschäumend toste der riesige Gießbach und rüttelte an den Dämmen und Wehren, als müsse er noch mehr des Uebels anrichten.

Und der Himmel war trüb und mit grauen Wolken bedeckt. Aber trüber und stürmischer noch, als Himmel und Gießbach, tobte es im Gemüthe des starrsinnigen Laubmüllers.

„Gut, schon gut, aber das sag' ich: wenn auch der letzte Baum gebrochen und verschwemmt, der Wald gehört *mir* und meinen Kindern, und wenn darüber die Welt zu Grunde geht — ist gut, aber ich muß mein Recht haben!"

So murmelte der Bauer. Er schwor es sich.

„Aber heute," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „heute endet der Prozeß und heute ist der Tag, wo er enden *muß*. Die Leute und die Herren sind da und die Schriften auch und — aber wenn der Kramppmeier stirbt — ja, dann — dann ist der Prozeß so aus. Blitz! wo hab' ich doch meine Akten?" er fuhr sich in den Taschen herum. „Wo doch heute mein Kopf steht, die Schriften liegen zu Hause — hat mir sie nicht der Natz in die Tasche gesteckt? — ei, sind ja schon da. So, und hier steht's schwarz auf weiß: *das rechte Bächlein gilt als Grenze und der*

Wald gehört dem Laubmüller und seinen Kindern! So ist's und dasselbe sagt der Herr Doktor!"

Mit dem Herrn Doktor meinte der Bauer den Advokaten Trom. Heute sind, wie schon bemerkt, die beiden Herren, welche gegen einander den Prozeß der Bauern verfochten, anwesend und werfen sich, wenn es just Jemand sieht, gegenseitig mord- und todthaltige Blicke zu.

Ja, die Herren Gaukel und Trom stehen sich auch als Todfeinde gegenüber! — Und wäre auch das nicht, so sind sie stets bereit, für das Recht zu kämpfen, ohne Berücksichtigung irgend eines persönlichen Interesses oder einer Partei — blos nur der guten Sache willen!

Man lasse ja nicht die Vermuthung von „Spitzbuben, welchen das heutige Gewitter die ganze Ernte verdorben," oder dergleichen zweideutige Gedanken aufkommen — sind die beiden Herren unter sich was immer, in der Oeffentlichkeit kämpfen sie für das Recht und sind nebstbei persönliche Todfeinde!

Und wenn auch kein Streit**wald** mehr existirt, so gibt es doch einen Streit**boden**, und der Boden ist doch am Ende das Wichtigste für Kind und Kindeskind! Wenn der Kramppmeier wirklich stürbe, das wäre so eine fatale Wendung für die Sache, denn der Junge, der habe in dieser Beziehung keine Ader von seinem Vater und ließe wohl gar die vollen achthundert Klafter fahren, ehe er den Prozeß auch nur noch einen Tag weiter führte.

Das ungefähr waren die Ideen von Trom und Comp., als der Bezirksvorsteher bat, in das Haus zu kommen.

Im Zimmer des kranken Kramppmeiers war Alles bereit.

Nebst Tinte und Feder und verschiedenen Schriften lag auch eine Karte auf dem Tische ausgebreitet, auf welcher jede Quadratklafter, jeder Baum, jedes Brünnlein und Bächlein, jeder Zaun von Wald und Feld und Wiese und Garten der beiden Großbauern auf das Genaueste verzeichnet war.

Der Kramppmeier lehnte halb aufgerichtet in seinem Bette und starrte auf den Tisch und die Karte hinüber und zuckte mit Mund und Augenbrauen.

Die Eintretenden grüßten stumm und setzten sich, der Bezirksvorsteher zu oberst des Tisches, neben ihm die beiden Advokaten. Weiter am Fenster der Laubmüller mit verbissenem Grimme, jeden Blick auf das Krankenbett vermeidend. Dann kamen die Anderen. Zu Füßen des Kranken saß der Arzt, die Bewegungen des Patienten genau beobachtend.

Der Pfarrer setzte sich auch an das Bett und faßte die Hand des Kranken; doch dieser zog sie schnell und trotzig zurück. Der würdige Priester war es ausschließlich, welcher die heutige Zusammenkunft angeordnet hatte, damit doch endlich nach dem Wunsche der Gemeinde, zum Wohle der beiden Nachbarn und zum Frieden des Sterbenden vollständige Ausgleichung und Versöhnung stattfinde.

Eine Stille war eingetreten, welche nur vom röchelnden Athemholen des Kranken unterbrochen wurde.

Der Bezirksvorsteher nahm das Wort, nannte die Gegenparteien und ließ sich von den Advokaten den Sachbestand des Prozesses genauest erklären. Hiernach berührte er in einer nachdrücklichen, eindringlichen Rede die materiellen und geistigen Nachtheile eines Prozesses im Allgemeinen und nannte Familien, die einst wohlhabend, durch Prozesse zu Grunde

gegangen. Er sprach von der Feindschaft und ihren Folgen für Kinder und Enkel und dem Aergernisse, welches dadurch einer ganzen Gemeinde gegeben werde. Und endlich sprach er, auf den Kranken blickend, von der schweren Verantwortung dessen, welcher mit der Schuld gepflegter Feindschaft vor dem ewigen Richterstuhle erscheinen müsse. Bevor er schloß, spielte Redner noch auf das verheerende Gewitter an, welches den betreffenden Wald vollständig vernichtete — ein wohl zu beachtendes Zeichen!

Viele weinten. Der Pfarrer warf dem Vorsteher einen dankenden Blick zu. Die beiden Großbauern starrten kalt und finster vor sich hin.

Der Bezirksvorsteher ging nun zur eigentlichen Sache und schlug den Gegnern vor, den streitbaren Boden unter sich in zwei gleiche Hälften zu theilen. Man hoffte ein sicheres Resultat und Alles blickte erwartungsvoll auf die beiden Bauern.

Der Laubmüller starrte unverwandt zu Boden. Seine Finger bohrten sich in die Faust, den Mund hatte er fest zusammengepreßt, damit eine etwaige drinnen entstandene Zustimmung ja sicher nicht heraus könne.

Noch unheimlicher war der Kramppmeier anzusehen. Er richtete sich empor und schnappte nach Luft. Dann stieß er das Wort: „Nein" heraus.

Einige sahen sich nach Augustin um, auf daß er komme und den Vater bitte und beschwöre. Allein Augustin war nicht gegenwärtig.

„Und das ist euer letztes Wort, Kramppmeier?" frug der Vorsteher ernst.

„Mein — letztes!“ stöhnte der Mann und sank mit hochwogender Brust wieder auf den Polster zurück.

„So wollt ihr euch Gotteslohn und unsern Dank erwerben, Laubmüller — wir bitten euch, verzichtet auf den unseligen Waldgrund!“

Der Angesprochene blieb unbeweglich. Im Zimmer tiefes, erwartungsvolles Schweigen.

Endlich richtete der Laubmüller sein Haupt etwas auf und murmelte mit tiefer Stimme:

„Nein!“

Dann versank er wieder in seine vorige Unbeweglichkeit. Auf der hohen Stirne des Bezirksvorstehers lagerte sich finsterer Unmuth. „Nun denn, so öffnet die Akten, daß wir den Sachverhalt selbst verfolgen und entscheiden!“

Der Laubmüller griff in den Lodenrock und warf einen Bund Papiere auf den Tisch.

Der Kranke deutete auf seinen Kopfpolster und sein Weib zog unter demselben ein Packet hervor und gab es dem Vorsteher. Dieser legte es auf den Tisch und wendete sich nochmals zu den beiden Bauern.

Die zwei Advokaten lächelten sich heimlich zu, als sie sahen, wie die Gegner so tapfer auf ihr „Recht“ bestanden.

Endlich ergriff der Bezirksvorsteher Laubmüllers Bund und öffnete den zu oberst liegenden Bogen. Schnell legte er diesen bei Seite und öffnete einige andere. Er staunte und ein leises Lächeln bewegte seinen Mund.

„Sind das euere Akten, Laubmüller?“ frug er, nicht ohne Anflug von Heiterkeit.

„Sind die rechten, Herr Vorsteher!" antwortete dieser und betonte noch einmal: „die rechten!"

„Soll ich sie wohl vorlesen?"

Der Laubmüller bejahte stolz. Nun sollten sie es doch einmal hören und die ganze Gemeinde sollte es hören, wie es ist und daß er recht habe.

Der Vorsteher griff nach einem Blatte, erhob sich und las:

„Liebe Agnes!

Heute kann ich dir endlich wieder einmal schreiben, ich fürchte ohnehin schon, du meinst —" man wurde unruhig in der Stube — „du meinst, ich hätte dich vergessen. Das ist aber nicht wahr, ich stehe oft fünf Minuten am Zaun und gucke hinüber, wie du Futter mähst." Der Vorsteher mußte ernstlich zur Ruhe ermahnen, dann fuhr er fort: „Dein Mähen, liebe Agnes, gefällt mir so, weil du es so flink und kräftig angehst. Und all dein Arbeiten gefällt mir, ich weiß nicht, wie es ist, aber manchmal thäte ich am liebsten zu dir hinüber springen und dir ein Busserl geben. Ich will dir heute auch recht was Wichtiges sagen: Du mußt mein Weib werden, Agnes, ich thue es nicht anders. Mein Vater hat schon gesagt, daß ich das Haus bekomme und heirathen soll. Der Vater hat auch ganz recht, aber ich nehme keine Andere als dich. Du wirst mich doch wohl auch mögen; du kannst dich verlassen, daß ich ein guter Mann bin und dich immer recht lieben werde. Ich grüße dich schön und verbleibe dein Augustin.

Nachschrift: Gib acht, daß dir dein Vater die Briefe nicht erwischt!"

So hatte der Vorsteher über alle Unruhe hinaus langsam zu Ende gelesen. Die Gesellschaft wußte nicht, was sie sich zu denken habe; der Laubmüller war aufgesprungen und der Kramppmeier machte die unruhigsten Bewegungen in seinem Bette.

„Das war Nummer eins," sagte der Bezirksvorsteher und musterte die übrigen Papiere — nichts, als Liebesbriefe.

„Eine gottverdammte Geschichte!" murmelte der Laubmüller, „oder ihr narrt uns, Herr!"

Der Vorsteher hielt ihm die Briefe vor die Nase: „So seht denn selbst, Bauer; das sind die Papiere aus euerer Tasche!"

Hierauf wurde das Packet des Kramppmeier geöffnet und nun mußte der Vorsteher von Neuem lächeln.

„Thut ihr das absichtlich, meine Guten?" sagte er zu den Bauern gewendet, „wenn nicht, so ist es der launigste, gute Geist, der hier eingreift. Ich will auch aus den Papieren des Kramppmeier etwas vorlesen."

Sofort las er folgende Zeilen:

„Lieber Stindl!

Du weißt auch gar nicht, wie mich deine Briefe freuen, sie sind die einzige Freude, die ich habe. Denke dir, mein Vater ist so harb auf mich, weil ich ihn gebeten habe, er soll nachgeben im Waldprozeß. Und so lange der Waldstreit nicht aus ist, können wir nicht zusammen kommen; sonst aber muß ich dir nur sagen, Stindl, wenn du mich magst, so ist es mir ganz recht und wenn ich dich nicht kriege, so bleibe ich eine Dienstmagd mein Leben lang. Ich will

schon recht beten und du mußt mir auch helfen, daß die Feindschaft aus wird, dann wollen wir für die Eltern arbeiten und sorgen und dein Vater und meiner können zusammen auf die Felder und Wiesen gehen und rauchen und plaudern und deine und meine Mutter säßen so bei der Wiege — nein, was ich heute für eine zitternde Hand hab', ich mein' immer, ich werde noch einmal recht krank bei diesem Denken an den Waldprozeß. Agnes."

Der Laubmüller hatte sich während des Briefes auf die Lippen gebissen und Kramppmeier wollte gar aufspringen und den Natz erwürgen, daß er ihn mit den Papieren so schmählich hintergangen — Natz mußte von Allem gewußt und wohl gar Alles angezettelt haben.

Laubmüller musterte die Briefe — er erkannte die Handschrift der jungen Leute und wollte die Blätter sofort vernichten.

„Halt, Bauer, hier bin ich Sachwalt!" rief der Vorsteher strenge.

Und der Kramppmeier? der barg sein bleich' Gesicht in's Betttuch, viele, viele Tropfen flossen aus seinen Augen — das Eis war geschmolzen! —

Als er endlich sein Haupt etwas erhob, verlangte er nach dem Laubmüller. Fast willenlos trat dieser zum Bett.

Der Kranke haschte zitternd nach dessen Hand und sagte leise, wie bittend:

„Laubmüller! — Laubmüller, geben wir den Wald unseren Kindern!"

Der Laubmüller drückte die Hand des Nachbars.

Da, gerade in dem Augenblick ging die Stubenthür auf, der graue Kopf des Einleger-Natz guckte herein, dem folgten zwei blonde, junge Köpfe und — jetzt knieten sie — der Stindl und die Agnes — vor dem Bette und vor Laubmüller und baten, die Väter möchten doch — nicht böse sein und Ja sagen.

Sie baten hier um den Segen, um eine glückliche Zukunft. Wer hätte da noch böse sein und Nein sagen mögen!

Und doch, wer weiß, wie es noch gekommen wäre, aber da bat der Bezirksvorsteher, der Pfarrer, baten zuletzt Alle und draußen schien die milde Maiensonne — drinnen, da harrte Jemand und drängte: macht schnell! und dieser war der Tod.

Laubmüller und Kramppmeier reichten sich nochmals die Hände und gerade über den Häuptern der Kinder.

Das war Versöhnung und Segen!

Daneben stand Natz kerzengerade, salutirend. Er hielt Ehrenparad', fiel aber plötzlich aus der Rolle und rief lustig: „Der Prozeß ist aus!"

Es war eine allgemeine Bewegung und Aufregung, und in dieser wollten — zwei Herren davon. Da stand ihnen aber schon der alte Haudegen von Anno Dreizehn im Wege und rief: „Halt, wer da!"

Die beiden Herren, Gaukel und Trom, waren es, die davon wollten.

„Spißruthenlaufen und zehn Jahre Stockhaus!" schlug der Einleger-Natz beim Gericht vor.

— — — — — — — — — — — — —

Der Kramppmeier hatte seinen Prozeß mit dem Nachbar und mit der Welt beendet. Er war gewonnen.

Bald trug man den Mann hinaus und senkte ihn in die stille, kalte Erde.

Auf seinen Hügel ließ der Laubmüller ein eisernes Kreuz setzen. Das Kreuz hat auf dem Querbalken zehn Goldbuchstaben: „Versöhnung!“

Nichts als dieses Wort, aber es ist heute noch zu lesen, und wenn um Mitternacht der Vollmond auf den Hügel fällt, so glänzen die Goldbuchstaben weit hinaus: „Versöhnung!“

— — — — — — — — — — — — —

Die beiden Bauerngüter Kramppmeier und Laubmüller sind ein Ganzes geworden und tragen den Namen Laubmeierhof. Man kennt ihn weit und breit. Der ehemalige Streitwald trägt bereits wieder junge Bäume und das Grenzwässerlein lassen sie fließen, wie es will. — Trotzdem haben Augustin und Agnes schon wieder einen Prozeß. Sie haben unlängst einen kleinen Natzi bekommen und da sagen und behaupten Beide: „Mir gehört er!“ Der alte Natz lächelt dazu, aber er thut nichts mehr zur Entscheidung.

Das Enkelkind.

„He, Pechelmax, dir ist gar die Welt mit Brettern verschlagen! Aber die Bretter sind noch nicht gesägt, stehen als hohe, dichtästige Bäume noch, und verdecken dir die wunderliche Welt, die draußen liegt in der Unendlichkeit! Der Bettelmann ist ein steinreicher Kauz gegen dir, der hat einen großen funkelnden Diamanten — die Sonne am blauen Himmelszelt; dir aber wachsen die Aeste über dem Kopf zusammen. Braunes Moos auf dem Boden, graue Flechten an den Stämmen und auf dem Gestein, und eine kleine Hütte und viel Pech, das ist dein ganzer Reichthum!"

„Ist mir schon recht, liegt mir nichts d'ran," meint der Pechelmax und stopft sein Pfeiflein, und drückt mit dem kleinen Finger den Tabak fest, und schlägt Feuer, legt den glimmenden Schwamm unter den Deckel und zieht an. Man meint, er müsse noch mehr darüber reden, sobald es ordentlich brenne, er thut's aber nicht. Er setzt sich auf einen moosigen Strunk und raucht.

Ist ihm „schon recht". —

Der Wildbach braust vorbei an seiner Hütte; der Wildbach war zu Zeiten sein bester Freund, der ihn jeden Tag mit einem guten Trunk bewirthete und nicht Geld dafür verlangte, wie der Schenkwirth draußen in Hobelbach. Der

Wildbach hatte auch keine schwarze Tafel an der Wand hängen — der Wildbach, das war eine rechte Schenke! Zuweilen war er aber auch des Pechelmax grimmiger Feind, da wollte er, wenn oben auf der Alpe ein Gewitter war, an der Pecherhütte in der Schlucht seinen Zorn auslassen, wollte sie wegreißen und fortschwemmen.

Der Max raucht auch in solchen Stunden sorglos sein Pfeiflein. Was kann er auch Anderes thun, als Pechhacken und Tabakrauchen? es wird ja kommen was kommen will, es ist ihm ja Alles recht . . .

Fleißig ist er wie seine Nachbarn, die Spechte und die Ameisen. Vor der Hütte steht der kleine, zwei Fuß hohe Ofen aus rohem Steingefüge, das ist seine Fabrik, da kocht er das Harz, das er im weiten Wald gesammelt hat. — Der Mann hat viel „Pech" in seinem Leben. Gott sei Dank, daß er's hat, damit klebt er sich seine Gesundheit zusammen und seinen guten Muth und sein Herz, wenn's zuweilen einen Riß bekommt.

Das Pech und die Pecharbeit im grünen Wald ist ein rechtschaffen gutes Mittel, ein heilsames Pflaster gegen mannigfaltig Leid.

Mit Verlaub, Max, wir gucken ein wenig in deine finstere Klause hinein. Sapperment, da sitzt ja ein bildsauberes Mägdelein am Fenster! Zum Donner, so ein Gesichtchen möchte ich auch in meiner Stube haben; der Mund blüht wie eine Nelke im Garten, und die Augen sind wie zwei große Thautropfen im Rosengesträuche. Anna Maria heißt sie; an einer Flechtarbeit hüpfen ihre Fingerchen hin und her.

Das Körbchen schon fertig, Anna Maria? — Hat uns nicht zu kümmern, das Körbchen bekömmt, mit Erdbeeren gefüllt, der Brachrainer Veit — wollt's ein Anderer haben, bekäm' derselb' Andere einen Korb.

Der Brachrainer Veit ist ein Bursche, der just gestern mit dem Wachsen fertig geworden; sein schönes Bauerngut stünde Keinem so gut als ihm selbst, es wäre aber Mancher gerne so prächtig gewachsen und so angesehen bei dem Weibervolk, wie der Veit.

Er denkt an Anna Maria, er weiß, was sie flicht, und kommt der Feierabend, bringt er ihr die Weiden dazu. Die Hahnenfeder auf dem grünen Hut, die Gemslederhose steht Keinem so gut, wie dem Veit — dieser Gedanke ist von Anna Maria. Sein rother Brustfleck ist auch von ihr, aber er weiß es nicht, daß sie ihm einen vierblätterigen Klee hineingenäht hat, damit er nicht untreu werden kann.

Wenn in der Waldklause zwei junge, verliebte Leute zusammen kommen, was werden sie sprechen?

„Grüß' dich schön Gott!" sagte Veit, als er ihr einmal die Weiden brachte.

„Dank' dir schön Gott!" sagte Anna Maria.

Er setzte sich nieder und zählte die Weidenzweige. Er zählte sie zwei- und dreimal — kein Mensch hatte ihn gefragt nach ihrer Zahl, aber er wollte nicht müssig dasitzen. Sie wußten Beide nichts zu reden.

Endlich aber fiel ihr zuerst was ein.

„Euer Pferd ist doch schon wieder gesund?" frug sie.

„Unser Pferd, nein, dasselb' ist noch nicht gesund," antwortete Veit und zählte weiter.

Sie flocht und dachte nach, was sie nun sagen werde.

„Ich geb' dir ein Pechöl mit für euer Pferd," meinte sie dann.

„Ein Pechöl? Dasselb' wär' auch recht," versetzte Veit.

Nun war es wieder still, er zählte die Weiden, sie flocht an dem Körbchen. Es fiel ihr nichts mehr ein zu sagen.

Da kam der alte Max zur Thüre herein, polternd und derb und brann und schrundig und harzig wie ein Baumstrunk.

„Euer Pferd, Veitl, ist verhext," rief er, „bist du ein Sonntagskind?"

„Ein Sonntagskind? Dasselb' weiß ich nicht," antwortete der Bursche.

„Wenn du ein Sonntagskind wärest, müßtest dich verkehrt auf das kranke Pferd setzen und so dreimal um's Haus reiten."

„Ich?" sagte der Veit.

Der Pechelmax selbst aber war ein Sonntagskind und aus Gefälligkeit für den Brachrainer beschloß er, das kranke Thier von der Verhexung zu befreien.

Als der Bursche eine halbe Stunde auf dem Bänklein gesessen war, stand er langsam auf und sagte: „Gute Nacht und behüt' Gott schön!"

„Auch so viel," versetzte der Pecher.

„Komm' gut heim, Veitl!" rief ihm Anna Maria nach.

Gesprochen wurde denn wenig, gedacht vermuthlich auch nicht, mehr aber empfunden! Ich maße mir nicht an, das große Kapitel von diesem Gefühle schreiben zu wollen; fraget die Waldhühner, fraget die Tauben im Brachrainerhofe,

ihnen ist es vertraut worden bis auf den letzten Punkt, und ihnen sind vertraut worden gar noch alle Gedankenstriche dazu. Es gibt nichts so Beredtes, als stumme Liebe!

O, dieses Weißbrunnthal! Man meint, vom Himmel sei eine Lawine losgegangen und als Weißbrunnthal hernieder gerollt.

Und in weiter Runde herum die hohen finsteren Bergwälder; „die Welt mit Brettern verschlagen", sagen die Leute. Nur der alte Brachrainer sagt es nicht, der ist in seinen jungen Jahren als Soldat draußen gewesen in den Ebenen, in den Städten, am Meeresstrande, der weiß wie weit die Welt geht. Er hat es den Leuten schon zehnmal erklärt, daß, wenn man in gerader Richtung fortgehe und fahre, immer weiter und weiter, man zuletzt von der entgegengesetzten Seite wieder zurückkäme auf den alten Fleck. Aber die Weißbrunnthaler glauben es nicht, oder glauben es und denken nicht nach, und sagen: „Meinetwegen". Nur der Pechelmax weiß eine Stelle, wo die Welt ganz gewiß mit Brettern verschlagen ist . . .

Der Brachrainerhof steht auf dem Hügel, in den Fenstern spiegelt sich die Morgensonne. Die Knechte laufen herum mit den Sensen und Heurechen; wie sie das ganze Jahr hindurch auch steif und behäbig sein mögen, zur Mähenszeit fährt Quecksilber in sie. An der Hausthüre steht ein Mann, ein schon betagter aber stämmiger Mann mit grauen borstigen Haaren, mit furchigem Gesichte, mit kleinen glühenden Augen. Er hält die Hände mit den schneeweißen Aermeln über der Brust gekreuzt, er flucht die Knechte und Mägde zum Hof hinaus auf die Wiese. Der Brachrainer

flucht fort und fort und um seine scharfen Lippen geht ein Zug, der sieht völlig aus wie ein versteinerter Fluch. Der Brachrainer ist ein Wildling: wenn ihn von seinen Leuten Jemand ärgert, so schlägt er d'rein; wenn's aber ein Fremder thut, so beißt er sein eigenes Pfeifenrohr in Splitter.

Sein Prozeß, sagt man, macht ihn so unwirsch. Der Brachrainer hat mit seinem Vetter, dem rothen Nachbarn, einen Prozeß; es handelt sich nur um eine kleine Wiese an der Grenze. Aber der Prozeß ist schon so alt, wie der einzige Sohn des Hauses, der Veit, und die Unkosten des Prozesses sind unendlich größer als der Werth der Wiese; sie werden, ist der Streit endlich einmal entschieden, dem Verlierenden an's Leben gehen.

„Der Brachrainer hat Recht," sagt sein Doktor.

„Der Vetter Nachbar hat Recht," sagt des Andern Doktor.

„Und ich geb' nicht nach!" sagt der Brachrainer.

„Und ich geb' nicht nach!" sagt der Vetter Nachbar.

Da zermalmt der Brachrainer sein Pfeifenrohr. —

Heute stand er also an seiner Hausthüre, und als das Gesinde auf die Wiese fortgezogen war, rief der Bauer mit gewaltiger Stimme: „Jackel!"

Stand gleich da der Jackel, ein junger Schlingel, und hatte schon einen kürbisgroßen Kropf.

„In den Wald hinaus, auf den Baum hinauf, Streu hacken! hurtig!" so rief der Alte. Da zuckte der Jackel zusammen, er getraute sich ja auf keinen Baum. Aber er nahm die Axt und die Steigeisen und ging hinaus gegen den Wald, und der Bauer folgte ihm auf der Ferse.

Sie standen dort bald vor einer mächtig hohen Fichte. Der Jackel schnallte sich schluchzend die Steigeisen an; der Bauer fluchte und schoß Blitze aus seinen Augen: „Nu, wird's oder wird's nicht?"

„'s wird nicht," hauchte der Jackel, „ich getrau' mich nicht hinauf." Er zitterte, aber der Alte ergriff einen Ast. Das wirkte, der Junge kletterte an dem Stamme empor wie ein Eichhörnchen. Gleich nachher rauschten die Aeste hernieder, und als der Jackel hoch auf dem Wipfel war, da jauchzte er, daß es weithin klang in die Waldberge.

Aehnlich lernen die jungen Burschen das Streuhacken — so ein Bauer und so ein Ast, dann vergeht alle Angst und aller Schwindel.

Der Alte schlug sich brummend Feuer und schritt dann langsam seinem Hofe zu.

„Kruzifix und alle Türken! wer reitet denn dort auf meinem kranken Schimmel um's Haus herum?"

Der Pechelmax war eben dabei, als Sonntagskind dem Pferde die Hexerei zu vertreiben; er saß verkehrt auf dem Thiere und hielt den buschigen Schweif in der Hand. Aber noch ehe der Bauer herangepoltert kam — das Thier war denn wirklich verhext — lag der gute Pechelmax in einer hoch aufspritzenden Pfütze. — Max, wenn ich dir einen guten Rath geben dürft', 's wäre vernünftig, du machtest dich davon; schau, in des Bauers Auge funkelt es so unheimlich, und der Schimmel ist lange schon beim Frühstück unten auf dem Kleefeld.

Der Pechelmax kriecht langsam aus der Lache, schüt-

telt sich ab und sagt ruhig: „Bist heute schon im Wald gewesen, Bauer?“

„Bin auch schon wieder zurück, wirst es gleich sehen!“ antwortete der Bauer mit den Händen fuchtelnd; „was hast denn du mit meinem Pferd zu schaffen?“

„Macht nichts,“ meint der Pecher, „ich putz' mich schon wieder ab, und in der Sonne wird Ein's gleich trocken.“ Im Geheimen aber dachte er sich: Heut' gibt's was, Maxel, heut' hättest deinen Buckel daheim lassen dürfen.

„Was du mit meinem Pferd zu schaffen hast?“ schrie der Brachrainer, „vor dir ist nichts sicher!“

„Nichts sicher?“ sagte der Pechelmax gedehnt.

„Du hast mir den Schimmel verhext, und deine Dirn hat mir meinen Veit verhext. Rein verrückt ist mein Bub und all' Tag lauft er hinein in die Waldhütte. Aber ich sag' dir's, du Waldbär, Brachrainerin wird deine Anna Maria nie — und eher fällt die Sonne in diese Pfütze hinein!“

„Liegt schon drin,“ versetzte der Pecher, „schau, Bauer, sie guckt helllicht heraus!“ — Es war so, die Sonne spiegelte sich in der Lache.

Der Max schlich sofort davon und seinem Walde zu. Als er unterwegs den Schimmel auf dem Kleefelde mit vielem Appetit grasen sah, da dachte er bei sich: „Der Tausend, geholfen hat's doch; weil ich halt ein Sonntagskind bin!“

An demselben Tage war der Veit beim Verwalter im Schloß draußen. Der Bursche hatte es nimmer ausgehalten, die

Liebe war groß, die Einfalt nicht gar klein, sagte er denn zum Verwalter: „Gestrengen, ich hätt' eine Frag'. Ich weiß ein junges Diandl, im Wald ist es gewachsen und zeitig ist's auch. Mein Vater aber will's nicht leiden, daß ich sie heirathe, aber der Anna Maria wär's recht, und — mir wär's wohl auch recht. Jetzt will ich anfragen, hätt' der Herr Verwalter nichts dagegen?" —

Als der Veit heim kam in den Hof, brachte er die Erlaubniß mit sich und einen Brief an den Brachrainer.

Dieser rief den Burschen in ein Extrastübel und sagte: „Veitel, ich sag' dir's, mach' mir keine Geschichten — die Pechöldirn nimmst mir nicht!"

„Und die Pechöldirn nehm' ich doch!" versetzte der Bursche.

„Ist auch recht," entgegnete der Alte ruhig, „dann bist von dieser Stund' an ein Bettelbub."

So eine Rede bedeutet was; der Bauer will seinen Sohn enterben, ausschließen von Haus und Grund und von dem Vaterherzen.

Von dieser Stund' an ein Bettelbub!

„Vater, vielleicht gehen wir noch zusammen mit dem Brodsäcklein von Haus zu Haus," sagte Veit und zog den Brief vom Verwalter aus der Tasche.

Der Alte reißt ihm den Brief aus der Hand, und wie er ihn nun liest, beißt er die Zähne an einander, daß sie scharren und schäumen, und die Finger ballen sich mit dem Papiere krampfhaft zusammen. — O Gott, Veit, schau deinen Vater an, er stürzt über den Stuhl, er schlägt den Kopf an die Wand, er ist blaß wie ein Stein auf der

Straße. — Kaltes Wasser und ein Aderlaß; der Tod hatte schon an das Fenster geklopft mit seiner Sense, dann ging er vorüber.

Der Prozeß verloren! Im Briefe stand's geschrieben.

Nach etlichen Monaten sah es ganz anders aus auf dem Hofe. Das Weißbrunnthal ist schön wie immer; in den Fenstern des Brachrainerhofes spiegelt sich die Sonne oder das Gewölke des Himmels. Die Prozeßgeschichte war vorläufig wieder eingeschlafen, von Unkosten keine Rede; auf der Streitwiese weidet der Vetter Nachbar seine Rinder.

Anna Maria ist Brachrainerin. Im Hause hört man den Zimmermann, der schneidet, hobelt und nagelt ein Wieglein zusammen. Der alte Pechelmax steht daneben und wie er das Holz zusammenfugen sieht, denkt er bei sich selbst: die Welt mit Brettern verschlagen!

Der alte Brachrainer ist ein armer, armer Mann. Sie dürfen ihn nicht frei herumgehen lassen, er schlüge die Schwiegertochter zu Boden, er zündete gar das Haus an. Sie müssen ihn gut verwahren in einer Kammer und sie müssen wachen Tag und Nacht, daß er sich kein Leid anthut. Der Verlust des Prozesses hat ihm das Gehirn zerrüttet, er verfiel dem Wahnsinne und der Tobsucht. Das war ein gar schweres Kreuz für den Brachrainerhof, und eine Gefahr, die jeden Augenblick zu einem ungeheuren Unglücke werden konnte. Endlich aber schafften sie den bedauernswerthen Mann hinaus nach Hobelbach in das Gemeindespital.

Nun war wohl Friede auf dem Hofe, aber keine rechte

Freude; es war wohl Liebe zwischen Veit und Anna Maria, aber kein wahres Glück — der Gedanke an den unglücklichen Vater, gegen dessen Willen sie sich verehlicht hatten, lag wie ein Fluch auf ihren Herzen.

Der Max hatte sein Pechgeschäft aufgegeben und half in der Feldarbeit, aber des Abends ging er jedesmal in seine einsame Waldhütte; er konnte in einem fremden weichen Bette nicht schlafen, er mußte sein Mooslager haben.

Eines Tages kam der Amtsbote in den Hof. Er kam mit der Rechnung der Prozeßkosten. Der Veit blickte in das Papier und wurde blaß, aber er brach nicht zusammen und bedurfte keines Aderlasses.

Seinem Weibe konnte er es nicht sagen zu dieser Zeit, aber er sah im Geiste Haus und Hof zu Grunde gehen. Die Unkosten des langjährigen Prozesses um die kleine Wiese machten mehrere tausend Gulden aus. Der Vetter Nachbar ging oft an dem Brachrainerhofe vorüber und zog ein grinsendes Gesicht und lauerte und rieb sich die Hände.

Das waren traurige Tage für den Veit; sein junges Weibchen sah ihm den Kummer an.

Sie saßen zusammen auf dem Bänklein vor dem Hause, da faßte sie seine Hand an, legte dieselbe in ihren Schooß und sagte: „Krank wirst mir doch nicht sein, Veitl?"

„Krank? nein, dasselb' nicht," antwortete er, und schnitt mit dem Taschenmesser Scharten in das Bänklein, mit derselben Gedankenlosigkeit, wie er einst die Weiden gezählt hatte.

„Du wirst dir das Messer verderben," sagte Anna Maria.

„Das Messer? nein, dasselb' glaub' ich nicht," entgegnete er und schnitt und schnitt.

Ja, Veit, es ist besser, du schneidest tief in das Holz hinein, als in das Herz deines liebgetreuen Weibes, zur Zeit, wo sie von dem Unheile nichts ahnen darf.

Der junge Bauer ging zum Amtmann, ging zum Verwalter auf das Schloß; diese konnten nichts ändern, es that ihnen leid, sie schüttelten die Achsel. Sie schüttelten die Wehklage des ruinirten Mannes ab, dann ging dieser wieder seinem Hause zu.

Wieder leuchtet die Morgensonne in den Fenstern des Brachrainerhofes. Wer hat dieses Haus aufgebaut und in den Wohlstand gebracht? Der Mann, der in dem Gewahrsam des Spitales schmachtet . . . Veit dachte daran, wie er an diesem Morgen die vielen Leute auf dem Anger vor dem Hause herumlaufen sah. Das waren nicht die Knechte, die auf die Wiese gingen; fremde Menschen waren es und Herren aus dem Amte. Sie schlugen unter der Tanne ein Tischchen auf. Im Grase lag der Reif, auf den Nadeln des Baumes funkelten Thautropfen.

Der Amtmann setzte sich zum Tischchen, legte ein Packet Papiere hin und einen eisernen Hammer dazu. Jener Mann dort mit dem rothen blatternarbigen Gesichte ist der Vetter Nachbar. Er hat einen breiten Ledergurt um die Lenden, da hinein steckt er immer seine zwei Daumen und trommelt mit den anderen Fingern auf dem Gurte. Er geht in Haus und Hof herum, wie wenn schon Alles sein eigen wäre.

Anna Maria war heute länger in ihrem Stübchen

als sonst, sie bettete die neue Wiege auf — sie that's in Bangigkeit und in Freudigkeit. Da frug sie den Veit: „Was steigen denn heut' da draußen so viele Leut' herum?"

„Leut'?" versetzte der junge Bauer, „dasselb' wüßt' ich selber nicht."

„O, recht gut weißt es," sagte Anna Maria, „das Haus willst verkaufen, weil kein Glück und Segen mehr darauf liegt."

„Das Haus?" entgegnete Veit, „ja, es wird völlig so sein."

„Mir ist es schon recht," sagte sie; „wer arbeiten kann, der hat im Wald auch einen Erwerb."

„Dasselb' ist wohl wahr," sagte Veit.

„Schau'," versetzte das Weib, ich hätt' dir's ja schon lang' gern sagen mögen, 's ist mir nicht gut auf dem großen Hof, und meine Pecherhütte kann ich nicht vergessen. Ich sag', Veit, du gehst auch mit mir in den grünen Wald."

In diesem Augenblicke rief draußen der Amtmann laut:

— — — — — — — — — — — — — — —

„Zum Ersten — neunhundert und fünfzig zum Zweiten! zum Zweiten! Neunhundert und fünfzig zum! — zum! — Dritten!"

Der Hammer fiel auf den Tisch. Der Brachrainerhof gehörte dem Vetter Nachbar.

— — — — — — — — — — — — — — —

Anna Maria hatte es gehört. Hatte sie es doch früher geahnt; was sie vorhin sprach, das sagte sie nur, um ihrem

Manne das Herz zu erleichtern. Nun erhob sie sich, nahm ihn an der Hand und sagte: „Jetzt, Veitl, gehen wir."

„Gehen?" sagte dieser, „ja, dasselb' thun wir. Aber ich denk', das nehmen wir auch noch mit." Er hub sich die Wiege auf die Achsel, sie traten hinaus.

„Oho!" rief der Vetter Nachbar, „es reicht ohnehin das Zeug nicht aus für die Schulden, und davon schleppen auch noch was? Gleich absetzen!" Er zog dem Veit die Wiege von der Achsel.

Da brach dieser los. Eine Haue riß er von der Wand und schwang sie: „Mir und meinem Weibe habt ihr die Heimat geraubt, 's mag sein! Aber wer diese kleine Heimat meines Kindes unter den Hammer bringt, den — beim Herrgott im Himmel! den schlag' ich nieder!"

Der alte Pechelmax kam herbeigeholpert, nahm die Wiege auf den Rücken und trug sie seiner Waldklause zu.

In der kleinen Waldklause wohnt der Friede und die Liebe und der Segen. Auf dem Fensterlein steht ein Topf mit immergrünem Rosmarin. Auf der hohen Tanne sitzt ein silberfiedriges Vögelein und guckt nieder durch das Geäste und zum Fensterchen und in den Rauchfang hinein und schreit in einemfort: „Sie ist wieder da, sie ist wieder da!"

Ja, Anna Maria ist wieder da . . .

Anna Maria ruht auf dem Lager von Flechtenmoos und hält ein kleines Kindlein an der Brust. Die Wiege daneben ist schon eingeweiht durch den ersten, süßen Schlaf des Neugebornen.

Der Max und der Veit sind draußen im Wald. Wie

sie so schneiden und hacken an den uralten Bäumen, da sitzt auf einer jungen Tanne eine Amsel und singt: „Sollst heim, Veitl, sollst heim zu deinem Weib!"

Die beiden Männer hacken, daß die Späne fliegen; das Vöglein hüpft immer näher und näher und läßt sich nicht verscheuchen.

„Sollst heim, Veitl, sollst heim!"

Sie haben es nicht verstanden. In der Hütte aber ist es einsam und still, nur den Holzwurm hört man knacken in der Wand. Anna Maria denkt an Vergangenheit und Zukunft und drückt den Säugling innig und innig an das Herz.

Da knistern draußen Tritte herbei, da fliegt die Thüre auf und — der alte wahnsinnige Brachrainer stürzt herein in der grauen Zwilchjacke, mit fliegenden Haaren, mit zerzaustem Bart, mit funkelnden Augen, an dem Arm noch den Eisenring einer gesprengten Kette — in der Hand eine schwere glitzernde Holzaxt.

Anna Maria stieß einen Schreckensschrei aus, aber der Alte rief wild lachend: „Find' ich dich? — Hab' ich dich? — du bist dieselb' Hex, die mein Pferd verzaubert hat, und meinen Sohn und mich selber noch dazu, daß ich den Prozeß hab' verloren. O, wart', schau dir an diese Hack', damit will ich jetzt uns All' mit einander erlösen!"

Schon schwingt er hoch die Axt, da erfaßt das Weib in Todesangst den Säugling und hält ihn empor und ruft aus: „Vater — euer Enkelkind!"

Zwei Augenblicke steht der Alte still, wie zu Stein geworden, dann sinkt langsam sein Arm mit dem Beile, ein tiefer Athemzug entringt sich seiner Brust und hinstürzt er

vor das Bett und streckt seine Hände aus nach dem Säugling, und in bebendem Tone, halb weinend, halb lachend ruft er aus: „Mein Enkelkind!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Als hernach der Max und der Veit zurückkamen vom Walde, da lag der Kleine in der Wiege und der alte Vater im Bette, und Anna Maria stand dazwischen und schaukelte den Ersteren und pflegte den Letzteren. Der Letztere war blaß und gebrochen, er lächelte, er sprach milde Worte, er reichte Allen die zitternde Hand und sagte: „Nun hab' ich euch lieb All' miteinander. Hättet mir's früher gesagt!“ Und auf die Wiege zeigend: „Der da hat uns erlöst. Dafür kriegt er auch das Trücherl voll Thaler im hohlen Tannenbaum.“ —

Am nächsten Tage kamen zwei Männer von Hobelbach, sie suchten den entflohenen Brachrainer und wollten ihn wieder zurückführen in das Spital. Sie kamen zu spät; der alte Mann tobte nicht mehr — licht war es geworden in seiner Seele, ehe sie auszog aus dem armen, durch Leidenschaft zerstörten Körper.

Zwei Tage nachher lag er still und blaß da auf dem schmalen Brette, ganz nahe an der schaukelnden Wiege.

Aber einen segnenden Blick hatte der Brachrainer im Sterben gehabt für Kinder und Kindeskind, und in Veits und Anna Mariens Herzen war der Bann gelöst. —

Die Spitalkammer in Hobelbach aber blieb nicht leer. Es wohnte nach wenigen Jahren wieder ein Weißbrunnthaler darin — der Vetter Nachbar. Er tobte nicht so sehr wie

sein Vorgänger, aber er wollte sich immer an's Leben, weil er ein großer Betrüger sei, der aus der Welt geschafft werden müsse. Bestimmtes aber war aus dem Sinnverwirrten nicht herauszubringen.

Der Veit und der alte Max taglöhnerten zuweilen im Brachrainerhofe. Da, einmal, als sie die alte Tanne vor dem Hause umhieben, und traurig jenes Tages gedachten, da hier das Tischchen mit dem Hammer gestanden, fanden sie in der Höhlung des Baumes ein Thonkästchen. Es war schwer und inhaltsreich, es enthielt viele hundert Thalerstücke und die Urkunde: „Hans Brachrainer, der Brachrainhofer, hat das bewahrt für sein erstes Enkelkind."

Veit erwarb mit diesem Kästchen sein Heimatshaus wieder. Heute ist er betagt und sein Sohn bereits erwachsen. Er lebt im Frieden mit der Nachbarschaft und führt keinen Prozeß. Seinem Sohne — der als neugebornes Kind den wahnsinnigen Großvater besänftigt und dadurch unabsehbares Unglück verhindert hatte — erlaubte er, sich ein Mädchen in den Waldhütten zu suchen. Die Wohlhabenheit im Brachrainerhofe steigt von Jahr zu Jahr, und dennoch hat auch Veit heimlich irgendwo einen Nothpfennig niedergelegt für sein erstes Enkelkind.

Der Pechelmax ist uralt, er labt sich an der schönen Gestalt und an dem treuherzigen Gemüthe seines Enkels, er will und mag nicht sterben, ihm ist die Seele mit Pech in den Leib geklebt. Er wartet noch auf sein Urenkelkind.

Das Paradeisg'spiel.

Wensgau heißt das berühmte Dorf. In einem einsamen Thale der Alpen ist es gelegen; die Nachbarorte liegen alle weitab, denn die Wensgauer Wiesen und Wälder und Aecker drängen die Nachbarschaften auf Stundenlänge zurück. Wensgau ist Herr im Thale und die Bauern von Wensgau tragen silberne Knöpfe an den Westen und silberne Schließen an den Hüten. Und die Bäuerinnen von Wensgau tragen Goldhauben und Sammtjoppen und Taffetschürzen und noch andere sehr werthvolle Dinge. Die Ada trägt heimlich gar ein goldenes Ringlein am Finger.

Wer ist die Ada, weshalb trägt sie das Ringlein? und von wem? und seit wann? Ja, lieber Leser, das ist eben die Geschichte vom Paradeisg'spiel.

Da vom Paradiese die Rede sein soll, so bringt es schon die Sache mit sich, daß wir mit dem Gott-Vater beginnen. Und der Gott-Vater zu Wensgau war der Großbauer Kirchrigler. Er war als Dorfrichter grau geworden. Wohl hatte der Kirchrigler erst vor Kurzem seinen fünfzehnten Geburtstag gefeiert, und dennoch hatte er nicht allein schon einen Sohn, der beim Militär war, sondern auch bereits eine erwachsene Tochter. Der Kirchrigler war vor mehr denn sechzig Jahren am 29. Februar geboren. Aber der Kirchrigler

behauptet, er hätte von Natur aus noch nicht graue Haare, doch das Richteramt sei so voll Sorge und Kummer, das hätte ihm kein gutes Haar auf dem Kopfe gelassen. Der Kirchrigler ist nicht gering anzuschlagen, er ist das Haupt der Gemeinde. Der Pfarrer ist nur ihre rechte Hand, der Schulmeister ihre linke, der Erzengel-Bader ihr rechter Fuß und der Lucifer-Schneider ihr linker. — Nu, nu, der Bader ist just kein Engel und der Schneider kein Teufel — sind lauter gutmüthige, fehlbare, liebenswürdige Menschen. Die absonderlichen Namen kommen eben vom Paradeisg'spiel, welches seit undenklichen Zeiten in Wensgau aufgeführt wurde und wobei der Bader den Erzengel Michael und der Schneider den Lucifer gab. Der Bader kam bei dieser Namensaneignung vortheilhaft weg; denn eigentlich hatte er den Namen Esel-Bader bekommen, weil er, da er schwach zu Fuß war, stets auf einem Esel zu seinen Klienten reitet. Hingegen trägt der Schneider außer seinem schwarzen Bühnennamen den wohlklingenden Titel: „Himmelherrgottsschneider". Dieser Titel kommt lediglich von seinem Ehrenamte, denn der Schneider ist Kirchenprobst zu Wensgau und hat als solcher die Meßgewänder, Fahnen, Altartücher und den „Himmel" (Baldachin) in gutem Stande zu halten, respective in guten Stand zu setzen. Zwar schafft er nebst solchen göttlichen Dingen wohl auch Beinkleider und Joppen für gebrechliche Menschenkinder, doch ist er zu obigem Titel eines himmlischen Hofschneiders wohl berechtigt, und der Lucifer läuft nur so neben mit her und ergreift blos einmal des Jahres vollständigen Besitz von dem Schneider, nämlich zur Zeit des „Paradeisg'spiels".

Dieses Paradeisg'spiel hatte das Dorf Wensgau berühmt gemacht weit in die Alpen hinein und in das Land hinaus. Wie oder wann es aufkam, aus welchem Anlasse es zuerst gegeben wurde, das war nicht ermittelt. Indeß behaupteten Viele ganz im Ernste, unsere ersten Voreltern Adam und Eva seien nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese in dieses Thal von Wensgau her versetzt worden, hätten hier gelebt und alljährlich zur Erinnerung an das Paradies ein Spiel aufgeführt, in welchem die Erschaffung der Welt, die Empörung der hoffärtigen Engel, der Paradiesgarten und der Sündenfall dargestellt wurden.

Und so sei das Paradeisg'spiel entstanden und im Gebrauche geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die Aufführung fand gewöhnlich zur Winterszeit, am zweiten Weihnachtstage statt; da hatten die Mitwirkenden Zeit sich gebührend vorzubereiten, und die Leute der Umgebung sich in Wensgau zu versammeln. Es ging ernsthaft dabei zu; die Wensgauer behandelten ihr Paradeisg'spiel wie einen Gottesdienst, und selbst die vielen drolligen Dinge, die im Stücke vorkommen, wurden mit Würde und Pathos dargestellt.

Der Kirchrigler gab seit vierzig Jahren den Gott-Vater und klebte sich so lange weiße Locken an, bis ihm endlich selbst welche gewachsen waren. Mit solchen Rollen ging es freilich; der Gott-Vater und der Teufel sind nie zu alt und nie zu jung; der Erzengel Michael hilft sich zur Noth mit Schminke; ganz anders aber steht's mit den Hauptpersonen, mit Adam und Eva. Eine und dieselbe Eva taugt nur für ein oder zwei Jahre, dann ist sie verheirathet und ein- für

allemal keine Eva mehr. Es ist noch nicht vorgekommen in Wensgau, daß eine Eva ledig geblieben wäre; es liegt auch in der Natur der Sache — Eva im Paradeisg'spiel kann nur die schönste sein. Ei, einmal ging's aber doch schief. Der Jäger-Toni hatte den Adam, die Weber-Regerl die Eva gespielt — und siehe, die beiden jungen Leutchen faßten ihre Rollen zu ernst auf, und noch vor Jahresfrist kam ein kleiner Kain, der, streng genommen, gar nicht zum Spiele gehörte.

Also fast für jedes Jahr eine neue Eva, ein neuer Adam; das brachte die Direktion, und diese war der Lucifer-Schneider, oft in eine große Verlegenheit.

Für dieses Jahr nun hatte sich der Lucifer-Schneider wohl schon ein Pärchen zusammengeguckt. Da war Alex, der Schulmeisterssohn, ein hübscher und lustiger Student, der für die Feiertage auf Vacanz daheim war; und da war Ada, die heitere, bildsaubere Tochter des Kirchriglers. Das war dieselbe Ada, die zuweilen heimlich das goldene Ringlein am Finger trug, so an Sonntagen, wenn ihre Hand keine Arbeit hatte und unter der Schürze sein konnte. An dem goldenen Ringlein hingen, wenn auch unsichtbar, zahllose andere, eine ganze Kette, und das letzte Glied an der geheimnißvollen Kette war wieder ein sichtbares goldenes Ringlein, und dasselbe steckte dem Schulmeisterssohn am Finger. Sie hatten es so eingerichtet, und das war der Fehler an dem Wensgauer Gott-Vater, daß er nicht allwissend.

Zum Glücke wußte der alte Kirchrigler von diesem seinem eigenen Fehler nichts und er meinte, es müsse Alles

geschehen, wie er es wolle und wisse. War er doch Richter und Gott-Vater seit vierzig Jahren.

Heute, es war ein Sonntag-Nachmittag im Advent, saß der Kirchrigler in seinem Stübchen und blätterte in der Bibel. Seine Tochter war in der Christenlehre. Er schöpfte wohl seinen Unterricht aus dem uralten Buche, um tiefer in den Geist der Gottvater-Rolle einzudringen? Nein, das hatte er deswegen nicht vonnöthen, seit vierzig Jahren spielte er sie, und er hatte den Gott-Vater im kleinen Finger.

Draußen vor der Thür klöpfelte sich Jemand den Schnee von den Schuhen. Der Lucifer-Schneider trat ein: „Gelobt sei Jesus Christ! — Fleißig, fleißig, Kirchrigler?"

„Zwar nit gar recht viel, nur daß ich ein wenig in's Büchel guck'. — In alle Ewigkeit, Amen! — Steigst auch daher, Schneider?" entgegnete der Alte und legte seine unbändigen Augengläser zwischen die Blätter.

Der Angekommene, ein schlanker, hagerer Mann mit einem blonden Spitz- und Backenbart, setzte sich sogleich zum Tischchen. „Der Pfarrer soll sich den Chorrock selber über den Kopf streifen, wenn er mit seiner Christenlehr' fertig ist!" sagte er. „Unsereins hat jetzt anderweitig zu thun. Der Wirth-Franzel läßt schon die Tanzstuben ausräumen, der Schulmeister den Engelmarsch einüben, der Bader malt ein neues höllisches Feuer; kehr' die Hand um, werden die Weihnachten da sein, und ich hab' noch keinen Adam und keine Eva. Kirchrigler, ich kann dir nit helfen, deine Tochter muß her — nachher will ich den Adam schon auftreiben."

Der Richter hatte es gehört und trommelte mit den

Fingern auf dem Buchdeckel. Er trommelte einen Marsch, und als er ihn ausgetrommelt hatte, schloß er die Finger gemächlich in die Faust hinein und hob ein wenig den Graukopf. „Schneider," sagte er bedachtsam, aber mit einem Tone, der den Direktor nicht allzuviel hoffen ließ, „das Paradeisg'spiel ist in Rechten und Sitten aufgekommen, und ich halt' was d'rauf und ich denk', so lang ich der Gott-Vater bin, wird der Namen Gottes nicht eitel genannt werden bei unserm ehrsamen G'spiel. Der Erzengel Michael hält sich gleichwohl auch brav; über den Lucifer läßt sich gerade auch nichts Uebles sagen, nur thust mir mannigsmal die Zungen ein wenig zu viel hervor. Das darf nit sein, Schneider; der Lucifer ist ein Engel Gottes gewesen, und ist er gleichwohl durch seine Sünd' häßlich geworden, so lese ich doch nirgends in der heiligen Schrift, daß er deswegen die Zungen heraushängen hat lassen. Nachher, Schneider, thust mir auch mit der glühenden Ketten ein wenig zu viel herum, daß man oft sein eigen Wörtel nit versteht. Nur daß ich dir's sag', kannst es dessentwegen halten, wie du willst, machst sonst deine Sach' recht brav. — Ist so weit Alles in der Ordnung, halt — bis auf die Adam und Eva, das aber ist dir ein leichtsinnig Volk! Weißt ja, wie er allfort Halodria treibt, wie er sie halst, wie er gar mit seinen Lippen zu ihrem Mund fährt. Freilich, 's ist so das alt' Herkommen, und man kann's nit ändern, darf's nit ändern, aber meine Tochter geb' ich nit her zu einer Eva."

„Wenn ich aber einen recht sittsamen Adam thät wissen?" bemerkte der Schneider.

„Ist der Adam, wie der will, meine Tochter geb' ich nit her!"

Aber Eine muß doch wohl sein, Nachbar. Und wenn ich auch, so was man sagt, der Spielerhauptmann bin, so kann ich doch hergehen und kann dich anreden: Gott-Vater, jetzt aber gleich auf der Stell erschaff' mir eine Eva!"

Der Dorfrichter lächelte ein wenig, fuhr dann aber gleich wieder ernsthaft fort: „Na, na, Schneider, gescheidterweise; wenn Ein's auch das Hallodriren nit abbringen kann und das Halsen, und was noch so mitgeht, und was die jungen Leut leicht auf zeitlich und ewig verführen kunnt', so läßt sich das Ding doch anders machen. Und so sag' ich dir Eins, wenn ich dir nit Zwei sag': Meine Ada kannst haben als Adam; für eine Eva dazu sorgst du; nachher sollen sie machen all Zwei, was sie wollen."

Jetzt trommelte der Schneider. Und als er eine Weile getrommelt hatte, stand er auf und sagte: „Wie du meinst, Richter. Wenn, da wir's vierzig Jahr' in Zucht und Ehren mitgemacht haben, jetzt das alt' Herkommen auf einmal nit mehr sittsam genug ist, so — — und daß g'rad deine Tochter um so viel besser als wie Andere, daß — — und du glaubst, daß Einer mit so zwei Mädeln als Adam und Eva vor der Leut' Augen Wohlgefallen findet, wenn — — je nu, meinetwegen."

„Schneider," versetzte der Kirchrigler darauf, „verdrießlich darfst mir deswegen nit werden. Einer so heiligen Sach' wegen heben wir keine Feindschaft an, und ob so ein Halterbub der Adam, oder ob's ein Mädel ist, das wird den Leuten just gleich sein."

„Glaub's nit," entgegnete der Schneider, „will aber sehen, ob's geht; ich bin der Spielhauptmann und ich thu', wie ich kann; und Dank dir Gott, daß ich mich auf deine Tochter verlassen kann, so oder so. — Gelobt sei Jesu Christ!"

Der Schneider war fort. Der Dorfrichter schmunzelte ein wenig. So hatte er wohl auch das durchgesetzt, seine Tochter konnte mitspielen und war ungefährdet. Mit sich zufrieden, zwickte er die Augengläser auf die Nase, schlug das Buch auf und sein Auge fiel auf den Vers: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen nach unserm Ebenbilde. Und Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde. Als Mann und Weib erschuf er sie."

Da kam Ada von der Christenlehre heim. Sie war hold und frisch, ein aufblühendes Röslein mitten im Winter. Als sie durch die Stube ging, hatte sie die rechte Hand verborgen unter der Schürze.

„Nu, Mädel, was hat er heut' gesagt?" frug der Alte.

„Zum Kammerfenster thät er mir kommen —"

„Wer, der Pfarrer?"

Der Schreck stieß dem Mädchen schier das Herz ab in diesem Augenblicke. O Gott, sie hatte an ganz jemand Andern gedacht, und sie greinte jetzt über sich selbst, wie Ein's nur so gedankenlos was daherreden kann.

„Nu, weißt es schon," fuhr der Vater fort, „in's Paradeisg'spiel kommst heuer hinein. Richt' dir ein weißes Höselein zusamm'!"

Ada war verwirrt; sie glaubte den Vater nicht ver-

standen zu haben; ein weißes Höselein trug in diesem Spiele doch nur der Adam.

Feigenblätter wachsen nicht im Thale von Wensgau und dem Schauspiel-Direktor selbst lag daran, daß er den Leuten bewies, der liebe Gott sei ein Schneider gewesen und habe gleich die ersten Menschen mit einem neuen, schneeweißen Leinenanzug bedacht.

Dieser Gedanke wurde dargestellt auf der Bühne zu Wensgau.

Die Zeit nahte. In der großen Tanzstube des Wirth-Franzel wurden Proben gehalten; allein der Kirchrigler ging nicht zu den Proben; er wußte seine Rolle auswendig von Wort zu Wort, er war seiner Sache sicher. Er kümmerte sich auch sonst nicht um die Vorbereitungen, nur Ada frug er ein paarmal, wie der Adam gehe. Nun, der ging gut; eine Eva war auch gefunden, und so übten sie sich Tag für Tag an den Paradiesesfreuden und dem Apfelbiß, und dann kam Sanct Michael mit dem flammenden Schwert und trieb sie hinaus von der Bühne und hinein in die Rumpelkammer zu den alten Pferdegeschirren und zum rostigen Eisen.

Der Lucifer-Schneider und der Erzengel-Bader waren unermüdlich thätig. Es galt, neue Dekorationen aufzustellen und neue Costüme zu bereiten. Für Sanct Michael war aus dem Kreisstädtchen eine Feuerwehr-Haube verschrieben worden. Zu einem Schilde wurde ein mächtiger Blechhafendeckel tauglich gemacht, auf welche der Bader mit rother Farbe den

„süßen Namen" malte. Die diesjährige Aufführung sollte besonders glänzend werden.

Der Schulmeister drillte seinen Chor, denn es sollte sowohl Gesang bei offener Szene als Musik in den Zwischenakten sein. Der Adam selbst hatte im Paradiese eine Hymne und zwei Vierzeilige zu singen, und dazu kam ihm Ada's liebliche Stimme wohl zu statten.

Die Tochter des Dorfrichters war ja Kirchensängerin zu Wensgau, und auf ihren holden Tönen glitten an den Sonn- und Feiertagen die gottseligen Gedanken aller Männer und jungen Bursche in den Himmel hinein. Wenn oben gesagt worden ist, wer den Kopf und die Glieder der Gemeinde vorstellte, so muß hier nachgetragen werden, wer ihr Herz war. Und das Herz der Gemeinde, an das sich all das junge Blut herandrängte und von dem aus alles Gute und Zarte kam, war Ada, die Kirchensängerin, die allgeliebte und viel umworbene Tochter des Dorfrichters.

Alex, des Schulmeisters Sohn, hatte drin in der großen Stadt viele Mädchen gesehen, aber keines war ihm in seinen Studien so hinderlich, als Ada von daheim. Es ging mit sonderbaren Dingen zu, in allen Büchern und Schriften, aus denen der strebsame Student mathematisches und technisches Wissen schöpfen wollte, war Ada, die Dorfrichters-Tochter. Er hatte einmal in den Ferien auf dem Chore ihren Gesang mit der Geige begleitet, und seither begleitete seine Seele das Gedenken an sie auf allen Wegen.

Dann hatten sie die Ringlein getauscht und — doch jetzt ist das Christfest da und der Tag zum Paradeisg'spiel, jetzt ist keine Zeit für solche Geschichten.

Schon am Christtage Abends kamen Weiber und Kinder aus den Nachbarorten an und nahmen Herberge in Wensgau bei Bekannten und Verwandten.

Nach dem Segen in der Kirche schleppten die Musikanten Pauken und Trommeln, Baßgeigen und Blech-Instrumente in das Wirthshaus. Wer aber sonst auf den Tanzboden wollte, der wurde zurückgewiesen. Es war die Generalprobe und Adam und Eva spielten in ihrem neuen Costüme.

Der Kirchrigler ging, eine Pfeife rauchend, die Dorfgasse auf und ab. Er wollte zeigen, daß er nicht einmal auf die Generalprobe anstehe, daß der Gott-Vater bereits in sein Fleisch und Blut übergegangen sei. Dann setzte er sich in das Gastzimmer zum Herrn Pfarrer und redete mit vielbedeutendem Kopfnicken davon, wie das wohl was Großes und Ehrendes sei für Wensgau, daß das Gedenken an die ersten Tage und Dinge der Welt alljährlich so würdig begangen werde. — „Das wird Einer nirgends so finden und da mag Einer gehen schon gleich so weit als er will. Und wollten sie das Paradeisg'spiel auch wo anders aufführen, so dürfen sie gar nit, der Bischof erlaubt's nit, gelt? — weil's halt nirgends so schön und feierlich g'halten werden thät, wie da bei uns in Wensgau."

Deß stimmten wohl Alle ein, die an den Tischen herum saßen, und es wurde bis spät in die Nacht hinein vom Paradeisg'spiel gesprochen.

Der andere Tag begann in neuer Erwartung. Der Vormittags-Gottesdienst war kurz und theilnahmslos, der nachmittägige Segen fand gar nicht statt.

Mit lustigem Geschelle kamen Schlitten von den Nach-

bardörfern und von weiter her, und die Gaststuben des Wirthshauses füllten sich, und endlich drängte sich Alles über die Stiege hinauf in den großen Tanzboden.

Der Eintritt war frei. Vor Jahren fiel es einmal dem Krämer Louis ein, man könne ja zum Paradeisg'spiel Eintritt zahlen lassen, das gäbe gewiß eine bedeutende Summe, womit man einen großen Theil der Gemeinde-Auslagen bestreiten könne. Auf diesen Vorschlag entgegnete der Dorfrichter: „Sind wir denn eine Bettelkomödianten-Gemeinde! Das alte, ehrwürdige Herkommen, das Erbe von unsern Vorfahren für Geld verschachern! Das wär' doch ein ewiger Schandfleck für Wensgau! So ein Krämerjud' thät gar den Adam und die Eva im Paradeis verkaufen und den lieben Herrgott noch dazu!"

Der Lucifer-Schneider stieß den Krämer heimlich, daß er still sein möge, und so ist Thür und Thor zum Paradeisg'spiel offen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Vor Allem waren alle Dorfstühle und Bänke versammelt auf dem Tanzboden des Wirth-Franzel. Gegenüber von der Thür ging ein dunkelrother Vorhang nieder, auf welchem verschiedenartige und planlose Flecken und Flicken wohl das Chaos versinnlichen sollten, das vor der Schöpfung herrschte. Durch ein paar Dachfensterchen fiel noch ein wenig Tageslicht, doch waren die zwei Kerzen nicht überflüssig, die vor dem Vorhange brannten und unter der Aufsicht zweier Jungen standen, die mittelst eines weißen Schirmes je nach Bedarf Licht und Schatten auf die Bühne bringen sollten.

Unmittelbar hinter diesen Kindern des Phöbus kamen die Jünger Polyhymnia's — der Schulmeister mit seiner

singenden, klingenden Schaar. Und an diese drängte sich, nach möglichst vortheilhaften Plätzen ringend, das Publikum in Haufen.

Zur selben Stunde noch schleppten drei bereits halb-costümirte Männer eine bauchige Getreide-Windmühle durch den Zuschauerraum und hinter den Vorhang. Kein Mensch wußte, wozu hier dieses Geräthe dienen sollte, nur der alte Schuster Wenz behauptete, die Windmühle brauche der Gott-Vater zum Windmachen, und den Wind zum Wettermachen, und aus dem Wetter entstünde Luft und Wasser und Alles, und nicht das Wort war im Anfange, sondern die Windmühle.

Der Zuschauerraum hatte sich gefüllt und war halb und halb zur Ruhe gekommen; die Leute flüsterten erwartungsvoll oder machten gar heimlich Spässe, oder schwiegen. Der Herr Pfarrer und die Vornehmern aus den Nachbarschaften saßen in der vordersten Bank; die Großen von Wensgau waren noch kaum gesehen worden; ihre Thätigkeit war ja hinter dem Vorhange. Der Kirchrigler war noch gar nicht da, und die Musikanten hatten schon den dritten Marsch gespielt, als er, in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt, durch den Saal schritt. Alles drängte sich, ihm eine Gasse zu machen; Viele grüßten ihn, die Meisten blickten ihn still und ehrfurchtsvoll an; er sah weder nach links noch nach rechts, er fühlte bereits den Gott-Vater in sich, und unter dem eng zusammengezogenen Mantel trug er den langen, weißen Bart und das göttliche Kleid. Er hatte sein Costüme zu Hause, zog sich stets zu Hause an; es schien ihm entwürdigend, bei den Andern in der Garderobe sich vorzubereiten.

Er mußte sich immer und allerorts als ganz und vollständig zeigen, seiner erhabenen Rolle wegen sowohl, als wegen seines Dorfrichteramtes.

Hinter dem Vorhange klingelte es, da schwieg die Musik. Es war lautlose Stille, die Rückwärtigen standen bereits auf den Zehen und dehnten ihre Hälse.

Es klingelte wieder, und der Vorhang schrumpfte zusammen nach aufwärts.

Den Augen der Zuschauer bietet sich nichts Geringeres dar, als der Himmel. Der Hintergrund ist blau und mit Sternen besetzt; vor demselben steht der goldene Thron Gottes, er ist leer, aber drei Kerzen brennen an seinem Fuße. Ganz im Vordergrunde auf Wolkenballen liegen mehrere kleine und erwachsene Engel in Strumpfhosen und mit goldenen Flügeln an den Schultern. Einige schnarchen, Andere erwachen eben, richten sich halb auf und reiben sich die Augen.

„He!" schreit Einer, „heut' ist blauer Montag; wer nit aufstehn will, der bleib' liegen!"

Ein Anderer: „Wenn's der Gott-Vater sieht, so werden wir unsere Fetten kriegen."

Der Erste: „Der Gott-Vater ist heut' nit zu Haus, der ist auf die Stör*) gegangen aus; der ist gegangen die

---

*) Auf die „Stör" gehen — von hausirenden Handwerkern gebraucht, die von Woche zu Woche in die Häuser ihrer Kunden wandern und dort ihre Werkstatt aufschlagen. In der bäuerlichen Bevölkerung der Alpen ist dies fast überall gebräuchlich, und führen auf diese Weise die Handwerker ein förmliches Nomadenleben; jeden Montag gehen sie auf die „Stör" und erst am Samstag kehren sie zurück.

Welt erschaffen und will mit Himmel und Erden noch bis Samstag fertig werden."

Alle erheben sich in toller Freude: „Nachher haben wir nicht vonnöthen, den ganzen Tag zu singen und beten, nachher laßt uns jubiliren und musiziren und hallodriren, und schieben wir geschwind die Wolken zusammen, daß wir einen schönen Tanzboden kriegen, in alle Ewigkeit Amen."

Der Erzengel Lucifer tritt auf mit goldenem Spieß und Schild und schwarzen, fliegenden Haaren; das Antlitz ist scharf und dämonisch, obwohl man hinter der kühnen Malerei das harmlose Gesicht des Schneiders nicht ganz vermißt.

Der Erzengel Lucifer: „Da habt ihr Recht, ihr englischen Brüder, tanzet und spielt und singt lustige Lieder. Wenn ich euer Herr und Gott-Vater wär': alleweil lustig thäten wir sein, gebrat'ne Hendln und den besten Wein und Feigen und Eibeben thät ich euch geben. Aber der alte Herr ist ein Brummbär, der kiefelt alleweil an seinem weißen Bart —"

Und so geht es fort. Lucifer zettelt gegen Gott-Vater eine Empörung an. Als Zwischenspiel kommt ein englisches Knäblein dahergeflattert und erzählt mit geflügelten Worten die Geschichte der Schöpfung und wie „mitten im Paradeis steht ein einschichtiger Mann, der mag sich die Zeit nit vertreiben, eine Ripp' hat er, die er nit brauchen kann, damit thut ihn Gott-Vater beweiben".

Aber der Aufstand wächst, denn Lucifer verspricht auch den Engeln im Himmel dasselbe, was Gott-Vater im Paradiese dem Einschichtigen thut, und da entsteht ein wildes

Gejohle; eine schrille Musik fällt ein und Lucifer setzt sich stolz auf den göttlichen Thron.

In demselben Augenblicke hört man ein dumpfes Donnern, die Lichter am Throne verlöschen und im Hintergrunde zeigt sich im Glanze mit wallendem Haar und Silberbart hoch und hehr — Gott-Vater. Er steht auf Wolken; er ist gehüllt in ein weißes, langes Kleid, sein Haupt strahlt, sein Auge leuchtet, aber er spricht noch kein Wort; langsam erhebt er seine rechte Hand und winkt. Da erwacht von neuem das Donnern — es ist das Rollen der Windmühle; es blitzt, denn die zwei Lichtknaben vor der Bühne fächeln mit ihren Schirmen. Da naht der Erzengel Michael mit dem flammenden Schwerte, dem Hafendeckelschild und der Feuerwehrhaube, und verstößt Lucifer mit seiner aufständigen Schaar aus dem Himmel in die unterste Hölle. Dann setzt sich Gott-Vater auf seinen himmlischen Thron und begrüßt mit tiefer, grollender Stimme, die durch den Bart völlig erstickt wird, seine Getreuen, und verkündet, daß „die Welt fertig mit Sonne, Mond und Stern', und morgen ist Ruhetag, der Tag des Herrn!"

Da singen die Engel im Chor: „Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohn, und dem heiligen Geist im höchsten Thron; Lob und Preis sei der heiligsten Dreifaltigkeit von nun an bis in Ewigkeit!"

Damit schließt der erste Act.

Manch' Knäblein oder altes Weiblein unter den Zuschauern hat während des Spieles vor Rührung geweint, oder wohl auch gekichert über das Treiben der Engel, über so manch' spaßhaftes Wort, das im Himmel gesprochen worden.

Nun sind sie Alle wieder ruhig und in neuer, andächtiger Erwartung. Wieder spielt die Musik, wieder tönt das Klingeln, und wieder schrumpft der Vorhang zusammen nach aufwärts.

Adam steht mitten in den Rosensträuchen des Paradieses. Er hat ein schneeweißes, ziemlich eng anliegendes Beinkleid und ein kurzes Jäckchen an. Das junge Gesicht ist wie Milch und Blut, die blauen Augen lächeln so unschuldig, die dunkeln Locken wallen lose über die Achseln nieder. Es ist ein schöner, herrlicher Jüngling, man merkt es gleich, daß ihn der liebe Gott selbst erschaffen hat als Musterbild für die Tausend und Millionen Andern, die nun nachgemacht werden sollen.

„Das ist die Ada, des Kirchriglers Ada!" flüstert Alles. „Wer wird aber nun die Eva sein?"

Adam singt zuerst, dann spricht er laut mit sich selbst, und nennt die Blumen und Früchte, die um ihn sind, und eine Anzahl Thiere. Man hört verschiedene Vogelstimmen, den Kukuk, die Amsel, die Wachtel, den Finken; man hört aus der Ferne das Bellen der Rehe; man hört das Zischen der Schlangen, das Pfeifen der Habichte; man hört das Säuseln des Windes in den Gebüschen und das Rauschen eines Wässerleins.

Adam treibt Spiele mit den Blumen; er zerknittert ein Maßliebchen, rupft die Blüthenblätter aus und sagt dabei: „Soll ich? soll ich nicht?"

Da theilt sich plötzlich ein Rosenbusch, Gott-Vater steht da und ruft: „Adam, bist du allein, wo ist die Eva dein?"

„Herr, sie schläft dort unter dem Strauch, ich weiß nicht, soll ich sie wecken auf.“

„Wenn sie schläft, so laß sie schlafen, sie wird dir schon noch geben zu schaffen. — Adam, ich bin da als dein Herr und Gott, und daß ich mich überzeug’ von eurer Treu’, so trag’ ich euch auf ein Gebot. Siehst du, dort am Wiesensaum, Adam, steht ein Apfelbaum. Davon müßt ihr kein Aepflein brechen, die Stengel thun stechen, die Frucht ist der Erkenntniß Sam’, der Unschuld Tod und des Lebens Noth, die thät euch schauderlich machen erbrechen.“

Adam verspricht, daß er schon aufpassen werde. Hierauf gibt ihm Gott-Vater noch einige väterliche Lehren, die in diesem Falle eigentlich mehr auf die Dorfjugend im Allgemeinen gemünzt sind, als auf den durchwegs noch harmlosen Adam.

Die Thierstimmen schweigen, man hört wieder den Engelchor und Gott-Vater verschwindet hinter dem Rosenbusch. Nun geht Adam dennoch, die Eva zu wecken; man hört sie flüstern hinter dem Strauch. Der Vorhang fällt, und der Gott-Vater denkt in seinem einsamen Versteck (denn er mag ja hinter den Coulissen mit den übrigen Schauspielern nichts zu thun haben), wie gut es ist, daß es diesmal zwei Mädchen sind, die das Paradies beherrschen.

Da tritt jetzt der Lucifer-Schneider zu ihm, und indem er sich für seine nächste Scene zwei Hörner am Haupte befestigt, sagt er: „Kirchrigler, weil’s schon spät wird und du’s nit gewohnt bist, so lang hinein im Wirthshaus zu bleiben, und du etwa gerne nach Haus gingst, weil dein Weib, hör’ ich, auch nit ganz wohl ist, so spiel’ ich im letzten Act

deinen Auftritt, wenn's dir recht ist; es sind nur ein paar Worte zu sagen, und ich hab' selbunter sonst auch nichts mehr zu thun."

„Ich spiel' meine Rolle, wie's der Brauch," entgegnete der Kirchrigler.

„Deine Tochter thät ich dir nach dem G'spiel schon in's Haus begleiten," sagte der Schneider.

Da sah ihn der Bauer befremdet an: „Was hast denn? Ich spiel' meine Rolle, wie's der Brauch!"

„Rechtschaffen schön, Dorfrichter," versetzte der Spielhauptmann etwas verwirrt, „aber — wenn was sein sollt', weißt, übel aufmessen thu' mir's nit; ich hab' mir einzig nit anders zu helfen gewußt — und das mußt bedenken, ich hab' gethan, wie du's hast haben wollen." Die Hörner saßen fest, es klingelte, der Schneider eilte davon; der Gott-Vater sah ihm nach und schüttelte seinen eisgrauen Kopf.

Der Vorhang zuckt krampfhaft empor, da geht eine Bewegung durch das Publikum. Der Rachen der Hölle hat sich vor ihm aufgethan. Ueberall ist schwarzer Rauch, sind blutrothe Flammen, Drachen, Kröten und andere Unthiere, phantastisch gemalt von dem sehr talentvollen Erzengel-Bader. Mitten in der Hölle steht eine schnaubende Esse und eine glühende Fleischbank mit Haken, Zangen und Messern. Von allen Seiten hört man heulen und zähnklappern, und die Lichtjungen vor der Bühne haben die weißen Schirme gegen rothe verwechselt. Unter fürchterlichen Mißtönen trappelt nun eine Schaar von Teufeln heran, mitten unter dieser der Fürst der Hölle, Lucifer, der sich sofort auf seinen Thron, die glühende Feischbank, setzt. Er sieht ganz anders aus, als weiland

im Himmel; die Farbe seines phantastischen Anzuges ist kohlschwarz und blutroth, um die rollenden Augen ziehen sich ein paar schwarze Ringe, und um das wüste Haar mit den wildragenden Hörnern schlingt sich eine goldene, scharfgezackte Krone. Die linke Hand schleppt eine mächtige Kette, die rechte hält als Scepter eine dreispießige Ofengabel.

Die Teufel umschwärmen seinen Thron und bedrängen ihn, sein im Himmel gegebenes Versprechen zu halten: „Verbrannt sind die Hendln, im höllischen Feuer gebraten, der Wein ist hier auch nit gerathen, 's ist eine viel zu heiße Zeit, und verdorben ist uns alle Lustbarkeit."

„Der Alte, Eisgraue oben ist schuld," entgegnete Lucifer mit rauher, schnaubender Stimme, „aber nur Geduld, Leutchen, nur Geduld; gibt's schon in der Höllen nichts zu lachen, so fahren wir in's Paradeis, dort lebt ein Männlein und ein Weiblein, die sollen uns Unterhaltung machen. — Die Eva ißt die Aepfel gern."

Nun wird der Beschluß gefaßt, das Menschenpaar im Paradiese zu verführen. „Wer kann gut kriechen, hat eine glatte Haut und schmeichelnde Augen?" — „Ich, Herr!" rufen Alle. — „So mag wohl Einer als Schlange taugen. Leicht braucht sich Einer nit viel zu strapazir'n, die Eva läßt sich gern verführ'n."

Zuweilen hüpft ein leichtfüßiger Lustigmacher hervor und gibt Schwänke zum Besten, die sogar zweideutige Anspielungen auf mißliche Gemeindezustände zu Wensgau enthalten. Soll nicht sein das, und der Gott-Vater in seinem Winkel ist sehr ärgerlich darüber. Mit dem Schneider wäre er heute zufrieden, der hütet sich sorglich vor aller Ueber-

treibung. — Ein recht braver Teufel diesmal, sagt er zu sich selbst, aber den Lustigmacher hätt' ich gute Lust davon zu jagen.

In der Hölle wird noch eine Weile Spektakel getrieben. Im Vordergrunde ist ein Teufelchen, das rührt in einem Kessel Schwefel und Pech durcheinander und denkt sich dabei die sieben Todsünden aus. Und wie es sie fertig hat, theilt es dem Höllenfürsten seine Erfindung mit. Lucifer entgegnet: „Deine Erfindung wird werden probirt bei den Menschen auf Erden, und schlägt sie ein, so sollst du in der Höllen mein Minister sein."

Mit einem fürchterlichen Lobgesang auf den Höllenfürsten schließt der Act.

Das Publikum ist sehr befriedigt und Alles, auch der Theil, der die Komödie schon ein dutzendmal mit angesehen, ist gespannt auf den „Ausgang". Die Burschen interessiren sich sehr für die bisher noch räthselhafte Eva; die Mädchen freuen sich auf die Schlange und auf die Apfelgeschichte, und die ältern Männer uud Weiber harren der Szene, wo Gott-Vater im heiligen Zorn den Adam ruft, den Fluch des Elends und des Todes ausspricht, und wo St. Michael kommt und das gefallene Menschenpaar, das nun mit Schrecken die Blößen bemerkt, die es sich gegeben, aus dem Paradiese treibt. Dann kommt zuletzt noch in bildlicher Darstellung das Thal von Wensgau, in welchem die Verstoßenen, Adam und Eva, sich ein Haus bauen — das erste Haus zum Dorfe Wensgau!

Gott-Vater rüstet sich hinter seiner Leinwandblache zur großen Szene. Der göttliche Zorn wird ihm heute nicht

schwer werden, denn nicht allein die Anzüglichkeiten des Lustigmachers haben ihn verstimmt, sondern viel mehr noch ein kleiner Verstoß, den er selbst im Spiele gemacht. Er hatte statt Adam einmal Ada gesagt und dadurch unter den Zuschauern ein Gekicher erweckt; er trug das m wohl durch einige hm! hm! nach — aber es war und blieb fatal, und einem Gott-Vater wie der Kirchrigler'sche sollte so etwas nicht passiren.

Nun kam der Erzengel Michael von der eigentlichen Garderobe auf Gott-Vaters Seite herüber, denn das war die himmlische, von wo aus die Beiden aufzutreten hatten. Der Richter zankte noch mit dem Bader der Feuerwehrhaube wegen, die er nicht für passend fand, als sich der Vorhang aufthat.

Das Paradies mit dem Rosengarten und in der Mitte ein Apfelbaum. Wieder die Thierstimmen und das Wasserrauschen. Adam und Eva treten, sich umschlingend, auf. Die Eva ist eine schöne, schlanke Gestalt in einem zarten, weißen Ueberwurf; ihre Wangen sind blüthenroth, ihre Locken sind blond, und ihre dunklen Augen blicken innig und sehnsuchtsvoll dem Adam in die seinen.

Die Zuschauer sind überrascht — das ist ein ganz fremdes Mädchen, kein Mensch kennt es. Der Gott-Vater guckt wohlgefällig zwischen den Tuchwänden hervor.

Eva steht still und blickt gegen den Apfelbaum. Adam will weiter: „Komm, meine Süße, es singen die Vöglein, wir wollen mit ihnen loben den Herrn!"

„Adam, ein Frühstück hätt' ich gern," entgegnet Eva.

Der Kirchrigler stutzt ein wenig über die schöne, fast männliche Stimme.

Eva fährt fort: „Ei, schau, lieber Mann, wie sind die Aepflein so weiß und roth!"

„O komm' mit mir, es ist ein Verbot! Wer von diesem Baum genießt, der ißt den Tod."

„Das kunnt ich nit glauben auf alle Mittel und Weis'."

„Gott hat's selber gesagt, ihm sei Ehr' und Preis!"

„Aber wenn ich dich bitt', wenn ich dich gar schön bitt', ich weiß, Adam, so versagst mir's nit!"

Der Dorfrichter hinter den Vorhängen spitzt die Ohren und macht immer größere Augen. Das Ding kommt ihm jetzt gar nicht richtig vor.

„Siehst du," fährt Eva fort, „da oben die Schlangen fein, die thut uns ein Aepflein brocken."

„O Eva, liebste Eva mein, so laß dich doch nicht verlocken!"

„Und wenn ich deine liebste Eva bin —" sie blickt den Adam schmachtend an.

Dem Dorfrichter geht es heiß und kalt über den Rücken. „'s wär doch aus der Weis'", murmelt er, „wenn er's richtig thät sein."

„Und wenn du meine liebste Eva bist," sagt Adam, „so laß ich dich nimmer verderben."

Da lispelt die Schlange: „O esset, ihr Kinder, esset die Frucht, ihr werdet deswegen nit sterben."

„Und wenn ich deine liebste Eva bin —" versetzt diese wieder und neigt sich zu Adam, und ihre Lippen berühren die seinen.

„Du Lotter, du schulmeisterischer!“ fährt jetzt der Kirchrigler polternd los, reißt dem Erzengel das rothe Schwert aus der Hand und stürzt mit demselben wüthend auf die Bühne: „Ist mir das eine Art, ihr nichtsnutzig Volk! Auseinander! Ich leid's nit, und eher hau' ich das ganze Paradeisg'spiel zum Teufel!“

Die beiden jungen Leutchen fahren erschrocken in die Rumpelkammer hinein; im Zuschauerraume ist eine mächtige Unruhe, ein Geflüster und Gekicher und bald darauf ein gellendes Gelächter.

„Wart' Schulmeisterbub! Wart', du Himmelherrgotts-Schneider, dir mess' ich's!“ ruft der Erzürnte und poltert den Fliehenden nach. In demselben Augenblicke werden die Lichter ausgeblasen; da stößt der Gott-Vater im Finstern an die Windmühle, an den himmlischen Thron und an die höllische Fleischbank, an alles Mögliche, und die Bedrohten gewinnen Zeit sich in Sicherheit zu bergen.

Die Komödie war aus; sie war noch nicht aus, aber sie war aus. Der Erzengel Michael war um sein Amt gekommen; Gott-Vater selbst hatte die Sache in die Hand genommen, hatte das Menschenpaar vertrieben aus dem Paradiese.

Es war ein unsägliches Gehetz und Gelächter im Dorfe Wensgau. Der Gott-Vater war vernichtet für immerdar, allein dieser Umstand sollte der Herrlichkeit des Dorfrichters nichts anhaben.

Der Kirchrigler hatte in derselben Nacht kein Stündlein geschlafen, und am andern Morgen noch vor dem Frühstück ließ er seine Tochter zu sich bescheiden.

„Hast mir eine saubere Ehr' gemacht gestern!“ fuhr er

sie an; „hast es brav heimlich gehalten, was du für eine Eva sollt'st haben; und das ganz' Dorf, die halb' Welt hat's gestern gesehen, was du für ein leichtsinnig Ding bist — nit so viel (er zeigte auf die Spitze seines Fingernagels), nit so viel besser wie die Andern. — Dirn', ich straf' dich! — Ehr' und Rechtschaffenheit muß sein in meinem Haus, und was unrecht ist geschehen, das soll zu Rechten werden. Heirathen mußt ihn, den Schulmeisterischen!"

„Jesus Maria, Vater!" rief das Mädchen und fiel dem Alten um den Hals, „ich dank' euch zu tausendmal."

„Was," sagte der Alte, einen Schritt zurücktretend, „du willst ihn heirathen, den Bettelstudenten, den Stadtspatzen! — du, die einzige Tochter des Kirchriglers von Wensgau!"

„Aber auch Alex ist mein einziger Sohn," rief die Stimme des Schulmeisters durch die halbgeöffnete Thür herein, und nun kam gar der Schulmeister selbst festtäglich gekleidet nach, und an seiner Seite der Pfarrer und der Schneider. „Mein einziger, Nachbar Kirchrigler," fuhr der Schulmeister fort, „für den ich meinen ganzen spärlichen Erwerb eingesetzt habe, daß er was Rechtes hat lernen können. Gott sei Dank, fleißig ist er gewesen, brav ist er geblieben. Die Studienzeit ist für ihn nun zu Ende; gestern erhielt er das Anstellungs-Dekret als Ingenieur bei der neuen Eisenbahn. Kirchrigler, ich bin hier, daß ich euch für meinen Alex um die Hand eurer Tochter bitte."

War ein Ausweg? Hatten sie es nicht gehört, wie er zu Ada rief: „Heirathen mußt ihn!"? — Zudem wird sein Hans bald vom Militär zurückkehren und Haus und Hof

übernehmen; der bildet sich zuletzt gar was ein auf seine Schwester, die Frau Ingenieurin.

Der Dorfrichter ließ den drei Herren Wein und Brot bringen, aber er sagte nicht Ja.

Er sagte aber auch nicht Nein. Er sagte: „Wollen schon noch reden davon. Daß ich der Sach' nachgerade entgegen wär', dasselb' ist just nit. — Dir, Schneider, aber sag' ich's: Das letztemal ist's g'wesen; das Paradeisg'spiel wird nit mehr aufgeführt!"

„Hi, hi, jetzt erst recht!" lächelte der Lucifer-Schneider und blinzelte auf Ada, die im Winkel stand, die rechte Hand am Busen, und mit glühenden Wangen ein goldenes Ringlein betrachtete.

Der Müller von Falkenbach.



In der alten Mühle.

Das Dorf Falkenbach liegt einsam in einer Alpengegend. Die Häuser sind allzumal mit Stroh gedeckt, nur der Kirchthurm hat einen Hut von Weißblech, seitdem der Blitz in den alten von Schindeln gefahren ist und ihn verbrannt hat. Die kleinen Wirthschaften der Bauern sind weit und zerstreut und die, welche hinter dem Walde liegen, hören es bei weitem nicht mehr, wenn der Schulmeister läutet.

Und doch ist der „Egydistier", wie sie die große Glocke nennen, fernhin zu vernehmen, wenn er zu brummen anhebt, und er ist bekannt und berühmt weit und breit in der Runde! Er hat aber auch allerlei Geheimnißvolles und weiß mehr wie andere Glocken; sagen doch die Birkenhaider drüben an den blauen Bergen, wenn sie ihn hören:

„Heu unter Dach,
Streu unter Fach;
Der Egydistier brummt,
Schlecht Wetter kummt!"

Schlecht Wetter und der Egydistier waren bislang unzertrennlich. Wenn über dem hohen Teufelsstein bleifarbige Wolken brauten und der Donner rollte, gleich brummte unten im Dorfe die Glocke d'rein, und hei! duckte sich das Gewit-

ter zurück hinter die Alpe und getraute sich sobald nicht mehr hervor.

Aber einmal — es war in der Nacht — stiegen auch solche Wolken auf und die Donner rollten dumpf, so daß sie der Schulmeister nicht hörte und nicht zum Glockenstrick lief. Da stieg es oben ganz sachte herüber, immer näher und näher, und die Glocke schwieg noch immer und schlief. Wie nun die heimtückischen Wolken ganz nahe waren, schleuderten sie plötzlich einen Blitz nieder auf den Kirchthurm und der lohte auf wie eine Pechlunte und die Glocke schmolz und floß zur Stiege herab, wo sonst der Schulmeister hinauf kam.

So haben die bösen Wetter ihren Feind, den Egydistier getödtet.

Wohl ließ sich die Gemeinde sofort wieder eine neue Glocke gießen und nannte sie, voll des frommen Gedenkens, wieder den Egydistier, wohl brummte dieser neue gerade so grämig d'rein, wie der alte. Er war auch sorglich eingeweiht worden, er hatte ein neues glänzendes Dach, aber weiß Gott, — die Winde und Wetter scherten sich keinen blauen Teufel um die Glocke. Sie mochte brummen und summen und wackeln wie sie wollte, die Wolken krochen über den Teufelsstein herauf und leerten alle ihre Schleußen und Schlossen über die Felder und Wälder der Gemeinde Falkenbach, so daß oft kein einzig Hälmchen mehr dastand mit einem geraden Gliede.

„Der neue Egydistier ist halt nicht mehr der alte!" meinten die Bauern.

„Und es gibt so viele gehexte Wetter, was sollen wir

denn anfangen, wenn uns der Stier nicht hilft, o du mein Gott!"

„Lug', mir ist's gleich in den Sinn kommen, daß das Vieh nichts nutz ist," sagte die bogenbeinige Wurznerin, die in den Wäldern „Waldrauch" sammelte, Ameiseier grub und das Kräutlein für den Tod suchte. „Ei, ei, ihr wißt es so gut wie ich, daß der Glockengießer, bei dem ihr das Ding habt machen lassen, ein Lutherischer ist; ich wett' drei Pfund Gallwurzeln und ich getrau' mir's wohl zu sagen, daß der gar keine geweihte Glockenspeise gehabt und das Ding mit einer ungeweihten gefüttert hat. He, was ist denn auf der alten — Gott verleih' ihr die Seligkeit! — gestanden?

„O heiliger Egydi,
Bitt' für uns und für's liebe Vieh!"

Das ist d'raufgestanden; auf der neuen aber: Blechheim und Comp., Glockengießer! Sonst kein Sterbenswörtl nicht! Ist das eine christliche Glocke? He!"

„Leider Gott, lautere, traurige Wahrheit, die neue Glocke ist so verdorben, wie draußen die ganze böse Welt!"

Nun wollte es Jeder selbst merken, daß die Glocke einen lutherischen Klang habe und Jeder wunderte sich, daß ihm das nicht gleich anfangs aufgefallen sei.

Jetzt war es aus mit dem guten Ruf der metallenen Krone auf dem Thurme. Nicht mehr ließ der Ackerer den Pflug ruhen, wenn der Schulmeister zum Gebete läutete, nicht mehr zog er die Wollenhaube vom Haupte. Und wenn sie Samstags zum Feierabend rief, wurde ihrer nicht geachtet; und wie sie am Sonntag auch klingen mochte hell und rein, die Bauern hörten nicht auf sie, sie gingen lieber in eine

Nachbarspfarre oder kurzweg in's Wirthshaus. Die Kirchenglocke, sonst tonangebend in der Gemeinde, hatte in Falkenbach keine Stimme mehr.

Nur der Fremde, der die staubige Landstraße herankam, betete noch nach frommer Weise, wenn die Dorfglocke das Ave läutete.

Aber der Fremde wunderte sich auch baß über die verkrüppelten Bäume im Gemeindewald und über die verwahrlosten Felder um Falkenbach.

Und wenn er frug, wie das komme, so entgegneten die Leute:

„Hants, meint ihr, wir bauen euch noch was an? Möcht' wissen, wozu? Daß uns leicht wieder das böse Wetter Alles in den Erdgrundsboden hinein verschlägt? Ein Narr, wer sich da noch rackern wollt'! Was nutzt das Graben und Schinden das ganze geschlagene Jahr! Da legt man sich lieber unter den Baum; verhungern kann Ein's im Schatten auch."

Der Landbote, der nicht selten in das Dorf kommt, hört solche Reden nie, ohne dabei seinen grauen Kopf zu schütteln, aber er trommelt nur an seiner nußbraunen Ledertasche und entgegnet darauf kein einziges Wort. In früheren Zeiten hatte er dann und wann wohl was darauf erwiedert, hatte Rathschläge gegeben, wie man dem Unglücke ausweichen könne, hatte von Hagelversicherungs-Anstalten, von Blitzableitern gesprochen, hatte vor dem „Wetterläuten" gewarnt. Diese Rathschläge haben dem Manne Thatschläge eingebracht; sind beim Wirth die Bauern über diesen Alles besserwissenwollenden Neuerer einmal grimmig worden — haben ihn durchgeprügelt.

Seitdem schüttelt der Alte nur den Kopf zu solchen Reden und trommelt auf seiner nußbraunen Ledertasche.

Von der Teufelsalpe schäumt ein weißes Bächlein gegen das Dorf hinab. Es ist eine wilde Natur dieses Bächlein und läßt sich nicht halten und nicht einzwängen. Aber sonst ist es gut; es hilft der Gemeinde zum täglichen Brot; es mahlt ihr den Hafer, es wässert ihr die Wiese, es thut sonst allerlei Dienste in der Küche und — im Keller. Aber man weiß von diesem Alpenkinde auch zu erzählen, wie wüst und gefährlich es werden kann. Oefter als einmal schon hat es den Damm vor der Dorfwiese gesprengt und diese mit Sand und Steinen schuhtief verschüttet, hat die Brücke fortgerissen und ist sogar schon dem Müller durch das Fenster in die Stube gesprungen.

Der Brückmüller ist ein kritischer Kopf und nicht dumm, der hatte dem Landboten das Bächlein einmal so gedeutet:

„Dieser frische Wildbach da, Alter, ist wie das Bauernvolk. Er ist gut und nütze, hilft der ganzen Welt zum Brot, läßt sich auch einschränken — halt ja, recht tüchtig einschränken. Will man ihm aber Dämme setzen bis in den Himmel hinauf und ihn zu tiefst einzwängen und zwingen — Blitzmarterkreuz! Da braust er auf, bricht die Wänd' und Wehren, stürzt hinaus und macht aus der Welt eine Wüste und zerreißt die Brücke zwischen Menschheit und Glück!"

„Wenn der Meister Josef nur nicht so hochgelehrt reden thät'," entgegnete der Landbote darauf, „das Zeug kommt doch nicht von dem Meister selbst, das hat der Meister von seinem Mühlburschen."

„Nu, nu, als ob just Der die Gelehrtheit mit dem Kochlöffel g'essen hätt'! Wohl wahr, zu Zeiten trifft er's, wie die blinde Henne ein Haferkorn, aber zumeist pufft er auch in's Blaue. Laßt euch bei mir ein Stück Brot schmecken, Landbot'! Kommt wohl etwas oft in's Dorf, was? Thäten just nicht schicken um euch und euere sauberen Zeitungen, aus denen ihr uns eine Narrenkappe biegen wollt. Und nach eueren angekritzelten Papieren vom Bezirksgericht schicken wir schon gar nicht. Nu, gegen euere Person hat kein Mensch was, aber euere Wische, die dürft ihr in den Mühlbach werfen. Kann das Zeug einmal nicht leiden, und wenn ich wissen thät, daß mein Zwilchkittel da seiner Tag in der Papiermühl' zu Bögen für euere Steuerbögen und Zeitungen gestampft würde, gleich den Augenblick thät ich ihn zu Asche verbrennen! Euere Federfuchser in der Stadt, mein' ich, dürften's einmal einsehen, daß bei uns zu Land nichts zu holen. Aber nicht genug an dem Beutelmehl, das wir ihnen abgeben, derweilen wir selbst an der Klei' kauen, messen sie jetzt noch unsere Steinfelder ab und bringen Felsen, auf denen seit Weltschöpfung noch kein Körnlein gewachsen, auf Steuern! Die Reh' und Hasen lassen sie an unserem Kohl und Getreide sich mästen, und wenn sie fett, schießen sie uns die Thiere vor der Nase weg. Und wenn sie gar bei Unsereinem einen Schießprügel sehen, gleich kann man in's Zuchthaus, oder sie stecken Einen gar in den blauen Rock und lassen Einem den Schießprügel zum Leutumbringen, weil die Hasen verboten sind."

„Und bis Einem Hand oder Fuß abgehauen ist," eiferte der Müller weiter, „mag man heimgehen und

sich das Brot aus den Steinen nagen! So treiben sie's mit uns, diese Kreuzsakramenter! Allmitsamm' möcht' ich sie unter meinen Mühlsteinen haben! G'segn' euch's Gott, Landbot', und laßt euch's schmecken — ist ohnehin der letzte Laib. Die Mühl' steht. Na, reden wir was Gescheidteres — wie geht's euerem Fritz? wohlauf?"

„Dank der Nachfrag', Meister, auf's nächste Jahr kommt er in die Kutte."

„Du meine Zeit, wie doch die Weil' vergeht!" Darauf der Müller, „mein' ich doch, 's ist nur so ein Jährchen her, daß euer Kleiner mit euch in der Mühl' war. Muß noch oft lachen, wenn ich denk', wie meine Kundl, zur Zeit noch ein kindisch' Mädl, ihren Schuh in den Mühlbach wirft und ihn euer Bub, flink wie der Wind, herausholt. Zehn Jahr, sagt ihr, seitdem? — Hört aber, Landbot', ihr hättet auch was Gescheidteres thun dürfen, als aus euerem Sohn einen Schwarzen backen zu lassen. Oh, das wissen wir schon, wo diese Herren hinaus wollen, die uns herumziehen wie einen Bären, der einen Ring in der Schnauze hat. Wir sollen sie fett machen und sie verschreiben uns dafür den Himmel. Aber in ihren Himmel wollen wir just nicht und in die Höll' finden wir auch ohne sie. Ihr meint, Landbot', weil man sagt, dem Pfarrer ist der Bettelstab verbrannt? Oh, das nicht, Alter, das nicht! Es klopft eine andere Zeit an die Thür! Wir lassen uns das Vieh nimmer aus dem Stall und uns am Strick führen, und das gemästete Huhn braten wir uns selber. Ho, es gibt noch Leut' in der Gemeinde und eh' Einer von uns verhungert, eh' — — mit euch wird's auch aus, Landbot'! Und jetzt kommt's gut heim!"

Der Müller war fort und hatte die schwere Stubenthür heftig hinter sich zugeschlagen. Der alte Bote griff kopfschüttelnd nach Hut und Stock; er kannte den Meister Joseph schon lange, sprach gerne bei ihm zu, aber so hatte er ihn noch nie gesehen.

*
* *

Es war, als ob der Teufel in Falkenbach sein Nest gebaut hätte. Es wollte, so weit die Pfarre reichte, nichts Rechtes verfangen und gedeihen. Bürden, Mißwachs, Seuche, Zwist allüberall, so weit man nur den Egydistier brummen hörte.

Jungfrau Kunigunde, die alte Wurznerin, behauptete, es müsse einmal am Charfreitag Einer in Schuhen von Menschenhaut um die Gemeinde gegangen sein — und das sperrt alles Glück und Heil von außen ab. Daß das Glück, wie der Pfarrer gerne sagte, von Oben komme, das wollten die guten Leute gar nicht mehr glauben — kam nicht das böse Wetter und der Hagel von „Oben"?

Aber die ehrsame Kunigunde, die unter den geheimnißreichen Wurzeln und wunderhältigen Kräutern alt geworden war, gab — wie sich's ziemt — die Hoffnung nicht auf. So wie sie allweg das Kräutlein „für den Tod" gesucht hatte, so forschte sie nunmehr nach der Wurzel für (gegen) das Unglück — wohl, wohl, es gibt für Alles ein Mittel!

Die ehrsame Kunigunde gründete — es blieb aber geheim — mit anderen, ebenfalls sehr ehrwürdigen Frauen einen Rettungsverein, genannt: „Der Walpurgiskranz." Da kamen sie — der Tausend, man sollt's nicht verrathen — in

den Vollmondnächten in der Hütte der Wurznerin zusammen und beteten und thaten große Dinge!

Unter diesen Matronen war auch die Brückmüllerin, die ein gar schweres Herzleid hatte, nicht blos der Gemeinde wegen, insonderheit, weil ihr Mann so gottlos schlecht war.

Da wird von der Müllerin und von einer solchen Vollmondnacht eine Geschichte erzählt, die, zumalen sie kaum wahr, wohl verdient in die Legende der Heiligen eingereiht zu werden.

Nach langen Bußübungen und Beschwören kam endlich über Kunigunde die Erleuchtung, was zu thun sei, um das Heil der Gemeinde Falkenbach zu retten. Ein Leichtes war's just nicht. Die ganze Umgrenzung der Pfarre sollte mit Frauenthränen, welche für die armen Seelen des Fegfeuers vergossen sein mußten, besprengt werden; und unter dieser Bedingung weiche der verhängnißvolle Bann. Sofort einigte sich der löbliche Verein „Walpurgiskranz" zu einer Weinstunde — heißt das, zu einer Stunde des Weinens für die armen Seelen.

Der bestimmte Abend war gekommen; die Vereinsmitglieder erschienen in Vollzahl. Nachdem alle eine entsprechende Stärkung zu sich genommen hatten, begann Kunigunde aus einem alten Buche laut vorzulesen. Das alte Buch hatte einen backsteinrothen Schnitt und brachte eine geschichtlich geographische Beschreibung des Fegfeuers nebst Sitten und Gebräuchen in ausführlicher Weise. Unter Anderem war auch eine beliebte Methode angeführt, wie die Teufel arme Seelen martern. Diese werden nämlich mit siedendem Pech über-

strichen, bei den Füßen über das Feuer gehängt, gebraten und eingeräuchert.

Mehrere Mitglieder begannen bereits bei dieser Darlegung zu schluchzen und hielten sich sofort die dazu bestimmten Gefäße an die Wangen. Als nun die Vorleserin, welcher selbst schon reichliche Tropfen in das Tonschüsselchen niederrieselten, gar der dahingeschiedenen Verwandten und Bekannten gedachte, die in solch' unbeschreiblichen Peinen endlos um Erlösung flehen, da war das Schluchzen allgemein und auch der Jubel, so oft ein Tropfen in die Kanne fiel.

Auch die Brückmüllerin schluchzte, aber — weiß Gott — um Alles in der Welt kamen ihr keine Thränen. Wohl hielt sie sich ein Rosmarinölfläschchen unter die Nase, wohl dachte sie sich außerordentlich lebhaft in die Qualen der leidenden Seelen im Fegfeuer hinein; es war vergebens, es kamen keine Thränen.

Wie sie nun noch so beisammen waren, flog plötzlich die Thür auf und hereinstürzte der Brückmüller.

„Du Hexe!" schrie er, faßte sein Weib und gab ihr Ohrfeigen mitten im heiligen Kreise.

Und, wunderbar! jetzt flossen ihr der Zähren viele über die Wangen — gar dicht und echt — aber sie fielen hin auf den schmutzigen Boden und waren verloren.

So soll das Erlösungswerk in der Hütte der Wurznerin geendet haben und so hat man's noch lange hernach in lustigen Kreisen erzählt.

*

* *

Wenn der Pfarrer auf der Kanzel stand, um die Gemeinde an den Zehent und die Seelsorgerpfennige zu mahnen, und daß man auch heilige Messen bestellen soll — Gott erbarm', da predigte er immer leeren Stühlen.

Mit dem Zehent war man dem alten Herrn schon lange ausgeblieben, wollte man ja gar schon die Todten ohne Segen und Glockenklang und Trauermesse in die Erde stecken, weil, wie sie sagten, der Pfarrer für Alles Geld haben wollte.

Der Landbote brachte die Zeitung in das Dorf und der Müllerbursche Albin las sie immer Sonntags im Wirthshause vor. Albin wußte auch sonst Manches zu erzählen; er war noch nicht lange im Dorfe, er kam vom „Reich" herein und brachte viel Neues und Seltsames in Arbeit und Sitte mit sich in die Gegend. Die Bauernburschen hörten ihm gerne zu, wenn er sprach und erzählte. Und Albin sprach gar schön, völlig wie ein Studirter, und die Leute freute es, daß er, der Erfahrene, Weitgereiste, so mit ihnen redete. Indeß, Alle waren ihm nicht gewogen; da war zunächst sein eigener Meister, der ihn, trotz seiner tüchtigen, redlichen Arbeit nicht leiden konnte. Meister Joseph wurde immer wild, wenn Albin von den neuen, landwirthschaftlichen Methoden sprach, wie sie aus England und Amerika herübergekommen, im „Reiche" schon überall gang und gäbe seien.

Aber noch wilder würde Meister Joseph, wenn er dahinter käme, daß Albin, der altkluge Bursche von draußen, sein Töchterlein, die Kundl — doch, er kommt sobald nicht dahinter.

Es ist aber so und ich kann's nicht länger verschwei-

gen. Albin hat die Kundl lieb. Und die Kundl ist das lustigste, frischeste, flinkeste Mädchen im Dorfe; die hört man allweg schon um zehn Minuten früher, als man ihr begegnet — sie singt in einemfort, sie weiß alle Lieder und Almer, sie kennt alle Spottnamen und gar, wenn sie mit Jemandem zankt, da ist kein Mühlstein ihres Vaters so scharf als ihr Maulchen. Sie ist ein Engelchen, ein Teufelchen, ist beides, sie ist ein gutes, böses, liebes, loses Mägdelein. Auf jeden Menschen war Kundl böse und Jedem that sie, wenn sie konnte, heimlich Gutes; auf Albin war sie schon gar bitter boshaft — deswegen war, was sie ihm heimlich that, just keine Unbill.

Albin war ein fremder, heimatsloser Mensch, Kundl hatte ein Vaterhaus; Albin hatte eine ausländische Lebensweise inne, Kundl hatte die heimische; Albin wußte viel Neues, Kundl haßte das Alte.

Einmal, beim Klappern der Räder war's, da küßten sie sich den Staub von dem Munde. Das letzte Stäubchen war noch nicht alle, als der Müllermeister mit dem Radhebel vor ihnen stand. Aber der Alte that, als ob er nichts gemerkt hätte und sagte nur so hin: „Nu, werden die neuen Mühlsteine gut mahlen?"

„Mein' es schon," stotterte Albin, dann blickte er den Meister eine Weile an und rief: „Thut nicht so, ihr habt's ja gesehen, und jetzt mach' ich den Mund auf zu rechter Zeit und bitt' euch um eurer Tochter Hand!"

„Ei schau, das ist hitzig," schmunzelte der Müller, „Albin, ich sag' dir nur Eins, wenn die Räder so heiß werden, gehört ein Eimer Wasser auf die Kämpe. Halt du

um deine sauberen Zeitungen an und halt Hochzeit mit den amerikanischen Pflügen; ich und mein Kind bleiben die Alten. Schau an die Mühl' da; vor mehr denn hundert Jahren hat sie mein Urahn gebaut und hat dazu hundertjährige Waldstämme genommen; das hält noch wacker zusammen. Und schau dir auch des Baders Scheune d'rüben an; vor zwölf Jahren ist sie gezimmert worden aus jungem Holze, heut' knicken die Wände ein und die ganz' Baracken steht auf Spreitzen. So steht das Alte und so steht das Neue, und so steh' ich und so stehst du. Jetzt hab' ich geantwortet."

Kundl hüpfte lustig davon. Albin trug seinen Hafersack auf den Steinboden und dachte: Aber wir, die Jungen, werden länger halten als du, alter Gotteslästerer. Meinen Grundsätzen entsage ich nicht und Kundl ist an diesen finsteren Winkel nicht geschmiedet — ich führe sie mit in's Land hinaus!

Das Dorf sprach bereits von einer Hochzeit auf der Brückmühle, aber der Pfarrer legte sanft die Faust auf sein Tischeck und rief: „Daraus wird nichts, dieser Müllerbursche ist ein Lutherischer! So 'ne Eh' ging gerad' noch ab zu euerem Sündenleben, ihr Heiden!" Der alte Herr sagte desgleichen auch einmal auf der Kanzel. Er sah wohl ein, daß es nun Zeit sei, für seine Schäflein und ihr Seelenheil einen entscheidenden Schritt zu thun. Es blieben gar auch alle Kirchengelder aus.

* * *

Am Pfingstsamstag um die Vesperzeit war es.

Da gingen vier Männer in braunen, langen Röcken und breiten Filzhüten durch das Dorf. Sie stützten sich auf lange Stöcke, die aussahen wie Pilgerstäbe, sie schienen einen weiten Weg zu kommen. Sie sahen ehrwürdig aus.

Die Bauern, die vor ihren Häusern mit Holzspalten oder in den offenen Zeughütten beschäftigt waren, ließen von ihrer Arbeit ab und sahen auf die fremden Männer hin.

„Wie kommen mir denn Die vor?" sagte ein alter Knecht, „da schauen sie so ganz wildfremd aus und grüßen Einen doch schon von ferne."

„Ist mir auch aufgefallen," versetzte der Schuster Simon, „und wie Jeder unter'm Hut eine Glatze hat und dabei sind sie doch Milchbärte. Dann schauen sie auch alleweil so zu Boden; man weiß nicht, wo man diese Leut' hinthun soll."

„Werden schon von ihnen hören," sagte Albin, der eben mit einer Mehlbutte des Weges kam. „Seht, dort gehen sie gegen die Kirche hinauf, dort kommt ihnen der Pfarrer entgegen."

„Am Ende sind es Priester," riefen Mehrere.

„Wollen etwa gar dableiben und uns ihre Messen verkaufen und uns auf der Kanzel Geschichten erzählen, die sie selber nicht wissen."

„Aber zum Hagelstern hinein! Da kommen sie bei uns an die Unrechten!"

„O, die sind euch überlegen," sagte Albin, „in wenigen Tagen werdet ihr anders reden!"

Er schupfte sich die Butte zurecht und ging seiner Wege.

Auch die Mädchen, die am Brunnen standen, hatten ihre Meinungen über die seltsamen Männer, die durch das Dorf zogen.

„Hab' doch bei meiner Treu' noch keine solchen Gewänder gesehen!" lispelte die Eine.

„Das sind keine rechten Bauern und keine rechten Herren — und erst gar die garstigen Hüte!"

„Sie haben gar bleiche Gesichter und werden halt die Sonne nicht leiden mögen."

„Der dort, der Hintere, der alleweil schaut was kriecht, ist gar nicht so uneben; er schaut aus, wie wenn ihm der Bart just käm'."

„Warum sie aber gerade uns nicht grüßen! Dort oben haben sie nichts, als die Hüte geschwenkt."

„Werden uns doch wohl nicht übersehen! Kundl, schütt' geschwind dein Kübel Wasser in den Trog zurück."

Kundl that es, das Wasser rauschte, aber die vier Männer gingen vorüber und blickten nicht auf.

Als sie schon um die Kirche, gegen den Pfarrhof gebogen hatten, fiel es der Kundl ein: „Wie wir aber doch ungeschickt sind und Keinem die Hand geküßt haben! Gewiß und wahrhaftig, das sind die frommen Geistlichen gewesen, von denen meine Mutter gesagt hat, daß sie heute kommen. Ja, lachet nur, das sind gar heilige Leut' und gehen in der bösen Welt herum wie die Apostel und thun nichts als Menschen bekehren. Jeder hat seinen Engel bei sich, sagt meine Mutter, und der Engel bringt Jedem die Speis' vom Himmel. Deswegen nehmen sie von den Menschen nichts als Wasser und Brot und tragen ein härenes Hemd, und in

den Schuhen haben sie Sand und schlafen thun sie auf der steinharten Erde — die Tollpatschen, die närrischen!"

Ueber diese Worte lachten die anderen Mädchen auf und riefen: „Kundl, wenn dich der Albin so predigen hört!"

„So muß er still sein, bis ich Amen sag' und nachher wird wieder gesungen!"

In diesem Augenblicke erklangen am Thurme alle Glocken. Die Männer warfen ihre Werkzeuge in die Winkel und johlten wüst davon. Die wenigen Frommgläubigen zogen barhaupt zur Kirche und sagten unter einander: „Gott sei Dank, jetzt bleiben sie da und predigen und weihen die Glocken ein — es ist die heilige Gnadenzeit!"

Die vier Männer, welche durch das Dorf gegangen, waren Priester aus der Gesellschaft Jesu.

Die Mission.

Kein Fest im ganzen Jahre, das in der Welt so schön gefeiert wird, als das Pfingstfest. Zu diesem öffnet selbst die Erde ihren Festschrank und all ihre Schmuckkästchen, zu diesem holt sie ihr allerschönstes Feierkleid hervor. In einen blumigen, duftigen Schleier hüllt sie ihre Glieder, mit frischen Kränzen umwebt sie ihr Haupt, wallende Silberbänder schlingt sie um ihren Leib — so steht sie da, eine jungfräuliche Braut. Und ihr Bräutigam steht an ihrer Seite, blickt sie an mit Wohlgefallen, zieht sie an sein Herz und küßt sie mit dem Liebeshauche des Lebens. Ihr Bräutigam ist Gott. — Und die Fischlein tanzen lustig in den klaren Wellen

und die Vögelein auf den Bäumen musiziren wunderhold, und kein Würmlein ist stumm und kein Fischlein ist taub, und kein Sandkörnlein und kein Wassertröpflein todt. Zu Luftschiffen mit weißleuchtenden Segeln werden die Wölkelein; sie schaukeln vom Himmel herab und der Erde zu, beladen mit Gottessegen. Die Sonne, die ewige, die stille Herrscherin der Himmel, lodert auf in ihrer hellsten, heiligsten Opferflamme und allüberall steht's geschrieben: Friede, Freude zum Hochzeitsfeste mit Gott!

Und der Mensch? —

Die Dorfkirche zu Falkenbach ist voll von Menschen. Sie hat ihre Fenster verhüllt mit schwarzen Tüchern, sie hat ihr Altarbild verdeckt, sie hat über dem Tabernakel einen aus rohem Holze gezimmerten Kreuzpfahl aufgepflanzt. Sechs Kerzen flackern an dem Altare mit düsterem Schein, und zwischen denselben steht die hostielose Monstranze. „Die Hostie ist fortgezogen, durchbohrt mit dem zweifachen Sündenschwerte der Menschen, ein gemordeter Heiland. Gott ist nicht mehr unter der Gemeinde."

Mitten in der Kirche ist ein Sarkophag aufgerichtet, und nieder von dem Schiffe, wo sonst um diese Zeit die weiße, fliegende Taube als Sinnbild des heiligen Geistes schwebt, baumelt heute ein fahler, grinsender Todtenschädel. An den Nebenaltären sind Beichtstühle aufgerichtet und über jedem derselben stehen auf schwarzen Tafeln die Worte: „Rette deine Seele!" Auch die Kanzel ist dunkelfarbig ausgeschlagen, und über ihr ist der Satz: „Uns hat Jesus Christus zu euch gesendet!" —

In der Gemeinde Falkenbach hat die Mission begon-

nen. Aus Nah und Ferne sind Menschen herbeigeströmt zum Pfingstfeste, damit sie die Wundermänner schauten, die da gesandt sind von Jesus Christus.

Darum ist die düstere Kirche so vollgepfroft von Menschen, und alle horchen athemeinhaltend dem Prediger zu, der auf der Kanzel steht und ein Kruzifix in den zitternden Händen hält. Vielen klopft das Herz gar unruhig bei den schweren, seltsamen Worten, die der Priester hindonnert über die tausend Menschen, der Sünde Fluch, des Gerichtes Ankunft verkündend.

Viele haben freilich ihre eigenen Gedanken; das sind sicher die Falschen! meinen sie, nicht einmal einen Chorrock hat er an, rabenschwarz steht er auf dem Predigtstuhl!

Auf dem Platze vor der Kirche sind Buden aufgerichtet und weiße Blachen darüber gespannt. Dort werden verkauft um billiges Geld Missionsgebete, Missionslieder, Amulette, Rosenkränze und Schnaps.

Einer der vier Missionäre geht demüthig über den Platz. Alles weicht ihm ehrerbietig oder scheu aus; nur Einer bleibt stehen, wo er steht, hält die Hände über den Rücken geschlagen, macht keinen Hutrücker, starrt finster auf den nahenden Priester. Er wollte ihm den Weg vertreten, allein der Geistliche wendet sich langsam, und den Blick zur Erde geschlagen, wandelt er demüthig weiter.

Der kecke, starre Mann war der Brückmüller.

Als hierauf zum Hochamte geläutet wurde, eilte er fluchend durch die Dorfgasse hinab zum Wirthshause, polterte zur Thür hinein und verlangte brummend einen Krug Most.

Das Wirthshaus war nicht leerer als die Kirche, und wenn in der Kirche Einer schrie und eiferte, so schrieen und eiferten hier Alle laut und wild durcheinander. Nur Einer schwieg und hörte den Lärm tiefsinnig zu. Und wenn sie dort dem lieben Gott ihre „Vaterunser" auf den Rosenkränzen vorrechneten, so zählten sie hier ihre Lumpereien an den Mostkrügen ab.

Jetzt trat der Schuster Simon mit seiner schwarzen, beschilderten Tuchmütze in die Stube und hielt triumphirend einen Bund Rosenkränze empor.

„Kaufet, kaufet schöne Jerusalemer Rosenkränze!" machte er im Marktschreiertone, „an jeder Korall' hängt frischer, hundertjähriger Ablaß allerlei, und am Glaubengottvater noch ein vollkommener dabei! Der wird für die armen Seelen wohl taugen, insonderheit gar gut für Hühneraugen!"

Der Mann hüpfte umher, schwang die Beine mit den hohen Stiefeln, und reckte und bückte sich, daß man glaubte, es müsse das bepechte Beinkleid bersten. Dabei grinste sein etwas fahles Gesicht, und so fuhr er mit scharfer, dünner Stimme fort:

„Auch Amulete, meine Herrschaften, Amulete hab' ich da, sind gegen Teufelei, gegen Hexerei und andere Eier! Wer sothanes Amulet an dem Hals thut tragen, dem kann kein Unglück widerfahren zu Wasser und zu Land, in Feuer und Brand, und dem auch kein' Schaden thut der Krieg und die Pest und der Handelsjud. Und das liebe Vieh im Stall und auf der Weid' allzumal wird durch diese Amuleten bewahrt allen Nöthen und nicht bissen von den Kröten! Item, so man Besagtes den Kindbetterinnen auf die Brust

thut legen, werden sie ohne Schmerzen entbinden von Leibessegen, und so das Amulet bei Mädchen thut liegen, werden sie keine Sommersprossen kriegen!"

Wie sie Alle lachten, in die Hände klatschten und sich toll geberdeten!

Der Schuster wischte mit dem Rockärmel seine kleberigen Haare aus der Stirne und fuhr fort: „Ja ja, da steht es schwarz auf weiß, dem Teufel zum Spott, seiner Base zum Preis. Gehet in euch und lasset ab vom Erdenschwindel! Thuet Buße, geliebteste Brüder — faules Gesindel! Die Welt fällt zusammen meine Herren und Damen! wer's nicht glaubt, den hole der Teufel, Amen!"

Ein kreischendes Lachen und Johlen, der Bußprediger mußte aus jedem Kruge trinken.

Plötzlich flatterten draußen an den Fenstern der Gaststube rothe Fahnen vorüber; die Prozession zog aus der Kirche, und zu hundert Stimmen erklang in dem sonnigen Junitage das Kirchenlied:

„Das glaub' ich, das hoff' ich,
Dem leb' ich, dem sterb' ich;
Mein einziger Trost
Ist Jesus mein Gott!"

Da erhoben die Zecher ihre Stimmen und johlten drein:

„Das glaub' ich, das hoff' ich,
Den beutl' ich, den schopf' ich;
Mein einziger Trost
Ist der Wein und der Most!"

Bei all dem saß Albin der Müllerbursche in der Ecke stumm vor seinem Kruge. Er war schier eingehüllt von

dem dichten Tabaksqualm, der in der wüstbewegten Stube dampfte.

„Junge, Junge!“ schrie ihm der Brückmüller zu, „hast heut' kein Wasser auf der Mühl'? Heut' kein Kapitel von der Volkswirthschaft, keine neue Maschine aus Amerika? Schreist sonst auch gern mit; spuckt dir heut' kein Unsinn im Kopf? Bist lahmleidi worden? Bereitest dich leicht zu einer Generalbeicht vor?“

Neues Lachen, und der Meister Josef lachte am unbändigsten; die Bemerkung von der Generalbeicht war ihm so ungeheuer witzig.

Albin erhob sich, zahlte seinen Krug und verließ die wüste Schenke.

Oben an der Felswand, wo sich das Bächlein über die Währ' stürzt, blieb der Bursche stehen und lehnte sich an einen Pfeiler.

— Mein Glück zermalmen die Mühlsteine. Fortziehen? Dableiben? Nein, unter solchen Menschen ist nicht zu leben. Auf der einen Seite gottloser Frevel, rohe Glaubenslosigkeit; auf der anderen scheußlicher Aberglaube, schmählicher Fanatismus. — Nächstenliebe, Bildung, Gesetz, ja alles Bessere wird von diesen Menschen in den Koth gestampft. Oh, was verdient eine solche Gemeinde auch sonst, als Unheil überall und — die Jesuiten. Die Jesuiten haben hier noch gefehlt! — Aber unter der Spreu ist ein reines Körnlein, unter der vielen Kleie wohl auch einmal ein mildes, schneeweißes Stäubchen. Kundl, du, du allein. Und du sollst leben hier, bis zu deinem letzten Tag! Dein Vater ein Atheist, deine Mutter eine Betschwester. Wie kannst du nur so gut

geworden sein! Ja, du bist es aus dir selbst geworden, wie eine Blume, wie ein Veilchen erblühen kann zwischen Wolfsmilchkraut und Klatschrose. Aber verwelken, verderben und zusammenbrechen wirst du in einer solchen Wüste vor der Zeit, geliebtes Blümlein. — Dir, du klares Bächlein, kann ich's klagen. O sag', was soll ich thun? Soll ich es machen, wie du? Auch dich führt dein Weg in diese Menschenwüste, wie mich der meine. Du dienest der Gemeinde; doch gefangen halten lässest du dich hier nicht, da schwillst du an und nimmst mit dir fort, was du willst, und ziehst mit deiner Beute hinaus in die Welt. Bächlein, ich folge deinem Wink, ich folge dir. Der Himmel hat mich ja doch nur in diese Gegend verschlagen, damit ich das Veilchen rette und in einen milderen Garten verpflanze. Ich will Kundl einführen in ein glücklicheres Leben; und wenn ich sie rauben müßte, so wär's keine Sünde, könnte keine sein; sie hat mich lieb. —

So waren die Gedanken des Jünglings, der am Pfeiler lehnte. —

Zu Mittag gab es beim Brückmüller guten Tisch, das war am Festtage ja altherkömmlich, und in dem Altherkömmlichen ließ sich der Meister Josef nicht spotten. Auch der Landbote war bei Tische. Er war mit seinem Fritz, der für die Pfingsttage Vakanzen hatte, nach Falkenbach gekommen. Der Studiosus war im Pfarrhause zu Tische geladen und speiste mit den Missionären.

Darüber machte der Brückmüller die verschiedensten Bemerkungen, und mit jedem Bissen mußte der Landbote auch so was Stechendes hinabschlucken, so daß es dem guten Mann schon in der Gurgel zu drücken begann und er dem

alten Lästerer gerne was sehr Herbes gesagt hätte, wenn nicht gerade der heilige Festtag gewesen wäre.

Die Müllerin und die Uebrigen, die heute in der Kirche gewesen waren, wußten bei Tische allerhand wunderbare Dinge zu erzählen. Sie wußten es wohl, warum heute am Pfingsttage die Kirche so traurig, wie zu einer Todtenfeier aufgeputzt war — weil die ganze Gemeinde Falkenbach todt im Glauben und in der Seele! Der Pater habe das ja auch in seiner Predigt so eingeführt, und darauf habe Alles gar sehr geweint. Die Missionäre seien aber wahre Heilige und sähen gotteswahrhaftig aus, wie die leibhaften Apostel.

Die Müllerin hatte vor dem Essen ihren Mägden in der Küche noch was ganz Besonderes anvertraut; sie hatte nämlich in der Kirche ganz genau und deutlich gesehen, wie dem Prediger eine schneeweiße Taube auf der Achsel gesessen und ihm etwas in's Ohr geschnäbelt hatte. „Und diese Taube ist der heilige Geist gewesen, und der heilige Geist hat dem frommen Mann die ganze Predigt, Wort für Wort eingesagt.“ — Bei Tische aber schwieg sie davon und bemerkte nur, daß man, als der Pater das Hochamt hielt, um seinen Kopf einen Heiligenschein gesehen habe.

„Ja, ja, Heiligenschein, Scheinheiliger!“ fiel der Meister seiner Ehehälfte in's Wort, „hatscht nur gleich wieder in die Kirch', ihr verrückten Weibsleute, und laßt euch heilig sprechen; heut' ist Sonntag, heut' habt ihr Zeit zum Seligwerden. Wer mir aber an den Werktagen da in die Komödie hinaufläuft, dem hau' ich den Kürbis ein! Dir auch, Alte! Habt ihr mich jetzt verstanden?“

Albin und Kundl hatten bei all dem kein Wort verloren.

Nach dem Essen ging das Mädchen in die Küche und der Bursche mit einem Buche hinter die Mühle hinaus. Dort ließ er sich nieder im wohligen Schatten. — Er hörte das eintönige Wasserrauschen und das leise Säuseln des Maihauches in den Bäumen, und da tänzelten vom Kirschbaume weiße Blüthen nieder und fielen auf seine Wangen.

Hier ließ es sich so gut denken und träumen.

Ueber des Pfarrers Kornfeld wandelten zwei Männer. Man konnte sie vom Kirschbaume aus, unter welchem Albin ruhte, recht gut sehen. Beide Männer waren in schwarzer Bekleidung des Priesters; der eine war im Talare, der andere im Knierocke. Nach ihren lebhaften Handbewegungen mußten sie ein eifriges Gespräch führen.

Albin sah ihnen zu.

Jetzt legte der Eine die Hand auf die Brust und erhob sie dann wie zu einem Schwure. Der Andere im Knierocke zerriß heftig ein Papier, überließ dessen Stücke dem Winde und eilte davon wie flüchtig zur Landstraße hinab und fort gegen den Wald hinaus.

Der im Talare blieb noch eine Weile stehen und sah dem Fliehenden nach; dann hob er die eine Hälfte des zerrissenen Papieres von dem Boden auf und suchte nach der andern, allein die hatte der Wind bereits davon getragen. Lustig, wie ein weißer Schmetterling, flatterte das Papierchen über die Au gegen die Mühle zu und in den Baumgarten, in welchem Albin unter dem Kirschbaume lag.

Der Bursche fing das Blatt auf, auf demselben standen diese zerrissenen Worte:

rich Bürger
tigen Tag, daß
suitenorden bekenne,
zum Heile der römisch
sogenannte Aufklä-
heilige Pflicht des Prie-
Volk in glücklicher Unwis-
halten.
Am Pfingstsonntag

Das Blatt war eben mitten auseinandergerissen, doch Albin vermeinte, den Sinn enträthseln zu können. Einen Menschen hielt er gerettet aus finsterer Macht und tausend andere mit ihm.

Er legte das Papier in sein Buch und sah noch dem Manne zu, der jetzt langsam dem Pfarrhofe zuschritt.

Plötzlich eilte Albin zum Gartenzaune, hinter welchem er Kundl bemerkt hatte.

„Warum singst du heut' nicht, Dirndl?" rief er ihr zu.

„Du meine liebe Zeit, singen, ich kann's ja völlig nicht lassen, aber —" sie senkte ihr Köpfchen — „die Mutter will's nicht leiden."

„So? sie will's nicht leiden, daß du lustig bist?"

„Ja und ja, und sie sagt, das wäre eine große Sünd' an einem so heiligen Tag, und jetzt sei die Zeit der Buße gekommen. — Magst eine Rose, Albin?"

Als Kundl dieses sagte, brach sie eine hochrothe Pfingst-

rose vom Busch und reichte dieselbe dem Jüngling über den Zaun.

Er steckte die herrliche Blüthenkrone in das Knopfloch und sah das Mädchen an.

* * *

Das war ein eigenes Regen und Bewegen im Dorfe. In allen Nachbarsgemeinden sprachen sie von der Mission zu Falkenbach, und Alles strömte herbei um zu sehen, zu hören, sich segnen zu lassen und sich zu bekehren.

Es war ja so eigen; wer einmal gekommen war, der kam immer wieder. So weit sie hatten von fernen Bergen, so lieb ihnen Haus und Kind sonst war, nun vergaßen sie auf Alles und keine Predigt wollten sie versäumen. Viele, die früher geflucht über die Missionäre, sie waren bekehrt mit der ersten Predigt, und eine wahre Leidenschaft zum Seligwerdenwollen kam über sie und sie wollten gar nicht mehr heimkehren in ihre Häuser; Tag und Nacht wollten sie kauern in den Kirchenstühlen und Speise und Trank entbehren, nur um keine Predigt zu versäumen. So bestrickend war das Walten der Missionäre.

Das ging nun mit Siebenmeilenstiefeln dem Himmel zu.

Aber auch andere Leute — vorderhand noch andere, denn sie werden endlich alle in den Schafstall geführt — waren damit einverstanden.

Der Dorfwirth konnte von der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit einer Mission nicht genug Rühmens machen — war es doch nun mit Einem Schlage gewonnen, was er durch

jahrelanges Weinwässern kaum zu erreichen vermocht'! Auch auf die Verkaufsbuden war die Bekehrungswoche von sehr vortheilhaftem Einfluß und mit ihren „Haus- und Wettersegen“ hatten sie noch nirgends ein so glänzendes Geschäft gemacht, als hier in Falkenbach. Da hatten sie aber auch noch andere ungeheuer wunderthätige Waaren, so „die sieben Schloß, sieben wunderthätige Gebetter, womit sich eine arme, sündige Seel' gegen den Satan ganz und gar verschließen kann“. So „die sieben Himmelsriegel, sieben kräftige Gebetter, welche ein frommer Einsiedler von seinem Schutzengel bekommen und sich gegen alle Leibes- und Seelengefahren ewig in die Wunden Christi verschlossen hat“. So „die fünfzehn heimlichen Leiden Christi, wunderkräftige Andachten von den noch unbekannten Leiden, so Christus in der Nacht vor seiner Gefangennehmung ausgestanden und bisher noch keinem sündigen Menschen offenbar worden sind.“ — Und so fort, die merkwürdigsten Historien der Heiligen, Ablaßgebete mit zierlichen Missionskreuzvignetten versehen und all „gedruckt in diesem Jahre“.

Man kann's wohl sagen, auf dem Kirchplatze zu Falkenbach waren unermeßliche Schätze aufgehäuft.

In der Kirche selbst herrschte noch immer Dunkel und Trauer, ein Zeichen, daß die Seelen der Gemeinde noch im Todesschlafe lagen. Immer mehr Leute drängten sich zu den Predigten und Beichtstühlen, und immer häufiger auch solche, die sich anfangs über die Mission lustig gemacht hatten und sehr verstockt waren.

Da wurden besondere Predigten gehalten für Männer und für Weiber, für Jünglinge und für Jungfrauen, für

Kinder und für Greise, für Herrenleute und für Dienstboten; Allen wurden insonderheit die Gefahren und Laster ihres Standes vorgehalten, Beispiele der Heiligen hingestellt und den Verstockten mit den ewigen Strafen gedroht. Dann waren allgemeine Predigten über die sieben Todsünden, über die vier letzten Dinge, und endlich mußte die ganze Gemeinde in der Kirche mit aufgehobenen Händen einen gräulichen Schwur nachsagen, den ihr der Priester vorsprach, und welcher auf eines Jeden Haupt die Schuld des Meineides wälzte, der je in seinem Leben noch eine einzige Sünde begeht.

Vor den Beichtstühlen kniete oft Mancher eine ganze Stunde lang, und verließ ihn endlich bleich und verstört, gebeugt, gebrochen.

Die Brückmüllerin legte eine Generalbeichte ab, eine Beichte über alle Sünden groß und klein ihres ganzen Lebens. Drei Tage hatte sie sich darauf vorbereitet, drei lange Tage, und hatte in dieser Zeit gefastet, geschlafen auf harter Bank und strenge Bußübungen verrichtet. Unter anderen Sorgen, ob sie wohl Alles recht machen werde, ob sie auch ihre eigenen unwissentlichen Sünden und die wissentlichen Anderer beichten sollte und in wie weit, war es nicht ihre kleinste, unter den vier Missionären den Beichtvater zu wählen. Nach langem Fasten und Beten in dieser Meinung entschloß sie sich für Pater Ignatius, zwar den jüngsten, aber wohl den strengsten und eifrigsten und unstreitig den frömmsten. Sein Beichtstuhl war immer von Hunderten belagert; Jung und Alt drängte sich an denselben und Alle verließen zerknirscht, wohl gar mit lautem Schluchzen über die annullirten Sünden und das wieder gefundene Heil, den Pater Ignatius.

Die Müllerin mußte einen ganzen Tag in der Kirche stehen, bis die Reihe endlich an sie kam. Eine Stunde hatte sie darauf im Beichtstuhle gekniet und als sie in der Abenddämmerung die Kirchstiege gegen die Mühle hinabstieg, fühlte sie sich rein und sie nahm sich vor, nach ihrer Namenspatronin, eine heilige Theresia zu werden.

Vor dem Schlafengehen bat sie ihren Mann, daß er doch auch in sich gehen und diese Gnadenzeit zu seinem Heile anwenden möge. Der Müller nahm sich die Pfeife aus dem Munde und frug sein Weib, wann wieder einmal ein Vereinsabend des „Walpurgiskranzes" sei, er wolle für die Thränenstunde wieder das Seine beitragen.

Allein heute ließ sich die Müllerin durch dergleichen Anspielungen nicht einschüchtern, sie versicherte, daß er, ihr Mann und sein Haus, auf ewig verloren sei, wenn er in seinem Lasterleben so fortfahre und sich nicht ändere. Wenn denn durchaus e r ewig in der Hölle braten wolle, so solle er doch sein einziges Kind retten vom Unglauben und der Verführung — solle es retten von dieser gottlosen Welt, welche doch nur ein Jammerthal sei, solle es in's Kloster geben. Pater Ignatius habe gesagt, das Kloster sei der einzige Ort, um die Unschuld der Jungfrauen für den göttlichen Bräutigam zu retten.

Das war Hochwasser auf die Mühle. Josef tobte gegen sein Weib, hieß sie eine Hexe, fluchte und nannte die Missionäre elende Kuppler für den sauberen, göttlichen Bräutigam.

* *
*

In einigen Tagen darauf war feierliche Glockenweihe. Der ganze Kirchthurm wurde bekränzt und mit Fahnen geziert. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich um die Kirche versammelt. Die vier Jesuiten zogen demüthig durch die Volksmassen und stiegen endlich nebst vielen Anderen, geistlichen und weltlichen Standes, auf den Thurm.

Während der Weihe klangen die übrigen Glocken und das Volk betete. Endlich knallte ein Pistolenschuß vom Thurme zum Zeichen, daß nun die große Glocke, der „Egydistier" nicht mehr lutherisch, sondern katholisch sei, und daß sie jetzt Segen und Macht habe gegen die Ungewitter und alle Anfechtungen der Hölle. Jetzt fiel die Neugetaufte selbst mit ihren Tönen ein und — Alle sagten es — nun hatte sie einen ganz anderen, einen heiligen Klang.

Das war ein gar feierliches Geläute, und es drang in den Sonnenschein hinaus und hin über Feld und Wald, als wollte es das Körnlein und die Keime und die Kraft der Erde wieder erwecken.

„Jetzt," sagten die Leute, als die Glocken klangen, „jetzt läutet unsere Gemeinde die guten Zeiten wieder ein!"

Hoffnungsreich standen die Früchte am Felde, und zur Mittagszeit zog das ganze Dorf in einer Prozession hinaus, schleppte das frischgezimmerte, braun-angestrichene und bekränzte Missionskreuz auf den Schultern mit, und an der Spitze des Volkes gingen die Priester.

Aber an dem Abende desselben Tages zogen sich über dem Teufelsstein Wolken zusammen, und aus diesen begann es zu blitzen und zu donnern. Da brummte der Egydistier

unaufhörlich vom Thurme und die Jesuiten segneten mit ihren Kreuzen die Lüfte nach allen Himmelsgegenden.

Da löste sich das Gewitter und ein wohlthätiger Regen ergoß sich über die ganze Gegend.

Das war ein Sieg der Mission. „Durch seine treuen Diener hat uns der Herr Gnade widerfahren lassen!" sagte der Pfarrer, und die Leute stimmten ihm bei. —

Einmal an einem Nachmittag ging der Pater Ignatius an der Mühle vorüber. Die Müllerin eilte herbei und küßte ihm die Hand.

Am Wasserfloß stand Kundl mit halbgeschürztem Kleide und zurückgestreiften Aermeln; sie hatte eben ein lustig Liedlein gesungen. Sie eilte nicht herbei, sie blickte in das Wasser und zerrte an einer Wäsche.

„Ist wohl euere Tochter?" frug der Priester.

„Mein Gott, freilich," seufzte das Weib, „ein liederlich Wesen!"

Der junge Pater trat hin gegen die Wäscherin und redete sie freundlich an. Darauf trocknete sich Kundl die Hände, trat sittsam zum Priester heran und küßte die seinen.

„Wie heißest du, mein Kind?" frug er und legte ihr die Hand segnend auf das Haupt.

„Kundl."

„Ein schöner Name. Deine Namenspatronin war eine Kaiserin, aber sie hat die Welt verachtet und den besseren Theil erwählt. Du bist noch gar jung an Jahren, mein Kind!"

„Bin gleich wohl schon so viel bei Verstand, mir den rechten Theil zu wählen," entgegnete Kundl zu Boden blickend.

Der Priester stand eine Weile da und sah das Mädchen an; dieses aber hüpfte endlich wieder zum Floß und trillerte:

„Kein Wald ohne Baum,
Kein' Straßen ohne Stein,
A Jeder hat ein Diandl,
Nur Der ist allein."

Der Priester redete noch lange mit der Müllerin, und sie wollte ihn schon mit in das Haus führen und zu einer Schale Milch einladen, da kam der Meister Josef und schlug den Beiden die Thür vor der Nase zu.

Sofort ging der Pater Ignatius wieder still davon und betete durch die Dorfgasse hinauf sein Brevier.

* * *

Endlich kam der letzte Tag der Mission und mit ihm feierlicher Gottesdienst mit Tedeum, Schlußpredigt und Abschied der Priester von der Gemeinde.

Am großen freien Platze vor der Kirche war eine Kanzel aufgerichtet für die letzte Predigt, die der Pater Ignatius halten sollte.

Falkenbach hatte seit Menschengedenken noch nicht so viele Leute gesehen, als an diesem Tage.

Es war ein Sonntag. Den ganzen langen Tag über waren in der nun hellen, reichgeschmückten Pfarrkirche feierliche Sang- und Gebetstunden. Gegen Abend erst, als schon die Sonne hinter der Teufelsalpe zu sinken begann, strömte Alles in's Freie. Die ganze, breite Dorfgasse war voll Menschen, selbst auf die Dächer waren sie geklettert, um den

frommen Priester noch einmal sehen und hören zu können. Wenige waren mehr in der Gemeinde, welche der Mission nicht huldigten, und selbst diese Wenigen hatten sich heute eingefunden, um den letzten Aufzug des Spektakels mit anzusehen.

Auf der Kirchhofmauer unweit der Kanzel saß der Müller und nicht weit von ihm sein Bursche Albin.

Rechts von der Kanzel, nahe am Eingange zur Kirche, richteten mehrere Männer mit Stricken und Stangen das Missionskreuz auf. Es war ein hoher Pfahl aus braunem Holze; auf dem Querbalken standen die Worte:

„Rette deine Seele!"

Unter den Segenssprüchen der Priester, den Gesängen des Volkes und unter unaufhörlichem Glockengeläute wurde dieses Kreuz aufgestellt zum ewigen Gedenken an die Gnadenzeit.

Hierauf bestieg Pater Ignatius im schwarzen Talare, das Kruzifix in der Hand, die Kanzel.

Lautlose Stille trat ein.

Der Priester stand eine Sekunde bewegungslos und senkte seinen trüben Blick auf das Kreuzbild des Herrn, welches er inbrünstig in der Hand hielt. Dann hob er langsam sein Haupt und sprach mit leiser, tiefer Stimme:

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen!" antwortete das Volk, und das war wie ein dumpfes Tosen des Meeres.

Wieder war Stille. Da begann der Priester, anfangs wie muthlos, leise und langsam:

„Mit ewiger Liebe habe ich euch geliebt! — so spricht

der Herr, der seinen eingeborenen Sohn zur Erlösung der Welt gesandt hat.

Geliebteste in Christo! Nur wenige Tage sind vergangen, seitdem wir zu euch gekommen sind, als Jene, die Jesus ausgesendet hat in die ganze Welt, um zu predigen und zu lehren.

Wohl blutete uns das Herz, als wir sehen mußten den Greuel der Verwüstung in dieser Gemeinde, und mit zerrissener Seele weinten wir den Hunderten nach, die sich in bejammernswerther Verblendung vom Schooße der heiligen, einigen, christkatholischen Kirche, von dem glorreichen Banner des alleinseligmachenden Glaubens entfernt hatten. Es war ein schweres Werk, geliebte Brüder, welches wir vollbrachten, allein mit Gottes allmächtiger Hilfe ist es uns gelungen, und heute dürfen wir stolz auf die Früchte unserer Arbeit blicken. Tausende von Seelen sind gerettet, die Gemeinde Falkenbach ist wieder eine Gemeinde Gottes geworden! Doch nicht uns, Gott dem Herrn gebührt die Ehre: Er ist es, der durch uns zu euch gesprochen, der durch uns euch die Sünden vergeben und euch geheiliget hat durch die Sakramente!

Und so stehen wir heute zum letztenmale vor euch, Geliebteste im Herrn!

Wollte Gott, wir könnten verbleiben in euerer Mitte, um euch fernerhin zu leiten und zu führen, denn groß ist des Bösen Macht. Und sind wir auch überzeugt von eurer aufrichtigen Bekehrung, so müssen wir dennoch bangend von euch scheiden. Wir haben einen weiten Weg vor uns, Geliebteste, die göttliche Sendung ruft uns in ferne Lande, um auch den Brüdern jenseits der Berge die Gnade Gottes und

die Segnungen des Heiles zu bringen. O lasset uns, bevor wir scheiden, noch einmal die wichtigsten Punkte euch an's Herz legen, die wir in diesen Tagen der heiligen Missionszeit dargestellt, und euch dann den Segen geben, wie der sterbende Vater seinen Kindern!

Das Erste und das Letzte, was wir euch bitten, geliebteste Brüder: haltet fest und treu an unsere katholische, alleinseligmachende Religion. Sie ist der einzige Weg, der euch mit eueren vorangegangenen Vätern und Urvätern wieder vereinigen wird in Abrahams Schooß. Diese Religion ist die von Jesus gelehrte und außer dieser gibt es keine wahre mehr. Die Juden, die Mohamedaner, die Lutheraner und wie sie Alle heißen mögen die Kinder der Finsterniß, sie sind keine Kinder Gottes, sie sind ausgeschlossen von der Anschauung Gottes für immer und ewig! Wohl dürfen wir nicht urtheilen über die Millionen von Unglücklichen, die nicht unseres Glaubens sind, denn mein ist die Rache, spricht der Herr! allein wir wissen, daß sie den Verheißungen Gottes nie und nimmer theilhaftig werden können. Und es ist ja auch klar und deutlich, Geliebteste, denn könnte jede andere, beliebige Religion selig machen, wozu hätte Gott seinen eingeborenen Sohn hingegeben für die Sünden der Welt? Allein, mit ewiger Liebe habe ich euch geliebt, spricht der Herr, und darum hat er zur Erlösung der Welt aufgeopfert seinen Einzigen, an dem er stets sein Wohlgefallen hatte, und den er geliebt bis zum Tode des Kreuzes! O, wehe dem Verstockten, der solches Opfer dem ewigen Vater nur mit Spott und Undank lohnt und seine heilige Kirche lästert — verdammen wird ihn der Herr am Tage des Gerichtes! Doch, leider Gott, was

muß man sehen und hören in unseren Tagen, stürzen will man die Kirche und den Glauben; im Staate führt der Teufel sein Regiment und schleudert durch böse Schriften und Grundsätze höllisches Unheil in das arme, arme Volk. Aufklärung, Freiheit, Bildung, Fortschritt! Das sind die Lockworte des Satans, — o, höret sie nicht, um Christiwillen, höret sie nicht, sie sind euer Verderben! Diese Weltverbesserer, wie sie sich nennen, Wölfe sind sie in Schafskleidern, wer ihnen folgt, der ist verloren für alle Ewigkeit. O, bewahret euere Kinder vor falschen Schulen, die sie aufgerichtet, sie sind Lehranstalten des Antichrist, vor welchen unser göttlicher Heiland so nachdrücklich gewarnt: Es werden falsche Propheten aufstehen und in meinem Namen lehren. Aber ihre Macht wird währen nur kurze Zeit und des Menschen Sohn wird kommen und richten! Die Tage der Trübsal werden vorübergehen und das Reich Christi auf Erden wird glänzender sein, als die Sonne! — Aber, daß ich es euch noch einmal zurufe mit der Stimme des Donners, wie sie aus dem brennenden Dornbusch auf Sinai gerufen: Bewahret euere Kinder vor den Zeichen der Zeit; besser ist es, ihr ziehet euere Kleinen auf in Unwissenheit und Einfalt, als daß sie an den Giften der Weltweisheit zu Grunde gehen! Wer wenig weiß, sagt das Sprichwort, dem macht wenig heiß, also auch nicht das höllische Feuer. Wenn aber ein Unwissender dennoch blind in die Hölle geht, so fährt heut zu Tage der Gelehrte mit offenen Augen hinein!

Nur das Eine lehrt eueren Kindern, daß sie vorerst das Reich Gottes suchen und seine Gerechtigkeit. Lehret ihnen das Heil und den Nutzen der Sakramente, die da sind die

einzigen Stufen zu Gott hinauf! — O, flöge heute ein Engel in euere Wohnungen und zu den Wiegen euerer Kinder, und sagte ihnen Alles, was ihr in dieser heiligen Missionszeit von uns gehört, und brächte ihnen von uns den apostolischen Segen! Die Kleinen haben noch ein langes, schweres Leben voll Anfechtung und Gefahren vor sich — ich nehme hier das Kreuz, und segne im Namen Gottes und der Kirche alle Säuglinge dieser Gemeinde!

Und nun wende ich mich an euch, ihr Jünglinge und Jungfrauen. Ihr stehet auf der gefährlichsten Stelle des Lebens! Groß ist die Anfechtung der Welt und des Fleisches; nur ein kräftiges Mittel gibt es, dieser zu widerstehen: das Gebet. Wachet und betet! sagt Jesus, denn nichts Unreines kann in den Himmel eingehen! O, wenn ihr wüßtet, wie Viele eueres Standes einer einzigen unbewachten Stunde wegen in den ewigen Gluthen braten! O, erschiene euch nur ein Einziger aus den Legionen dieser Verdammten und brächte das kleinste Tröpflein mit von seiner Qual, damit ihr ermessen könntet, wie Gott der Gerechte die Unzucht strafet! — Betet und meidet die Gefahr, denn wer die Gefahr liebt, der wird in derselben umkommen. Meidet alle lauten Gesellschaften, Tänze, Jahrmärkte! sie sind nichts Anderes, als Hochzeitsfeste des Teufels, in welchen er sich vermählt mit der Menschenseele. Bedenket, dieses Leben ist ja keine Zeit der Freude und Lust, wohl aber der Buße und Abtödtung. Was hat eine heilige Maria Magdalena gethan, was ein heiliger Paulus, was so viele tausend Andere, wie wir im Laufe der Mission gesehen haben? Alle haben freudig das Irdische für das Himmlische vertauscht, sind in den Martertod, in die

Einsamkeit, in das Kloster gegangen. Die heiligen Klostermauern sind noch bis auf den heutigen Tag die Stätten der Buße, der Unschuld. O, es ist ein Seliges, ein Himmlisches, abgeschlossen von der falschen, bösen Welt, seine Seele als Braut Christi dem Dienste Gottes zu weihen. Tag und Nacht, ihr Jünglinge und Jungfrauen, möchte ich an euerer Seite stehen und für euch wachen und beten. Jesus, der Gekreuzigte, den ich hier in den Händen halte, segne euch und bewahre euere Unschuld.

Und jetzt auch noch ein Wort zu euch, ihr ehrwürdigen Greise und Greisinnen. Wir werden uns in diesem Leben wohl nicht mehr sehen, denn ihr stehet an der Schwelle des Grabes. O, danket Gott, daß er euch noch vor euerer letzten Stunde den Segen einer heiligen Mission beschieden hat. Ihr seid nun ausgesöhnt mit euerem Richter, und wenn ihr angelangt sein werdet an seinem Throne, so betet für euere Gemeinde, daß sie die Segnungen der heiligen Mission bewahre bis in die spätesten Zeiten. Und betet auch für uns, ihr Greise und Greisinnen, denn wir Priester haben einen gar schweren Stand! Groß ist unsere Verantwortung vor Gott! — Betet Alle für uns, so wie auch wir euch täglich einschließen werden in das heilige Meßopfer. Ich segne euch mit den Verdiensten des Kreuztodes Jesu Christi. Ich segne alle Lebendigen und Abgestorbenen dieser Gemeinde, und Allen, die unter eueren Füßen in den Gräbern ruhen, sei der Ablaß der heiligen Mission zugewendet!

Und so scheiden wir von euch, Brüder und Schwestern in Christo. Was wir euch zum Andenken hinterlassen, das ist zwar wenig in den Augen der Welt, aber viel vor den Augen

Gottes — dieses Kreuz, das heute aufgerichtet worden an der Pforte eueres Gotteshauses. Das Kreuz ist dem Christen Alles, das Zeichen der Erlösung, die Fahne des Glaubens, das Symbol des Sieges, der ewigen Verherrlichung! Wir können euch nichts Besseres hinterlassen, Brüder und Schwestern in dem Herrn! Haltet es hoch in Ehren, dieses erhabene Zeichen, es sei euch Erinnerung an die Gnadenzeit und an Alles, was ihr in derselben gehört und versprochen. Und habet ihr zu kämpfen mit Welt und Teufel, so blicket auf zum heiligen Kreuzbild; — durch dieses Zeichen wirst du siegen! Und ist Jammer und Unheil über euch hereingebrochen, und will sich euer bemächtigen die Verzweiflung, o so kommt hierher zu dieser stillen Stätte und blicket auf zum heiligen Kreuzbild; — im Kreuz allein ist Heil! — Das Missionskreuz sei euch eine mahnende Stimme, sie töne euch fort und fort bis zum Sterben die Worte zu: Rette Deine Seele! — Und wenn ihr Kinder und Jünglinge und Jungfrauen, die ihr heute hier stehet, alt und grau geworden sein werdet, so gedenket noch des heutigen Tages, und erzählet es eueren Kindern und Enkeln, was ihr hier gehört und gesehen, und führet sie her zum Missionskreuz, und betet und machet gute Vorsätze, und bringet so durch Wort und Beispiel eueren Nachkommen die Segnungen der heiligen Mission bei!

Und gedenket stets unser, geliebteste Brüder und Schwestern, das bitten wir euch heute zu dieser bangen Stunde mit weinenden Augen! Seid auch unserseits versichert, daß wir euer gedenken bis zum Tode. Und wenn uns am großen Tage des Gerichtes die Posaune ruft in's Thal Josaphat,

werden wir hintreten vor den göttlichen Richter und fragen: Herr, wo ist die Gemeinde Falkenbach, was ist aus ihr geworden? O, wir hoffen, daß sie stehen wird zur rechten Hand, auf daß wir sie einführen können in das Reich Gottes!

Nehmet noch einmal unseren Dank für alles Gute, was wir in diesen Tagen bei euch genossen haben, für euere Liebe, Bereitwilligkeit, Buße — und sollte je noch eine Seele unter euch sein, an der diese Gnadenzeit spurlos vorübergegangen wäre, so empfehlen wir sie der ewigen Barmherzigkeit!

Und nun kehret zurück in euere stillen Häuser und Wohnungen; und nehmet von uns als letzte Gabe den päpstlichen Segen:

Der Herr der Herrscher und Heerschaaren verleihe euch seine Gnade, und seine reinste Mutter und Jungfrau Maria beschütze und bewache euer geistliches und weltliches Gut, behüte euch vor allem Uebel und schenke euch eine glückliche Sterbstunde. Die verstorbenen Christgläubigen aber mögen ruhen im ewigen Frieden, Amen."

Pater Ignatius hatte geendet, war auf das Knie gesunken und verdeckte nun sein bleiches Antlitz mit den Händen.

Kein Auge war trocken geblieben.

Vor dem Missionskreuze entstand nun ein großes Gedränge, Alle wollten das hohe Gut und Andenken an die Mission küssen.

Die Sonne war untergegangen.

Vor dem Kreuze brannten hunderte von Wachskerzen in mattem röthlichen Scheine.

Da begannen in später Abendstunde noch einmal alle

Glocken zu tönen. Und das war gar unheimlich zu hören; es war wie ein schweres Klagen und Weinen in der schwülen, tiefruhigen Nacht. Es war, als ob die Welt ihr Antlitz verdecke mit den Händen, und bitterlich schluchze. Jeder schwur in seiner Seele, sich nun von allem Irdischen loszureißen und ganz dem Himmel zu leben. Viele nahmen sich vor, alles unredlich erworbene Gut zurückzustellen; Feinde reichten sich die Hände zur Versöhnung.

Und die Glocken klangen und schrillten fort, lange und bange, und sie waren zuletzt zu hören wie die Posaunen des Weltgerichtes, und man meinte, die Grabhügel auf dem Gottesacker müßten erbeben, und aufstehen müßte in fahlen Leichengewändern die alte Gemeinde.

Da trat der Brückmüller hin und reichte vor dem Kreuze seinem Weibe die Hand und äußerte, daß er, wenn es noch möglich, von diesen Priestern die Sakramente empfangen wolle.

Der Müller suchte an demselben Abend die einsamsten Wege auf, schritt gegen den Pfarrhofgarten, und gar verstört starrte er vor sich hin. Erst spät in der Nacht mußte ihm sein Weib die Thür öffnen. Als sie ihn frug, wo er so lange gewesen, antwortete er dumpf: „Beim Pater Ignatius.“

Nach seinem Nachtgebete, das der Mann nach Langem heute wieder zum erstenmal und nicht ohne Aufregung verrichtete, ging er in die Kammer seiner Tochter.

Sie lag in einem sanften Schlummer. Er starrte lange auf das liebliche Mädchenantlitz, und murmelte dann: „Ja — es ist das Beste!“

Dann ging er in das Mühlzimmer und suchte Albins Bett auf. Es war leer.

Erschöpft kehrte der Alte in seine Stube zurück und warf sich angekleidet auf das Lager. Sein Weib horchte besorgt auf seine schweren Athemzüge — Träume, Träume mußten ihn quälen.

Folgen.

Albin irrte unstät über die Felder.

Das war für ihn keine Nacht zum Schlafen. Wohl strahlten oben freundlich die Sterne, wohl rieselte mild das Bächlein, wohl glühte lieblich das Johanneswürmchen. Aber er wendete sich von all Diesem ab — es war ja Alles erheuchelt, erlogen. Er zweifelte an der Natur, an allem Wahren und Edlen auf Erden.

Albin also auch — bekehrt?

Er legte seine zitternde Hand auf die heiße Stirne. — Alles heuchelt, Alles, vom fernsten Planet, bis herab zum Menschenherzen. — Zum Menschenherzen? nein doch. Das war ja der berüchtigte Orden der Gesellschaft „Jesu", — der Stern ohne Glanz, das Feuer ohne Wärme, der Glaube ohne Liebe.

Arme Gemeinde!

Doch, es sollte ja anders, besser werden mit ihm, mit dem Mädchen. Kundl hat ihn lieb, wird Vater und Mutter verlassen und ihm anhängen.

Albin war sehr aufgeregt; die Sterne stiegen und san-

ken und das Morgenroth erglühte, bevor er an eine Nachtruhe gedacht hatte.

Und als die Sonne aufging, eilte er über den Mühlsteg und zog an der Währe das Brett auf, damit das Wasser in die Radstube floß; heute war ja wieder Werktag. Heiliger Arbeitstag, Tag Gottes, wo der Sonntag so sehr — so sehr entwürdiget wird!

Plötzlich blieb der Jüngling stehen, hielt seine Hand über die Augen und blickte gegen die Dorfgasse. Dort wandelten drei Gestalten, die er kannte. Die eine war sein Meister, die zweite Kundl, die dritte der fromme Pater Ignatius. —

Albin stand auf dem Steg und starrte in den Mühlbach hinab — dann ging er in die Mühle und richtete alle drei Gänge an. Das sollte klappern und klirren und schwirren und ihn betäuben. —

Nach dem Mittagessen wurde Albin zu dem Meister in's Extrastübchen gerufen. Der Müller stellte dem Eintretenden schweigend den Lehnstuhl zurecht, was er sonst nie that, und setzte sich dann selbst dem Burschen gegenüber in den Großvaterstuhl.

„Hab' mit Ihm was zu reden," sagte er.

Den Jüngling befremdete der Ton und die Ansprache.

„Wir machen es kurz," fuhr der Müller fort, „Er ist ein ordentlicher Bursch' gewesen, man hat sich in der Arbeit auf Ihn verlassen können. Daß Er nicht meint, es sei deswegen. Ich hab' auch schon Mühlstaub auf den Haaren, ich hätt' Ihm das Geschäft übergeben, wie's liegt und steht, denn — ich hab' kein einzig Kind. — Aber Er ist ein

Lutherischer, Er hat mein Haus vor Sonnenniedergang zu verlassen! — Aha, Er lugt schon, nu, Er kann's anders machen, er kann Müllermeister werden. — Geh' Er zu uns herüber in den katholischen Glauben! — Ueberleg' Er sich das, Albin, und jetzt mach' Er und schütt' des Pfarrers Weizen auf!"

„Ist recht!" sagte Albin, tappte nach der Thürklinke, ging und schüttete des Pfarrers Weizen auf. —

— Ist recht! — Albin wollte, daß das dem Müller Josef gegenüber sein letztes Wort gewesen sein möchte, und daß er nun fortziehe für immer. Des Pfarrers Weizen konnte ein Anderer mahlen. Er hatte aber den Alten heute nicht verstanden. Der Meister hatte gesprochen vom Katholischwerden und Dableiben, weil er kein einzig Kind habe.

Kundl wollte er sehen und sprechen.

Zur Nachmittagsstunde stieg er hinauf zur Dachkammer, wo sein Schrank stand und suchte seine Reisetasche hervor. Eine Magd, die das sah, rief aus: „Joachim und Anna, will denn Alles fort jetzt auf einmal? — Die Kundl verlieren wir auch!"

Da horchte der Bursche auf. „Die Kundl? wie so, Greth?"

„Du meine heilige Zeit, das ganz' Haus wird umgekehrt deswegen, und der frägt, wie wenn er heut' erst von Oben herabgefallen wär'! In's Kloster geht sie!"

„In's Kloster geht sie," versetzte Albin murmelnd, wie im Traume; darauf ging er in die Mühle und starrte in das kreisende Räderwerk.

An demselben Abend in der Dämmerung war Albin

mit Kundl im Garten. Sie lag an seiner Brust, sie weinte so sehr, daß sie kein Wort reden konnte.

„Also doch!“ murmelte Albin, und so soll es mit uns enden! — Kundl, mein Wort vor dir, vor deinem Gewissen und vor Gott: geh' nicht in das Kloster! Du kannst ja nicht, du hast kein Recht dazu, du hast versprochen, daß du bei mir sein willst, daß du meine Welt sein willst, mein Himmelreich, mein Alles, Mädchen, und du darfst nicht betrügen, du kannst nicht, es ist dein Wille und dein Sinn nicht, und — — hast du mich dennoch betrogen, so glaub' und lieb' ich nicht mehr, so mag ich nichts mehr — so geh' ich sterben!“

„Ich bitte dich zu tausendmalen, Albin, red' keine solchen Worte. Ich muß vergehen, es ist Alles vorbei und ich sterbe ja auch in meinen jungen Jahren.“

„Wie du heiter gewesen bist, Kundl, und lebensfreudig!“

„Meine Todtenlieder hab' ich mir gesungen allweg, wo ich gegangen und wo ich gestanden bin. Aus ist Alles und jetzt sperren sie mich in das finstere Kloster ein. So lang' mir noch der Herzschlag geht, Albin, dich vergess' ich nimmer!“

„Geh' nicht, o geh' mir nicht in's Kloster! ich ruf' dir's zu mit deinem guten Engel!“

„Albin, das weißt du nicht, wie es mit mir ist. Meine Eltern wollen es und ich hab' es geschworen. Bei der Hand hat er mich gehalten, der Pater Ignatius, und gebeten hat er mich um Christi willen, daß ich denken soll auf meine Seligkeit. Und meine Mutter hat geweint, und mein Vater hat sich auch bekehrt; aber der Priester hat ihm

gesagt, er könne nach seinem Sündenleben nicht selig werden, wenn nicht ich mich für ihn aufopferte, im Kloster für ihn betete und büßte. Darum, wenn ich das nicht thäte, wäre kein Glück und Segen mehr für mich auf der Welt, und alldorten ging ich in die ewige Verdammniß ein mitsammt meinen Eltern. — Gleichwohl, o Gott, verzeih' mir meine Sünd', in die unterste Höll' thät ich lieber hinabsteigen mit dir, mit dir, als so allein sterben und verderben. O, in Ewigkeit nicht zu sagen, wie weh mir ist im Herzen!"

— Trau diesem Pater Ignatius nicht, er ist die Sünde und betrügt euch Alle! So wollte Albin ausrufen, aber eine andere Stimme war in ihm. Raub' ihr nicht auch noch das Letzte, das Bewußtsein der Aufopferung. In's Kloster wird und muß sie — doch. — Entführe sie! Doch denke an den Elternfluch, der in ihrer Seele nachklingen wird durch das ganze Leben, jede frohe Stunde trübend, jedes reine Glück erstickend . . . . . .

Sein Kampf war zu Ende. Die Himmelssterne haben es gesehen, wie er dem Mädchen noch in's Auge schaute, wie er ihre heiße Stirne preßte an seine Lippen.

„Der letzte Kuß, den dir die Erde gibt," sagte er dumpf, „und jetzt geh' und folge deinem Vater; ich seh' es wohl, du kannst nicht anders. Du siehst, Kundl, ich bin ruhig — hier hast du meine Hand — und jetzt geh'! — Nein, obweile. — Die Klosterpforte bleibt ja offen bis du kommst, aber hinter dir fällt sie zu für alle Ewigkeit. — Eines thue mir noch, geliebtes Kind, Eines noch, zum Zeichen, daß du mich hast lieb gehabt."

„Albin, deine Worte sind so schwer, wie eitel Blei

Sag', was willst du, ich thu' dir's; sag': Stürze dich in den Mühlbach! — ich thu' dir's; sag': Komm' mit mir, und gehe verloren! ich thu' dir's! — Aber bei der lieben Frauen, sag' mir nicht: Bring' deinen Vater, deine Mutter in Verzweiflung, in die Höll'! — Albin, das nicht, das könnt' ich dir nimmer thun, und wär's um deine Lieb'!"

„So folge deiner Kindespflicht; ich werde dich verehren, wie eine Heilige; aber — dieser Pater Ignatius steht neben dir, wie ein böser Geist. Das Eine bitt' ich dich, Kundl, halt' dich nicht an diesen Jesuiten!"

„Nur an Gott und an --"

„Jetzt noch Eines — das Allerletzte: Wenn du mich hast lieb' gehabt, Kundl, so thu' mir auch dieses Allerletzte, es ist wegen unserer Ruh' — vergiß auf mich. Siehe, ich werde dich ja auch vergessen und mir eine Andere freien draußen in der Welt!"

Bei diesen Worten warf sich das arme Mädchen im Uebermaße aller Liebespein an Albins Brust und rief mit wogendem Tone: „Weh, ich bleib' bei dir! mein Lieb, mein Lieb, ich verlass' dich nimmer!"

Die Liebenden hielten sich umschlungen; verzweifelnd noch vor einem Augenblick und jetzt im höchsten Glücke.

Die Sterne erzählten sich's, die Aeste regten sich auf den Bäumen und die Blätter flüsterten von Liebesseligkeit.

Hölle und Himmel, wie nah' ist das beisammen!

„Da seht mal euer tugendsam Töchterlein, Alter!" kreischte plötzlich eine Stimme hinter dem Zaun, „sauberes Bräutchen Gottes — geht morgen in's Kloster und wird euch erlösen!"

Die Stimme war die des Paters Ignatius.

Da krachte der Zaun; mit einem geschwungenen Äste stürzte der Müller in den Garten — das Holz sauste nieder gegen das Haupt der Jungfrau — Albin fing es auf und sank, schwer getroffen, in das thauige Gras.

* * *

Schon wieder ein Festtag in der Gemeinde Falkenbach. Wieder Menschengedränge, wieder Glockenklingen!

Vor dem Pfarrhofe hielt eine schwerfällige Landkutsche; an dieselbe waren zwei ungleiche Pferde gespannt, davon gehörte das eine dem Bäcker, das andere dem Bader.

In der Kutsche saßen die vier Missionäre und noch eine fünfte Person. Sie waren zur Abfahrt bereit. Ein letztes Abschiednehmen und Segnen noch und der Wagen rollte davon. —

Die Gemeinde bekam's wie Heimweh, als das Gefährte hinter der Straßenbiegung verschwunden war.

„Wie es doch des Brückmüller's Kundl gut hat," meinten einige Weiber zu einander, „die kann jetzt mit den heiligen Männern fahren."

„Sie hat auch selbst schon wie eine Heilige ausgesehen."

„Seid ihr dabei gestanden, wie sie von ihren Eltern Abschied genommen? Da hat sie gar erbärmlich geweint."

„Wohl die Steine hätten sich erbarmen mögen. Aber man sagt, aus purer Freude."

„Schon recht, aber, wenn ich Müller bin, ich lass' mein einzig Kind doch nicht gleich so fortziehen."

„Habt ihr's schon gemerkt, daß sich der Albin nicht sehen läßt?"

„Der Müllerbursche? Und das wißt ihr nicht, daß er im Sterben liegt?"

„Ei ei, muß aber auch ein rechtes Herzleid sein, wenn Einem das Bräutchen so, man kann sagen, just vor der Hochzeit weggeschnappt wird."

„Das schert so einen Lutherischen nicht. Von einem Baum ist er gefallen gestern Abend, und da hat er sich im Kopf ein Loch geschlagen, daß Ein's mit Roß und Wagen hineinfahren könnt'."

„Nicht einen Groschen, sagt der Bader, gibt er für sein Leben."

„Ist gut weg, gut weg," näselte der Schuster Simon. „Ist auch der Einzige in der Gemeinde, den die Mission nicht bekehrt hat — 's ist eine wahre Straf' Gottes. Hätt' dem Dorf keine Ehr' bracht!"

„Je, aber das muß man ihm lassen, Schwager, sein Geschäft hat er verstanden wie Einer! Ein Mehl vom Brückmüller hat sich sehen lassen; und wer macht sonst aus einem Metzen Korn zehn Maßel Mehl, als der Albin. Und das, sag' ich, ist auch der einzige Müller gewesen, der nicht gestohlen hat."

„Der Teufel kriegt ihn doch, er hat bei uns die Zeitungen aufbracht, und ich hab's auch gehört, wie er einmal gesagt hat, die Mission sei für Falkenbach ein Unglück."

„Das sollt man ihm auf den Balg brennen, wenn er nicht s o schon mit einem Fuß in der Höll' stünd'," eiferte der Schuster.

„Recht, Gevatter; die heilige Mission war ein gar großes Glück für uns, sie hat uns aufgeklärt und zurecht gewiesen. Ich bin ein grundschlechter Mensch gewesen, aber jetzt kriegt mich der Teufel nicht mehr, das geb' ich ihm schriftlich!“

„Mich wohl gewiß auch nicht!“ schrie der Schuster wieder, „ich bin ein Anderer geworden, ich hab' einen neuen Menschen angezogen; ich bet', ich fast', und kein Armer geht leer von meiner Thür. Ich verricht' alle Monat die heilige Beicht, und lass' auch die Meinen dazu an. Alle Feiertage werden von mir gehalten, die kleinen wie die großen. Meine Kinder müssen den Katechismus auswendig können wie das Suppengebet, und daß, so lang' ich leb', kein weltliches Buch und keine Zeitung in mein Haus kommt, das ist geschworen. Wenn mir aber der Landbot' noch einmal mit so 'nen Wisch in's Haus kommt, so hau ich ihm den Dreifuß um den Heidenschädel!“

„Und ich hab' mich in die Armenseelenbruderschaft einschreiben lassen und zahl' des Jahres meine neun heiligen Messen!“

„Und ich bin beim Bonifacius-Verein,“ rief der Schuster wieder, „und ich will meine Brüder retten vor dem ewigen Tod, und ich bin ein Christ, und das ist meine Religion, und wenn ein Jud' in mein Haus kommt, so schlag' ich ihn nieder!“

„Habt wohl recht, Meister, seid ein Ehrenmann und müßt noch Richter werden!“

So wurden die Gespräche der Erbauung weiter geführt. —

Noch den ganzen Tag wurde die Abreise der Missionäre gefeiert, und am Abende versammelte sich die Gemeinde vor dem Missionskreuze und betete einen Rosenkranz. —

An demselben Abende war es auch, als der Landbote von Birkenhaide im Dorfe erfolglos um Nachtherberge bat. Selbst der Wirth sagte kurz: „Für euch kein Platz bei mir!"

Der alte Mann ging zum Pfarrer, der auch Gemeinderichter war, und beschwerte sich deswegen. Der Pfarrer ging in seinem Zimmer mit verschränkten Armen auf und ab und meinte, es geschehe dem Landboten schon recht, er habe mit seinen Schriften und Blättern die Leute lange genug genarrt. Aus seinem Herrn Sohn werde auch nichts, das könne man wohl sagen, denn der halte zu den Neuerern. — „Hat schöne Geschichten gemacht, euer Fritz, schöne Geschichten am Pfingstsonntag, als er an meinem Tische speisen durfte. Bekennt er sich zuerst für den heiligen Orden der Jesuiten, bricht aber in einer halben Stunde d'rauf draußen unter Gottes Himmel sein Wort, zerreißt, wie er schwören soll, die Schrift und wirft die Fetzen dem Pater Ignatius vor die Füße. Höret, Alter, euer Bub' wird ein schnöder Schreiber, aber sein Lebtag kein Priester!"

Mit schwerem Herzen verließ der Bote den Pfarrhof und legte sich außer dem Dorfe unter eine alte Linde, um sich ein wenig auszuruhen.

Er konnte aber nicht schlafen; die kühle Nachtluft machte ihn schauern; des Dorfes Ungastlichkeit und des Pfarrers Vorwurf wühlten ihm fort und fort im Herzen.

Endlich wollte sich der alte Mann wieder erheben, um weiter zu gehen. Es war spät in der Nacht.

Als er so hinwankte, wurde er auf eine Gestalt aufmerksam, welche sich die Straße heran bewegte.

Es war ein Mann, der sich auf einen Stock stützte und oft still stand. Zeitweilig war es zu hören, als ob er seufzte.

Leicht auch Einer, dem sie die Herberge versagt haben, dachte sich der Bote und ging der Gestalt entgegen.

„Wer ihr auch sein mögt, könnt' ich euch helfen?"

Der Fremde stutzte, dann wankte er näher und murmelte: „Ich sollt' euch kennen, seid ihr nicht der Landbot'?"

„Heiliger Himmel, der Albin!" rief der Bote aus, „ja, zum Donner, was macht denn ihr da? Hört' ich doch, ihr läget schwer krank im Bett vom Baumfall?"

„Vom Baumfall? Von welchem — ja, ja — habt schon recht, vom Baumfall. Keinigkeit, aber — brennt allweg noch höllenmäßig" —

„Ihr wankt, es ist euch schlecht — so stützt euch an mich. Was habt ihr doch?"

„Weil das Ding da am Kopf —" Albin stützte sich bei diesen abgebrochenen Worten an den Boten. — „Hab' die Binde — vergessen und da — stieß mich auch ein wenig dort am Baum an — und jetzt —"

„Jesus, es fließt ja ein ganzer Blutstrom von euerem Kopf! Lehnt euch doch ruhig an mich, da ist schon ein Tuch. So wohl. Ich reiß' ein Löffelkraut ab, das stillt das Blut. So. Und jetzt das linde Tuch d'rauf!"

„Dank euch, guter Mann! Ist mir schon besser jetzt. Ein bischen bluten, denk' ich, ist gesund — ist mir ja der Kopf so schwer."

„So sagt mir doch, Albin, was sucht ihr denn da in der stockfinsteren Nacht?"

Braucht nichts zu sagen, Alter, wenn ihr morgen in's Dorf kommt — ihr seid mir nicht begegnet, versteht ihr? — Denkt euch, Landbot', ich geh' jetzt fort, ganz fort — mahl' nimmer beim Brückmüller."

Du lieber Gott, und so in der Nacht wie ein — unredlicher Mensch, hätt' ich bald gesagt."

„Habt ihr noch nichts gehört, Landbot'?"

„Ja, was sollt' ich denn gehört haben — komm' kaum in's Dorf, so werfen sie Einen schon hinaus. Der Brückmüller hat's auch than."

„Alter, der Meister mag mißtrauisch geworden sein. Es waren Diebe in der Mühle, die sind mit dem Raube am hellen Tag fort — deswegen geh' ich ehrlicher Kerl in der Nacht!"

„Heilige Maria, steht's so mit euerem Kopf!"

„Bin irrsinnig, meint ihr — wahrhaftig auch, es stünde gut genug dazu!"

„Sammelt euch!"

„Habet sie auch gut gekannt, die Kundl."

„Die Kundl? gekannt? — doch wohl nicht todt?"

„Todt nicht, aber — begraben. Lebendig begraben im Kloster!"

Albin erzählte Alles.

Der Alte hatte es vernommen und schwieg. Plötzlich aber schlug er sich auf die Stirne uud sagte: „Siehst du, alte Rumpelkammer, daß du Recht hast! Alleweil hab ich mir's gesagt, eine Mission in Falkenbach heißt: Teufel in

die Höll' tragen. Jetzt haben wir's. Der Brückmüller stiehlt ehedem das Herrschaftswild, dem Pfarrer den Zehent und den Kunden das Mehl, und dabei hätt' er mögen die Welt mitten auseinander fluchen. Jetzo ist er bekehrt und verschachert sein eigen Kind. Und er bringt es um; denn die Kundl paßt nicht in's Kloster. — Machet euch aber nichts daraus, Bursche, die Kundl müßt ihr wieder bekommen. — Und jetzt, wenn ihr wollt, gehen wir wieder zusammen; ich führ' euch mit Fleiß. Bis die Sonn' herauf steigt, sind wir bei meinem Häusel und dort kehren wir ein und ihr bleibet bei mir, bis ihr gesund seid. Mein Weiblein wird euch schon pflegen. Geht mir aber ja nicht mehr nach Falkenbach zurück, es gibt allüberall zu mahlen und Besseres als in Falkenbach, und — die Müllerin bleibt euch nicht aus."

* *
*

Es war am Feste des heiligen Erzengels Michael.

Auf den Feldern um Falkenbach stand der Hafer in vollster Reife; heuer war die Gemeinde von bösem Wetter verschont geblieben. Ein volles Feld war ein seltsamer Anblick in dieser Alpengegend.

Aber keinen Schnitter sehen wir auf dem Felde; kein Mensch ist da, der das liebe Brot angriffe, das der Herrgott schon seit Tagen reif herhält.

Die Gemeinde ist in der Kirche.

Es war ja heute das Fest des heiligen Michael, jenes Erzengels, der den Drachen an der Kette hält. „Betet," hatte der Pfarrer, wie früher die Missionäre, von der Kanzel geschrieen, „betet, liebe Christen, daß der heilige Erzengel

den Drachen nicht loslasse! Denn, es wird eine Zeit kommen, wo dieses Höllenungeheuer frei in der Welt umherziehen wird und sehen, wen es verschlinge. Das wird sein zur Zeit der sogenannten Aufklärung, zur Zeit des Antichrist!"

Und darum beteten heute die Bauern von Falkenbach so gewaltig: „Heiliger Michael, halt es fest, das wilde Best, daß es uns das Vieh nicht frißt!"

Nach der Kirche ging's beim Wirthe lebhaft zu. Man hatte den Schulmeister auf dem Korn; der kam erst, weil der alte starb, vor wenigen Wochen in das Dorf und war „Neuerer". In den ersten Tagen ging er gerne auf ein Stündlein in's Wirthshaus, wenn das Tagewerk mit den Kindern vorüber, und nahm auch ein paarmal seine Schulzeitung mit.

Das dauerte nicht lange; einmal riß ihm der Schuster Simmerl das Blatt aus der Hand und zündete sich damit die Pfeife an.

Heute ging es besonders los. Der Schulmeister, hieß es, soll den Kindern hübsch das Beten und den Katechismus lehren; wie Ein's die Felder anbaue und die Obstbäume pflanze, das wisse man schon selbst, dazu brauche man keinen Studirten. Man brauche keinen solchen Allesbesserwisser; man sei froh, daß der hochgelahrte Müllerbursche fort, und wenn so ein hochnasiger Schulmeister gehe, werde man auch keinen Trauerflor auf die Fahne hängen. Läuten könne ein Kirchenwaschel auch, und statt der Orgel sänge man den Kreuzweg.

Deß waren die Bauern im Wirthshause bereits einig, als plötzlich die Wirthin rief: „Schaut's hinaus, schaut's hinaus, die Schleifernani!"

Zwei Gendarmen mit aufgepflanzten Gewehren führten ein Mädchen vorüber. Dem Mädchen waren die Hände gebunden und auf dem Haupte lag ihm ein gelber Strohkranz.

Das Jugendleben von der Schleifernani ist eine betrübte Geschichte.

Die Nani war die Tochter eines Häuslers am oberen Ende des Dorfes. Als das letzte ihrer armen Eltern starb, war sie eine Jungfrau von achtzehn Jahren. Da war sie ein liebes, frisches Mädchen; sie besorgte das kleine Hauswesen und that Näharbeiten für wohlhabendere Leute. Da wurde sie mit einem Urlauber bekannt, der auch lieb und frisch war, und dem sie die Wäsche besorgte. Das ging so, bis der Urlauber wieder fort mußte, zu seinem Regimente. Zu derselben Zeit verspürte die Nani unter ihrem Herzen ein junges Leben. Sie weinte sich darüber die Augen wund, sie wußte sich nicht zu helfen. Es hatte nämlich nach einem Vorschlage der Missionspriester zur Aufrechterhaltung der Sittlichkeit der Pfarrer verordnet, daß eine Dirne, welche sich unehelich vergehe, mit einem Strohkranz auf dem Haupte durch das Dorf geführt und drei Tage bei Wasser und Brot in die Todtenkammer gesperrt werden sollte.

In die Todtenkammer zu den Leichenschädeln und Knochen. — „Jesus Christus!" kreischte Nani auf bei diesem Gedanken, nicht einmal des Tages hätte sie ohne Furcht und Grauen allein über den Kirchhof gehen mögen.

Das Mädchen war in Verzweiflung — es wollte sich das Leben nehmen. „Warum hat mich meine Mutter so liebevoll erzogen, warum hat mich mein Gott so gütig bewacht bis zu dieser Stunde, wenn's nun ein solches Ende nehmen

muß. Ein einziger Augenblick unbewacht, und solches Elend! O Gott! o Gott! warum lassest du den Menschen irren und verführen, wenn du ihn nachher so fürchterlich strafen mußt!“

Das Mädchen blieb mit seinem Jammer allein und es gestand ihn Niemandem. Zu ihrer alten Schulgesponsin Kundl hatte sie wollen hinabgehen und dieser den Jammer mittheilen, da zog die Müllerstochter fort in's Kloster, rein wie ein Engel, und sie, die arme Nani, die Sünderin blieb zurück, ohne Hilfe und ohne Freund, zagend und weinend der Stunde harrend, die sie in die öffentliche Schande und in die Todtenkammer bringen sollte. Und noch vor der Zeit gebar sie ein todtes Kind. Das trug sie hinaus hinter das Häuschen und grub es in die Erde.

Aber da kam aus dem Dorfe herauf ein Hund, der scharrte die kleine Leiche aus, und die Häuslerin wurde als Kindesmörderin festgenommen. Sie ließ Alles mit sich geschehen, sie brachte kein Wort hervor zur Vertheidigung.

Und so banden sie dem unglücklichen Mädchen den Strohkranz auf das Haupt, und zwei Gendarmen führten sie durch das Dorf und fort zum Richterstuhl.

Der Richter ließ die Dinge genau untersuchen, und da schwand die Schuld des Mädchens von Thatsache zu Thatsache, und endlich erschien sie so klein, daß der weltliche Richter den Urtheilsspruch dem göttlichen anheimstellte und die Angeklagte frei von hinnen ziehen ließ.

Aber Nani hatte es in solcher Zeit verlernt, die Welt zu lieben und sich an ihr zu freuen. Sie kehrte nicht mehr

zurück in das Alpendorf; ihr enttäuschtes Gemüth suchte auf fremden Wegen eine Ruhestätte. —

Die arme Häuslerin war im Dorfe bald vergessen; dafür kam einmal, und zwar noch im Herbste desselben Jahres, eine andere Neuigkeit. Sie kam in einem Briefe zum Pfarrer, der Pfarrer schickte sie in die Brückmühle. In der Brückmühle aber richtete sie großen Jammer an. „Nur wenige Monate fort," hieß es, „und schon todt!" Kundl war verloren — gestorben.

Wann und warum und wie, das stand nicht in dem Schreiben.

Der alte Müller hielt seinen Kopf mit beiden Händen und rief herzerschütternd: „Das ist mein Verderben!" Dann wollte er sich in die Radstube stürzen, daß ihn die Räder zermalmten.

Auch sein Weib war anfangs untröstlich, doch sie suchte Trost und Erquickung bei der alten Wurznerin.

Der Müller irrte mit zerzausten Haaren durch die Dorfgasse und jammerte: „Mein Kind, mein einzig' Kind todt! Ich habe es gemordet!"

Der Pfarrer kam, um den alten Mann zu trösten, doch dieser floh und fluchte dem Pfarrer, fluchte den Jesuiten und nannte sie die Räuber seiner Tochter.

Er fand keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. In jeder Gestalt glaubte er den Pater Ignatius zu sehen; im Traume erblickte er bleiche Nonnengesichter.

Eines Morgens — es rauschte das Wasser viel gewaltiger als sonst durch die Radstube — fand man den Müller erhängt auf dem Mühlboden.

Der Pfarrer gab's nicht zu, daß man ihn auf dem Friedhofe begrabe; abseits am Gartenrain, wo der Wachholderstrauch steht, scharrten sie ihn ein.

Wer war jetzt noch übrig von unserer Mühle? — Eine irrsinnige Wittwe.

Daß sie ihren Mann von geweihter Erde ausgeschlossen hatten, das ging dem verkommenen Weibe tiefer in's Gemüth, als der Selbstmord; ein ungeweihtes Grab war ihr schrecklicher noch, als der Gedanke an das Fegefeuer. Im Sinnen und Schwärmen verlor sie endlich den Verstand. Sie irrte in der Mühle umher, brannte auf dem Mühlboden, wo sich ihr Mann erhängt hatte, dann und wann ein geweihtes Kerzlein und betete dabei. Sie glaubte, daß die Seele ihres Mannes so lange um das geweihte Lichtlein herumfliege, bis sie erlöst sei. Einmal kam ein gefleckter Falter und flatterte um die Flamme, bis er daran kleben blieb und jämmerlich verbrannte. Da brach das Weib in ein gellendes Lachen aus und zerrte an ihren Kleidern.

Die Räder in der Radstube standen still, das Wasser rauschte eintönig über sie hinweg. Es wollte Niemand kommen und mahlen, und im Dorfe erzählte man sich, daß es in der Mühle nicht geheuer.

So kamen die letzten Tage des Spätherbstes, und über dem Teufelsstein standen immer finstere Nebel. Es schnitt ein eiskalter Wind, es fiel Schnee und der drückte viel überreifen Hafer, der noch auf dem Felde stand, in die Erde.

Spät, an einem Novemberabend, brüllte der Egydistier über das Dorf. Das bedeutete Feuer.

Die Leute liefen aus den Häusern. — „Die Brück-

mühle brennt!" hieß es, und die Flammen schlugen bereits hoch über das Dach empor, und im Dorfe war es so hell, daß man die Fensterscheiben hätte zählen können.

Retten war zu spät; die große Mühle mit allen Wirthschaftsgebäuden brach in ihren Gluten zusammen.

Und am andern Morgen ragten die dunkelrothen Mauern über den rauchenden Bränden gegen den bleigrauen Himmel, und Schneeflocken tänzelten hernieder.

Die alte Müllerin kauerte an der Brandstätte und wärmte sich die Finger an den kohlenden Balken und lächelte dabei.

Die Leute behaupteten, das Feuer sei von ihren Kerzen auf dem Mühlboden enstanden.

Das arme Weib wurde in Gewahrsam genommen. Grund und Fahrnisse der Mühle wurden nach dem Auftrage des Bezirksgerichtes veräußert, aus dem Erlös ein Armenhaus gebaut, und die Müllerin in demselben untergebracht. Dort hatte sie wieder ein Daheim bis an ihr Ende.

Als letzte Kunde von der alten Wurznerin, daß sie in ihrem Leben noch manch' echte Thränenstunde abgehalten, daß sie aber das „Kräutlein für den Tod" nicht gefunden.

Wie früher, kam der Landbote noch oft und oft in's Dorf, aber immer nur für kurze Zeit. Da stand er wohl still an den verlassenen Mauern der Mühle und gedachte der traurigen Geschicke. Albin war nach seiner Genesung von dem Hause des Boten fortgezogen, der wußte von Allem nichts.

In der neuen Mühle.

Seit alldem sind Jahr und Tag vergangen.

Da hat die Gemeinde Falkenbach wieder einmal einen ganz besonderen Festtag. Wieder ist, wie einst im Freien vor der Kirche eine Kanzel errichtet; die Kanzel ist aus Tannenholz gezimmert und mit vielen Reisigkränzen geziert.

Die Gemeinde hat einen neuen Pfarrer bekommen, denn der alte liegt unter dem Hügel neben dem halbverfallenen Missionskreuze.

Der neue Pfarrer, noch nicht lange im Ort, soll heute die erste Predigt halten; weil die Kirche dazu viel zu klein, hat man die Kanzel im Freien gebaut.

Der neue Pfarrer ist ein junger, gar freundlicher Mann, heißt Friedrich Bürger und ist der Sohn des Landboten von Birkenhaide.

Als er nun auf der Kanzel stand und mit seinen ehrlichen Augen die Gemeinde überblickte und als er so ruhig und einfach und liebreich sprach, da wurde den Zuhörern warm und leicht um's Herz und nach der Predigt sagten sie zu einander: „Der da, der wird der Rechte wohl sein!"

Nun wurde auch der Landbote nicht mehr fortgewiesen, wenn er im Dorfe irgendwo einsprach — doch, er war ja stets im Pfarrhofe. Er trug schon schwer an seinen siebzig Jahren und so hatte er das Botengehen aufgegeben; die Leute nannten ihn nun den „alten Herrn".

Eines schönen Sommerabends, als der Pfarrer und der alte Herr auf der Holzbank vor dem Pfarrhofe saßen, kam ein Reisender mit einem breiten Hut und braunen Vollbart

des Weges gerade auf die beiden Männer zu und rief: „Grüß' Gott, Landbot', grüß' Gott, Herr Pfarrer!"

„Blitz und Morgenstern, der Albin?" schrie der Greis auf und holperte dem Ankömmling entgegen. Auch der Pfarrer stand auf und schüttelte ihm herzlich die Hand.

Bald darauf saßen die drei Männer im Zimmer bei einem guten Glase.

„Wißt es auch schon, — da unten?" fiel der Alte, gegen den Mühlbach deutend, mit der Thür in's Haus.

„Alles, Alles, mein lieber Alter," war die kurze Antwort.

„Und ihr seid doch gekommen?"

„Ist eine schwere Zeit gewesen, Landbot', seit ich von euch fort bin. 's ist bitter, wenn man was Liebes verloren hat in der Welt, aber daß man's nicht vergessen kann, ist noch bitterer. Dagegen ist das Wiederfinden süß und die größte Freude auf Erden. Alter, Herr Pfarrer, es wird mir ein Wagen folgen; ich bin ihm nur vorausgelaufen um auszukundschaften, ob die Wege fahrbar sind. Ich bringe meine Gattin mit."

„Brav, so läßt sich's leben," sagte der Pfarrer, „und nun trinket Wein und esset Brot!"

„Ja," sagte der Landbote, „wenn wir Brot essen wollen, so müssen wir auch einen Müller haben. Ihr solltet jetzt bei uns in Falkenbach bleiben."

„Wenn es meiner Gattin hier gefällt, mir ist es recht; die Meinen sind Alle heimgegangen! wo ich jetzt meinen eigenen Herd gründe, das ist eins."

„Ihr baut unsere Mühl' wieder auf; richtet die drei

Räder wieder an, und wenn ihr an den Abenden beisammen im Garten sitzet, so sollt ihr von keinem Baum mehr fallen und euch im Kopf kein Loch schlagen. Topp ein, Müller!"

Darauf erhob der Pfarrer das Glas auf die neuen Mühlsteine, und der Landbote hob es, und Albin hob es, und sie klangen an, und da klang in der Dämmer auch noch ein Vierter dazu — der Egydistier.

Zur selben Stunde rollte ein zweispänniger Wagen in das Dorf; Albin eilte ihm zu und hob eine freundliche Frau aus demselben. Die Falkenbacher riefen aus Ueberraschung alle Namen der Heiligen an, denn sie kannten die Frau — Kundl, die Tochter von der Mühle.

Die Geschichte ist ein wenig abenteuerlich, aber kurz erzählt.

Die Schleifernani sehnte sich nach dem traurigen Begebnisse in ein Kloster. Um sich aber nicht plötzlich in die neue Lage zu versetzen, machte sie zuerst einen Besuch bei ihrer Schulfreundin Kundl. Sie traf das Mädchen bleich und trostlos; Kundl klagte ihr unter strömenden Thränen, daß sie für ein solches Leben nicht geschaffen sei, daß sie in diesen Mauern vergehe, oder daß sie wieder fort müsse hinaus in die Welt. Die Nani hatte auf ihrer Wanderung den Müllerburschen Albin begegnet, sie wußte, daß er sich an diesem Tage in dem nahen Städtchen befand. Da kam ihr ein trefflicher und schlauer Gedanke. Sie schlug vor, daß sie in der Zelle die Kleider wechselten, daß die Kundl in der Abenddämmerung als Nannerl das Kloster verlasse, während die Nannerl freiwillig auf die Welt verzichten und die Verantwortung der Flucht übernehmen und für die Mühle in

Falkenbach beten wolle. Die Müllerstochter fiel der Retterin um den Hals und hauchte: „So sei gesegnet, du aufopferndes, gottverwandtes Herz, du schenkest mir mein Leben wieder!“

Der Plan gelang, und Kundl sah noch an demselben Abend ihren Albin. Sie zogen in seine Heimat, erwarben sich den Segen der Ehe und durch Fleiß und Arbeit eine sorgenfreie Zukunft.

So kehrten sie nun nach Jahren zurück in die traurige und doch so liebe Heimat Falkenbach.

In einem unbestimmten Schreiben hatte damals die Oberin der Gemeinde Falkenbach den Verlust des Mädchens angezeigt. Aber Verlust heißt nicht todt — das hätte der Pfarrer dem alten Müller darlegen sollen.

Die arme Nannerl aber verlebte, nachdem sie den Stürmen der Oberin maßvoll und siegreich widerstanden war, in den düsteren Mauern still und ergeben ihre Tage. In der ersten Zeit hatte sich Pater Ignatius einige Male eingefunden, um das Seelenheil der jungen Nonnen zu revidiren; endlich aber verscholl der fromme Mann und es hieß, er sei hineingezogen in das heiße Afrika zu den Wilden.

* * *

Wer heute in die Gegend kommt, der spreche ja gewiß in Falkenbach zu. Das ist jetzt ein sehr freundlicher Ort mit hübschen, gemauerten Häusern, jedes Haus ist assekurirt und hat einen Blitzableiter. Gar stattlich steht die Dorfmühle da; die hat einen hohen Schornstein, sie wird zum Theile mit Dampf betrieben, weil das Bächlein für Gänge nicht hin-

reicht. Auch eine große Bäckerei ist dabei, denn die Leute herum erwerben viel Brot und essen auch viel.

Der Müller ist ein Mann in den besten Jahren; er ist Dorfrichter und liest jeden Sonntag seine Zeitung. Seinem Weibe sind in der lebendigen neuen Mühle die traurigen Erinnerungen an die alte verblaßt; sie singt allweg fröhliche Lieder — liebliche Wiegenlieder vor Allem sind ihr jetzt an der Zeit.

Auf den Feldern wird emsig mit Maschinen geackert, und die Leute bauen sogar Weizen. Sie scheunen ihn aber weislich ein, bevor der Schnee kommt.

Im Dorfe bauen sie an einem neuen Schulhause; das bekömmt vier Klassen, eine Turn- und eine Singschule und ein physikalisches Kabinet.

Landbote geht keiner mehr; von Birkenhaide kommt alle Tage der Postwagen und die Leute strecken dem Postillion schon von weitem die Hände entgegen, wenn er ihnen Schriften und Zeitungsblätter abgibt.

Das Missionskreuz ist verfallen, der Egydistier ist umgetauft worden und heißt: Concordia.

Die Concordia hat einen guten Klang und der Pfarrer und der Müller freuen sich darüber und alle Nachbarsgemeinden sagen: „Wenn die Luft so zieht, daß Ein's die Concordia von Falkenbach hört, so deutet es gut Wetter!"

Das Dreigespann des Todes.

Wenn sich zwei junge Leute lieb haben, und es ist zwischen ihnen die Grenze oder sonst ein steinharter Kopf, oder überhaupt ein Schlagbaum, der allfort drohend auf- und niedergeht, als wollt' er endlich doch einmal zuschlagen, die Erde mitten auseinander hauen und so die zwei verliebten Leut' in alle Ewigkeit von einander trennen — so ist das eine Noth zum Erbarmen.

Und der Herrgott hat die Palmen wachsen lassen auf der Grenze.

Palmen in den Alpen, am Fuße des Watzmann? Ja, die Weidensträuche, wie sie an jedem Bache, auf jeder Haide und auch hier an der Grenze zweier Länder wachsen, sind die Palmen der Aelpler, die sie am Palmsonntage sammeln und weihen lassen.

So sind auch heute, am Vorabende des Palmsonntages, einige Knechte aus dem nahen Maihofe da, um Weidenreiser zu schneiden. Sie suchen die schlanksten aus und solche, welche die größten und zartesten Blüthenkätzchen tragen.

„He, Palmesel, pack' auf;“ ruft der Eine, die Zweige von der Hecke lesend.

„Thu's wohl eh!“ entgegnet ein kleines, geschäftiges Männchen, das gleich weiß, wen es angeht, wenn der Palm-

esel gerufen wird, „thu's wohl eh. Das wird ein braver Buschen dieses Jahr. Wenn morgen dem Pfarrer nur die Weih' nicht zu schmal wird!"

„Borgt er leicht bei unserm Palmesel eine aus. Dein Vater, der Herrgottltrager, wird dir wohl ein paar Pfund geschenkt haben, der tragt die Weih' ja zentnerweis' in's Land. Pack' auf, Palmesel!"

„Palmzweigel hat Ein's nie zu viel unter Dach. Es gibt Hexen und böse Wetter; dem Vieh steckt man auch gern so ein geweihtes Palmkatzel zu."

„Das sind falsche Palm', hat mein Vater gesagt," versetzt das Männchen, „die rechten wachsen in Jerusalem."

„Und wo wachsen denn seine hölzernen Herrgöttle?"

„Thut's nit so schreien, Leut'," mahnt der Oberknecht, „sonst könnt' sich's schicken, wir kriegten die Palmzweigel auf unsere Rücken."

Sie hatten böses Gewissen, die Maihoferischen. Ihr Hof stand auf dem Baierischen drüben; die Weidenzweige aber, die sie abhieben, von denen konnte man nicht mehr sagen, sie standen auf dem Baierischen, diese konnten zum Theile auch österreichisch sein und dem nahen Donnersberghofe angehören, sie wuchsen auf der Grenze.

Und richtig, kaum hatte der Oberknecht sein Mahnwort gesagt, so fluchten schon einige Männer vom Donnersberghofe mit geballten Fäusten herbei:

„Saggra, saggra! Wer schlägt Palm' auf unserm Grund?"

„Seit wann ist die Grenz' euer Grund?" entgegnete ein Maihoferischer.

„Seit wann ist sie der eure? Himmelherrgotts schwere Noth, ist das ein baierisch Gesindel! — Stehlen Palmzweig und lassen sie weihen.“

„Wer stiehlt? Kreuzsaggra! Was unser, das nehmen wir am hellen Tag und fliegen auch schon die Fledermäus' herum.“

„Haltet die Mäuler!“

„Ho, das deine wollt' ich dir stopfen, hätt' ich erst einen Zentner Haderlumpen da!“

„Ihr All zusammen gebt erst neunzig Pfund, ihr Hascher!“

„Her da! her da! Die Schädel auseinand'!“

Wild fuhren sie zusammen und die Fäuste hagelten über die Köpfe.

Da war's wohl zu rechter Zeit, daß Mina, die einzige Tochter aus dem Donnersberghofe, herbeikam.

„Auseinand'! Ruh' gebt's!“ rief das schneidige Mädchen und drängte sich zwischen die Balgenden, „habt's keine Schand', heut' raufen am heiligen Palmsamstag! — Wollt ihr der Landesgrenz' wegen Prozeß führen, so müßt ihr zum König und Kaiser spazieren. — Aber nein, sind mir das kindische Leut', zuletzt gibt's noch einen Palmkatzelkrieg zwischen Baiern und Oesterreich!“

Die Burschen gingen brummend auseinander — jeder in sein Land.

„Da raufen sie um die Palm'!“ sagte Mina vor sich hin, „hast so was schon gesehen? Das sind mir saubere Friedenspalm', die auf der Grenze stehen.“ — Dann setzte

sie sinnend bei: „Wenn's nur keine Grenz' thät geben auf der Welt!"

„Gelt!" rief jetzt plötzlich ein junger bildsauberer Bursche wie Echo dazwischen, der lustig von der baierischen Seite herbeieilte. „Gelt, Mina, nur keine Grenz', die Welt gehört zusamm': was mein ist, ist dein, und dein Sach' ist mein Sach' — Punktum und Streusand und gleich das Siegel d'rauf!" Er faßte bei diesen Worten das Mädchen und drückte einen kecken Kuß auf ihren Mund.

„Ich bitt' dich, Toni!" rief Mina abwehrend, „heb' mir mit dem nit an, 's ist nachher kein Aufhören."

„Hören wir halt nit auf!"

„Schau, Toni," sagte das Mädchen traurig, „siehst du ihn, den Watzmann dort oben mit dem schneeweißen Haupt? Auf dem ganzen Berg ist kein Stein, der so hart thät sein wie mein Vater. Mein Vater hat gesagt, bis der Kaiser Karl vom Untersberg aufsteht, könnten wir Zwei zusammen heirathen."

„Schon!" versetzte der Bursche höhnisch.

„Toni, da sind wir Zwei schon lang verwest!"

„O je, bishin sind wir schon wieder ein halb dutzendmal geboren worden!" rief Toni.

„'s ist hell zum Verzagen," schluchzte das Mädchen, „ich bin betrübt, wie das gefangene Vöglein in der finstern Stub'."

„Und weißt du, Mina, was das gefangene Vöglein thut? Singen thut's. Hörst es, wie Alles lustig ist?"

Bald darauf schlang der heitere Bursche seinen Arm um die drallen Hüften des Mädchens, und sie sangen:

„Und d' Liab is, wie a Bleamerl,
Des muaßt recht guat und fleissi pflegn,
Und d' Liab, de braucht a Busserl,
Wia 's Bleamerl braucht an Regn.

Oba grod an oanzigs Busserl,
Des kitzlt, beißt und hot nit gnua,
Do muaß ma leicht wul noh oans hobn,
An oanzigs gibt ka Rua!"

„An oanzigs gibt ka Rua!" sangen es die Berggeister nach in den nahen Felsen, und das Pärchen that, wie es das Lied verlangte.

Aber Unheil brütete das Schicksal, und hinter dem Grenzgebüsche lauerte ein alter Mann, derb, wie die Wände des Watzmann, rauh, wild wie die Stürme, die zuweilen niederfahren von ewigen Gletschern. Kaum war das Echo des Liedes verklungen und der Kuß verglüht, als dieser Mann — der Donnersberghofer war's — hervorbrach und die zwei verliebten Leut' auseinander riß.

„Erst kaum aus der Fatschen, hat der Teufel schon sein Spiel!" polterte er seiner Tochter zu, „was geht dich der Baier an?"

„Vater!" flehte das Mädchen.

„Spiel' mir keine Komödie vor! Marsch!"

Da schlich das arme Kind beiseite.

„Und was suchen *wir* auf dem Platz?" fuhr der Alte den Burschen an.

„Was *ihr* sucht, ist mir nicht bekannt," entgegnete Toni trotzig.

„Keine Wortreiterei, ich bin der Donnersberger!"

„Und ich der Maihofer!"

„Oh, ich kenn' dich!"

„Wir sind Nachbarn," sagte der Bursche.

„Oho!" rief der Alte, „zwischen dem Donnersberg und dem Maihofe ist ein Schlagbaum, höher und dicker wie der Watzmann."

„Ein Büchsenschuß weit, sagen die Leut', sind unsere Höfe auseinander."

„Ist richtig," versetzte der Bauer, „zur Kriegszeit schießen wir einander nach den Köpfen. Maihofer, du stehst in Feindesland!"

„So räume ich ja gerne den Boden," sagte Toni und stieg ruhig über die Grenzhecke, „hier aber bin ich daheim, und von hier aus frage ich euch, Donnersberger, was habe ich euch in den Weg gelegt?"

Statt zu antworten, stieß der Bauer ein Büschel abgehauener Weidenreiser mit dem Fuße beiseite: „Sind rechtschaffen fleißig gewesen, deine Knecht'!"

„Nachbar," beruhigte der Bursche, „diese paar Zweige sind auf der Grenze gewachsen."

„Geh' mir weg mit so einer Red'!" rief der Alte, „die Grenz' ist scharf und schmal, wie eine Rasirmesserschneid', d'rauf wächst kein Strauch. Aber na ja, ihr habt es mit der Grenz' allweg nit so genau genommen. So ein paar Palmzweigel sind euch nit immer genug gewesen; unsern Wald hättet ihr mögen und leicht gar noch die Salzburgerstadt dazu, ihr verflixt Baiernvolk übereinand'!"

Toni schwieg einen Augenblick, er wußte gar nicht, wie sich so eine Rede schickte mitten in der Friedenszeit. Der Donnersberger aber fuhr fort, und hieb derb über die Baiern los, daß kein redlich Stückel blieb, von der Salzach bis an die Iller. „Ja, ja,“ rief er, „so lang' wir Oesterreicher noch nöthig waren zur Schutzwacht an der Ungarn- und Türkengrenz', sind wir euch recht gewesen; nachher aber! — Geh' mir weg! Seit dem Siebziger-Krieg mag ich keinen Baiern mehr leiden, keinen einzigen. Ich, der Donnersberger, bin ein Oesterreicher. Da schau' her!“ schrie er und schlug mit der flachen Hand auf sein linkes krummes Bein, „das ist mein' Ehr'! Zehn gerade Füß' sind nit so viel werth, wie der krumme da; eine Kugel hat ihn gezeichnet in Italien — für Haus Oesterreich ist's geschehen. Und geht's heut' oder morgen gegen die Preußen, gegen das Baiernvolk, so hab' ich noch einen gesunden Fuß und zwei kernfrische Händ', und mein Haus ist die Wacht an der Grenz'!“

Was der Alte heut' wieder wild ist! dachte Toni, aber ich geb' den Feldzug nicht auf. Der Donnersberghof wird belagert von einem Baiern. Gute Nacht, Mina! . . . „Und Ihr, Donnersberger, wollt Ihr mir die Hand reichen über die Grenz'? Das Politische überlassen wir den hohen Herr'n, und der Palmzweigel wegen werd' ich mit meinen Leuten ein Wörtel reden.“

Sieht er's ein, ist's recht, dachte sich der Bauer, und versetzte mit dumpfer Stimme: „Gute Nacht!“

„Kommt nur der Herrgottltrager wieder einmal in's Land,“ flüsterte der Bursche dem hinter dem Gesträuche

stehenden Mädchen zu, „der weiß einen Rath, der kriegt den Alten schon um den Finger." Dann ging er davon.

Mina trat schüchtern vor und zog dem Vater sorglich den Rockkragen über den Hals und Mund herauf: „So, Vaterl, 's streicht ein mächtig kaltes Lüftel; wollen den Bader um einen Thaler betrügen; so, Vaterl!"

„Aha!" versetzte der Alte, „willst mir schön sauber den Mund verstopfen. O, ihr Weibsleut'!"

„Der Maihofer," versetzte das Mädchen leise, wie halb verloren, „grob, sag' ich, thät er's nit meinen."

„Das sag' ich selber, das ist ein Feiner!" rief der Bauer. „Na, na!" setzte er dann begütigend bei, „ich weiß, Minerl, der Bursch' steckt dir schon seit lang' im Kopf. Aber schau, sei g'scheidt, so was darf nit sein. Just gegen den jungen Maihofer hab' ich nichts, selb' kannst mir glauben; und stund sein Haus nit in dem dalkerten Baierischen drüben, wir thäten gleichwohl reden von der Sach'."

„Leicht brennt er sein Haus nieder, Vater, und kommt zu uns herüber," sagte das Mädchen etwas vorlaut, „denn haben muß er mich, selb' hat er gesagt."

„Bist eine verliebte Gredl!" rief der Alte.

Als sie hierauf Beide gegen den Hof gingen, blieben sie oft stehen, und der Vater sprach eifrig mit der Tochter und diese blickte verzagt zu Boden.

Der Donnersberger gehörte zu jenen Leuten, die, wie man sagt, Kirchthurmpolitik treiben; nur nahm er es sehr ernst und war im Stande, seinen starrsinnigen Ansichten manch' bedeutendes Opfer zu bringen. Dazu war er einer

jener Bauern-Aristokraten, die so gut und stolz ihre Ahnen zählen, wie der blaublütigste Edelmann.

„Ich bin ein Oesterreicher," sagte er zu seiner Tochter heute, „und das will ich auch bleiben bis an mein End'. Der Donnersberghof ist ein uralt Anwesen; seiner Tage hat der Untersberg dazu gehört, und mein Urgroßvater hat sich als Hirt auf dem Berg einmal verirrt, ist in's Unterirdisch kommen, hat den Kaiser Karl sitzen gesehen am steinernen Tisch. Darauf hat mein Urgroßvater ein einwendig's Gesicht gehabt: 's wird ein Zeit sein, wird am Berg der alte Birnbaum grünen, werden die schwarzen Vögel nit mehr krächzen in unserm Land, wird der alte Karl treten an's Licht der Sonnen heraus und der Donnersberghof wird stehen und halten fest und treu zum alten Kaiserhaus. — Das ist mein Glauben und mein heiliger Stolz, und das hab' ich von neu gelobt vor Jahren, wie unsre Kaiserleut' sind da gewesen im Gebirg."

„Jetzt hab' ich ihn, wo ich ihn brauch', jetzt will ich ihn gleich stimmen," sagte das Mädchen bei sich und dann laut: „'s ist schon Feierabend heut', so erzählt mir wieder einmal von unsern Kaiserleuten!"

Da war der Alte im Fahrwasser.

Er erzählte, wie er die kaiserliche Familie gesehen, und zerfloß in eitel Lob und Preis und Begeisterung.

In diesem Augenblicke war von dem Schachen her ein lustiges Jodeln vernehmbar.

Der Donnersberger horchte, schüttelte dann den Kopf und brummte: „Na, aber nit einmal in der Fastenzeit mögen sie's lassen!"

„Ja, da kommt Einer," rief das Mädchen, „der hat leicht singen und lachen, der tragt unsern Herrgott im Sack und alle Heiligen auf dem Buckel daher."

„Dirn, was willst mit der ketzerischen Red'?" fuhr sie der Bauer an.

„Der Herrgottltrager steigt daher!" kicherte das Mädchen.

Und richtig, die Anhöhe herauf stieg ein alter Mann, gebeugt unter einer Rücktrage, auf welcher Heiligenbilder, Kruzifixe und verschiedene Spielwaaren sich befanden. Der Anzug des Mannes war halb städtisch und halb tirolisch bäuerlich. An einem Arme hatte er ein blaues Sacktuchbündelchen hängen; auf dem tirolischen Spitzhut wehte ein Tannenreis.

Das Gesicht des Ankömmlings war ganz bartlos, so daß man auf demselben sogleich die ganze Verschmitztheit und Schalkhaftigkeit, die in solchen Hausirern gerne steckt, lesen konnte.

„Gute Vesper, gute Vesper, in aller Huit!" grüßte er, als er dem Bauer und seiner Tochter in die Nähe kam, „aber das ist ein gäh' Ruckel da herauf. Der Donnersberghof liegt hoch — steht auch hoch!"

Mina wendete sich ab und redete mit sich selbst: „Der hat mir einmal aus der Hand gewahrsagt, daß ich den Toni thät kriegen. Aber mein Lebtag, ei ei, wenn der Vater nit will, kann der Herrgottltrager sammt seinen Heiligen nit helfen." Und etwas lauter setzte sie bei: „Gar das Sacktüchel hat er heut' voll Heilige!"

Da wendete sich der Hausirer zu Mina: „Weißt,

Jungfer, ein caputer Herrgott ist drin. Daß gar der Gerechte alle Tage siebenmal strauchelt, das weißt. Nu, so bin ich halt auch gestrauchelt. Wie ich da heraufsteig' über die Lehn', schmeißt's mich hin, und der groß' Herrgott, nit faul, hupft aus und kracht 'nab über die Leiten, daß All's teufelt. Ich steig' schön stad nach, such' die Trümmer zusamm' im Graben. Aber der Kopf — meinst, ich hätt' ihn gefunden? Gewesen ist's, wie wenn der bös' Feind thät' d'rauf sitzen. Pfutsch ist er."

Dann setzte er langsam seine Trage ab und begann auszupacken.

„Du, Donnersberger," sagte er zum Bauer, „heut' hätt' ich dir ein schönes Kruzifixl! Das ist ein Zeugl und ganz nach der Mod'!"

„Geh' Er mit seinem neumodischen Herrgott in's Bairisch' 'nüber!" fuhr ihn der Bauer an, „wir bleiben beim alten!"

Der Herrgottltrager ließ sich aber nicht einschüchtern. „Ein Osterlämmlein, da, für die heilige Zeit," sagte er geschmeidig, „ein uralt Stückel. — Und was ich der Jungfer für einen saubern Heiligen mitbracht hab': Sanct Antoni! Verlorene Sachen find' er viel, läßt sich waschen wie der Will'!"

„Geh mir weg, du!" schmollte das Mädchen überlaut, sagte aber sogleich zutraulicher: „Was thät er denn kosten?"

„Leicht einen Brautwerberbuschen," flüsterte der Alte, „guck, der rechte Toni ist nit weit von da!" Dabei blinzelte er unendlich vielsagend.

Von dem Dorfe herauf knallten einige Pöllerschüsse. Sie gellten vielfach nach im Gewände.

„Geht schon los," murmelte der Herrgottltrager kopfnickend.

„Sind die Leut' denn närrisch!" grollte der Donnersberghofer, „verpuffen das Pulver jetzt in der Fastenzeit. Zu Ostern mögen sie nachher ihre Dummheit einladen — kracht auch."

„In Oesterreich ist jetzt keine Red' von einer Fastenzeit," versetzte der Hausirer.

„Von wegen der dalkerten Weltausstellung 'leicht?" rief der Bauer, „eine Prahlerei! Unser Herrgott stellt die Welt aus, die Leut' haben keine dazu."

Unsere Geschichte trug sich nämlich im Frühjahre 1873 zu, und so gab's nun für den ein wenig verrotteten, conservativen Bauer viel Stoff zum Greinen und Poltern.

„Donner' nur zu, Donnersberghofer," sagte der Herrgottltrager, „gleich wird die Sonnen scheinen. Hochzeit ist im ganzen Land; die Kaisertochter heirathet."

Bei diesen Worten richtete sich der Bauer hoch auf und lauerte. — „He, Herrgottltrager, was habt ihr gesagt?"

„Ihr Alpenbauern schlaft ja das ganze Jahr; der alt' Hausirertattl muß erst kommen mit der Neuigkeit."

„Wer weiß, ob's wahr ist?" versetzte der Bauer.

„Hab' ja die neu' Zeitung bei mir, da steht's zu lesen d'rin. Da, die Buchstaben kommen von Wien, die werden dir gleich erzählen."

„Hab' keinen Bekannten unter den Buchstaben," brummte der Donnersberger.

Da wiederholten sich die Schüsse; unten im Thal liefen

Leute umher und schwangen ihre Palmreiser. Es war was los in der Gegend; und an der Thür des Gemeindehauses stand's geschrieben: Vermählung der Erzherzogin Gisela!

Und am nächsten Sonntag, am Palmtag, da die ganze Kirche inwendig ein Wald voll „Palmen" war, sangen sie auf dem Chor ein vom Schulmeister eigens gedichtetes Lied.

Der Donnersberger aber murmelte in seinen Rosenkranz hinein: „So wär's denn richtig; jetzt weiß ich, warum es alleweil so klungen hat in der Luft."

Und später auf dem Kirchplatz rief er: „Ja, das Wichtigst' soll Einer doch wissen. Bei meiner Treu' und Seel', wer ist denn ihr Schöner? Halt gewiß ein braver, vornehmer Herr."

Stand schon wieder der Herrgottltrager da: „Ein vornehmer Herr, das will ich meinen! Der Bräutigam ist ein baierischer Prinz. Der tausend, da schaut's her, ich trag' ja das kaiserliche Brautpaar auf dem Papier in der Kraxen bei mir!"

Gleich drängte sich Alles heran, um das Bild zu sehen. Der Donnersberger aber war gar sehr verblüfft. „Ein baierischer Prinz!" murmelte er, „das kunnt doch nit sein!"

Da trat ihm der alte Hausirer recht vor die Nase heran und rief es ihm sehr nachdrücklich in das Gesicht hinein: „Kunnt' wohl sein, Donnersberghofer! Und kunnt' ich reden, ich thät erzählen von einem Mann — wohl von einem Ehrenmann! — der hat eine bildsaubere Tochter, und dieselb' bildsaubere Tochter hat einen kreuzbraven und angese-

henen Herzliebsten. Den will ihr aber der Vater nit lassen — denn warum? Der Herzliebste ist ein Baier."

Der Bauer kneipte den Hausirer erschrocken am Arm: „Nur nit so laut, Tattl, kauf' dir schon was ab!"

Dieser fuhr aber ruhig fort: „Wie's jetzt der Ehrenmann — kennst ihn ja nit, Donnersberger — hat gehört: Die Oesterreicher und die Baiern gehören zusammen, und der Kaiser selber hat seine Tochter einem Baiern gegeben, da . . . was hat er gethan, der brave Mann? — Dem Kaiser hat er's nachgemacht! Und am selbigen Tag ist Hochzeit gewesen an der Grenz', eine vornehme, eine lustige Großbauern-Hochzeit — völlig auch eine Kaiserhochzeit. Und Oesterreich und Baiern heirathen wieder zusamm', hat's geheißen Grenz' auf und Grenz' ab, und der Kaiser Karl im Untersberg hat ein Schöpplein mehr getrunken. Und der alte Herrgottltrager, der Lotter, ist auch dabei gewesen, und all seine Heiligen haben zu tanzen angehebt bei derselbigen Hochzeit, daß der Schein um die Köpf' nur so hat gfledrazt . . . Juch, juch!"

Wie hat sich das Jauchzen auf dem Kirchplatz so wunderlich geschickt! Und wie hat sich's so sonderbar getroffen, daß auf einmal jetzt unter der Dorflinde der Toni stand neben der Mina!

Der Donnersberger hielt sich den Kopf mit beiden Händen, hielt sich die Ohren zu, hört' es aber doch, was der Herrgottltrager noch sagte: „Und heut' geht das Friedensfest, das Palmfest an, und ich bin ein vazirender Brautwerbmann. Und dort stehen am Baum zwei verliebte Leut', möchten gern was sagen und haben kein' Schneid. Lieb'

haben sie, fürwahr, so viel, wie das Kaiser-Königspaar, wie das erste Fürstenkind auf Erden. Deswegen, Donnersberger, sagt: ja! daß wir fertig werden."

Der Bauer schlug die Hände aneinander: „All' halten sie zusamm' in ihrem Begehren; und ich bin ein alter Mann, kann mich nicht erwehren!"

Der Palmkatzelkrieg war zu Ende; der Herrgottlmacher drückte dem jungen Paare einen Weidenzweig mit zahllosen Blüthenkätzchen in die Hand: „Das ist die Sieges- und Friedenspalm'!"

Und Mina's Wunsch war erfüllt; es gab keine Grenze mehr zwischen dem Donnersberg und dem Maihofe, und es gab keine Grenze mehr in ihrer Liebesglückseligkeit.

Der Palmkatzelkrieg

und

die Botschaft des Herrgottstragers.

Ein Bildchen aus Dorflindenholz geschnitten.

Daß sich an demselbigen Junimorgen die Sonne so lieblich gespiegelt hat in den Wellen des Flusses, das ist mir ein Räthsel. Aber die Sonne lacht hernieder auf das Glück, und die Sonne lacht hernieder auf das Unheil; sie lacht über die Erde, sie lacht über Alles; und die Wellen ziehen munter ihre Bahn immerdar, und kümmern sich nicht um das Leben und Sterben der Menschen.

Da hatten es die silberblätterigen Weiden am Ufer besser verstanden; diese neigten sich sanft und zitterten und befächelten leise den Leichnam, den das Wasser an ihr Wurzelgeflechte geschwemmt hatte. Einen milden Sommerabend, eine stille Nacht und einen goldig heiteren Morgen hindurch hatten die zarten Zweige der Weiden das leblose Weib gehütet, und auf den schaukelnden Wellen, im Säuseln der Blätter, und Zirpen der Grillen schlummerte es gerade so süß und friedsam, wie einst in der Wiege.

Es wäre heilig und still geblieben auf der Ruhestatt, aber siehe, ein allfort plätscherndes Fischlein lockte einen vorübergehenden Mann an das Ufer, und drei Sonnenstrahlen zeigten mit Fingern hin, was da war unter dem Gesträuche. Und als der Mann sah, daß hier ein bleicher Mensch zur Ruhe gebettet war, ging er in das Dorf

und sagte: „Leute, da draußen im Wasser ist Eine, die nicht mehr hereingehen kann, wir werden eine Tragbahre haben müssen."

Hierauf kamen viele Leute zusammen, und die Kirchenglocken huben zu läuten an, und allerwärts im Thale hieß es: „Die verrückte Plona ist in's Wasser gegangen."

„So?" antworteten die Leute, „in's Wasser ist sie gegangen? die arme Haut, Gott tröst' die Seel'; 's ist ihr viel Unrecht geschehen auf dieser Welt."

Dann arbeiteten sie wieder und sprachen von ihren Geschäften.

Das Grab ist hart an der Kirchhofmauer bereitet worden; der Todtengräber hat dabei viel geschwitzt und viel geflucht. Und als er von der Arbeit ein wenig ausgerastet, sich ein Pfeifchen hat gestopft, da brummt er: „Kriegt Ein's so keinen Kreuzer für die Müh'; wenn nur so bettelarme Leut' nit sterben thäten!"

Aber Herr Berger, der im Dorfe das größte Haus mit dem weithin glänzenden Schindeldach besaß, bezahlte den Gräber und den Schreiner.

Sonst aber that Niemand viel für das Begräbniß, die Plona hatte sich selbst das Leben genommen, die Plona sollte sich nun auch selbst begraben. Sie hätten es schier darauf ankommen lassen. Nur daß sie nach ihrer Art sagten: „'s wird bald wieder wer sterben: Ruckt Ein's hinein, so bleibt's nit allein, kommt das Zweit' an die Reih', ist das Dritt' auch dabei. Der Tod fährt mit Dreigespann."

Der Mann, der die Selbstmörderin im Wasser gefunden hatte, warf ihr die einzige Scholle auf den Sarg.

Darauf schlug der Gräber oben die Stauchbretter aus, und die schwere Erdmasse rollte in die Grube.

Nun, da sie schläft und so gut zugedeckt ist, können wir wohl laut von ihrem Leben sprechen. Sie hat froh und glücklich sein wollen auf Erden, aber die Mitmenschen haben es nicht zugelassen.

Sagen erzählen, daß in alter Zeit der Mörtel zu Großbauten aus Menschenthränen und Menschenblut geknetet wurde. Aber diese Geschichte kommt nicht aus alter Zeit und ist keine Sage. Sie ist ein kleines Bild des großen Menschenelendes; ich erzähle sie, wie sie geschehen ist. Kein Lächeln der Freude lege ich diesmal hinein, auf daß der Erlöser mag willkommen sein.

Heute noch steht in dem kleinen Dorfe das große Haus. Es hat ein hohes, weithin glänzendes Schindeldach, es hat zierliche, grüne Fensterläden, es ist gebaut aus schönen behauenen Steinen.

Knapp neben diesem Baue stand ein niederes hölzernes Häuschen, das war mehr denn hundert Jahre alt.

Das hatte die Schaaren des siebenjährigen Krieges vorüber traben gesehen und selbst Söhne ausgesendet gegen den Feind. Es hatte die Stürme der Franzosenzeit erfahren, und einmal flatterte schon der rothe Hahn auf den Brettern des Daches. Aber das Häuschen brüstete sich nicht seiner überstandenen Drangsale; bescheiden duckte es sich hin auf seinem eigenen Boden und es war schier armselig anzuschauen gegen den stolzen Bau von gestern.

In dem Häuschen lebte ein noch junges Geschwisterpaar; es hatte keine Verwandten, es stand für sich allein in

der Welt, aber in den beiden Herzen waren die Schicksale der Vorfahren und des Häuschens eingegraben.

Der junge Mann arbeitete auf der Heeresstraße, zerklopfte Steine und schotterte den Grund. Die arme und reiche Welt zog an ihm vorüber. Der reichen, die sehr viel Staub aufwirbelte, blickte er lächelnd nach; aber manchen armen Burschen, der für die Nacht kein Obdach wußte, nahm er mit in sein Häuschen.

Das Mädchen, die Plona, tagwerkte bei den Bauern der Umgebung; sie erwarb sich oft mehr als ihr Bruder, der Steinschläger; aus den Steinen springen wohl Funken heraus, aber keine funkelnden Thaler. Die Plona theilte gern mit ihm; der liebe Herrgott, das war ihr der Himmel; ihr Bruder, das war ihr die Erde.

Da kamen die Franzosen in's Land. Endlos waren die blauen Schaaren, die auf der Heeresstraße zogen.

Drei Reiter ritten auf den Steinklopfer zu: er sollte ihnen die Wege weisen hin zu reicher Leute Thüren, oder weiter in's Land.

„Fahrt zum Teufel, ihr Strolche, ich bin kein Verräther!" rief der Steinklopfer entrüstet. Aber sie wollten ihn mit sich schleppen, da wehrte er sich und schlug dem einen Reiter die Faust in's Gesicht, da schwangen sie ihre Kolben, und der arme Steinklopfer sank zurück in den Straßengraben.

Als Plona an demselben Abende nach Hause kam, lag vor der Thür auf einem Schubkarren ihr todter Bruder. Viele Leute waren herum, und Blauröcke darunter, und ein junger Franzose hoch zu Pferd kommandirte: „Feuer!" Da

krachten die Schüsse und ein Krieger sank leblos auf den Boden hin. Der Erschossene war der Mörder des Steinschlägers.

Der Kommandirende stieg vom Pferde, um das trostlose Mädchen zu beruhigen. Er bot ihr Geld und Gut, er versprach sie zu schützen, er stellte eine doppelte Wache um ihr Haus.

Die Franzosen blieben wochenlang im Thale. Der Kommandant war häufig um das Mädchen, half ihr um den Bruder trauern, suchte sie aber anderseits wieder zur Lebensfreude zurückzuleiten.

„Der hat auch nichts Gutes im Schilde," sagten die Leute. Nicht lange hernach wurde unten an der schwarzen Wand der Kommandant ermordet.

Das waren zur selbigen Zeit die Ereignisse des Dorfes. Es gab wohl noch Greuelthaten, bis der Feind abzog. Plona lief in der Gegend umher, an der Ufern des Flusses auf und ab und suchte und rief nach dem Reitersmann. Vor Kohlhäuptern blieb sie stehen auf dem Felde, und frug nach dem Reitersmann, und als sie keine Antwort erhielt, da schlug sie die Krautköpfe, und rief: „Was seid ihr hervorgekommen aus der Erden, wenn ihr mich nicht wollt weisen!"

So viel wußten die Leute und allerwärts hieß es, die Plona sei irrsinnig geworden.

Dann verflossen viele Jahre. Der Bau mit dem weithin glänzenden Schindeldache war vergrößert worden; das hölzerne Häuschen aber kauerte da, wie es früher gekauert hatte, nur ein paar neue Stützbalken waren gestellt unter

dem Dachvorsprunge. Plona lebte wieder in dem Häuschen und spann.

Sie hatte seitdem kein Kohlhaupt mehr gefragt, und sie verkehrte auch mit keinem Menschen. Sie ging nicht auf den Markt, sie ging nicht in die Kirche; sie dankte für keinen Gruß, sie dankte für keine Gabe. Sie ging zuweilen gegen die schwarze Wand hinab, wo jener Reitersmann begraben lag unter einer Kiefer.

Einen kleinen schwarzen Pudel hatte sie, den zärtelte sie und redete zu ihm den ganzen Tag und aß mit ihm aus einer Schüssel. Sie lebte von ihrem kleinen Eigenthum; ihr ganzes Glück schien darin zu sein, daß sie ein Heim besaß, war es auch niedrig und klein; daß sie ein eigen Plätzchen hatte für ihr müdes, wüstes Haupt.

Sie war Niemandem im Wege; man sprach nicht von ihr, sie war vergessen. Nur wenn man ihr im Walde begegnete, wo sie gerne wilde Früchte sammelte, oder unter der schwarzen Wand, wo sie gerne bunte Steinchen auf den Erdboden legte, rief man: „Ei, die Plona! he, was treibst denn du da, du Närrische!“

Da entgegnete sie nie ein Wort, sondern stahl sich seitab.

Der Herr Berger war weit besser daran; der war geachtet im Dorfe, die Leute rückten die Hüte und Hauben vor ihm. Herr Berger verstand sich wohl auf sein Geschäft und dessen Vortheil, aber er hatte noch Niemanden betrogen, er war ein Ehrenmann. Wenn er so auf der Gasse stand, und sein stolzes Haus betrachtete, und die arme kleine Hütte daneben, so strich er sich die dicken Backen und mur-

melte: „Der Tausend, das steht just nit prächtig zusammen; wenn's recht aufkommt, den Kotter leid' ich nicht da."

Rief er einmal durch's Fensterchen hinein: „Guten Tag, Plona! magst mir dein Häusel nit verkaufen? Thät's niederreißen und du nähmest dir anderwärtig ein Stübel auf."

„Was willst?" versetzte das Weib, „du, führ' mich nicht in Versuchung! ich will sterben in diesem Hause, wie mein Bruder, mein Vater, mein Großvater in diesem Hause gestorben ist, und das der Reitersmann bewachen läßt. Und das ist mein fester Vorsatz, und das ist mein heiliges Glück, und das ist mein letztes Wort bis in die Ewigkeit hinein!"

Herr Berger ging in die Gemeindestube und führte ein sehr vernünftiges Ansuchen und legte eine Note auf den Tisch. Darauf sagten die Männer der Gemeinde: „Ja, ja, 's ist richtig! so eine alte Baracke mitten im Dorf! die Plona ist im Kopf nicht beisammen und weiß leicht mit dem Feuer nicht umzugehen, und auf den Häusern sind die Schindeldächer. Wenn der Holzkotter auch ihr Eigenthum ist, wenn sie ihn auch nicht gutwillig abtreten mag — 's wird schon noch ein Mittel sein. 's ist halt wegen der G'meind'."

Darauf sind nicht viele Tage vergangen — ist der Plona auf einmal der Hund weg. Sie sucht, sie ruft, sie fängt zu klagen an, bis ihr der Gemeindediener sagt, der Hund sei oben im Dorfwald bei der Köhlerei gesehen worden. Da macht sich das Weib eilends auf gegen den Wald. Kommt aber zu spät; der Köhler hat den Hund nicht gekannt,

und ihn zum Alpenhofer hinauf geschickt. Sie eilt davon, sie schnauft, sie ist müde und kann völlig nicht weiter; erst zur Nachmittagszeit kommt sie zum Alpenhofer und findet dort mit tausend Freuden ihren Pudel. Die Alpenhoferin ist ein gutes Weib, die setzt ihr Milch und Brot vor. Zum erstenmal nach vielen Jahren genießt Plona wieder einmal einen Bissen außerhalb ihrer Heimstätte; so gut wie bei eigenem Tisch wollt's wohl nicht schmecken, aber sie sagt ein Vergeltsgott zu tausendmal, nimmt das Hündchen in den Arm und holpert heimwärts. Und unterwegs erzählte sie dem Thiere die Sorge um ihn, und was der Gemeindediener und der Köhler gesagt habe, und daß sie rechtschaffen in's Keuchen gekommen sei hinauf gegen den Alpenhofer, weil sie doch gar nit mehr so jung, und weil sie's arg auf der Brust habe und daß es für sie wohl allweg das Gescheidtere wäre, sie bliebe daheim in ihrem kleinen Stübchen.

Der Pudel keifte, zum Zeichen, daß er das wohl glaube und daß er mit Allem einverstanden sei.

Als Plona am Friedhofe vorüber kam, blieb sie stehen. — Was ist denn das? der Todtengräber schaufelt ja meinen Bruder aus! Sind denn schon die zwanzig Jahr' vorbei, wo er die Ruhstatt wieder einem Andern überlassen muß? Ei wahrlich, 's ist keine Ruh' auf der Welt, gar aus dem Grab werfen sie Einen zuletzt noch hinaus. —

Sie wußte aber nicht recht, wer hier die Schuld daran war. „Du, Tobias, du Grindschippel, dir reiß ich die Vorsten aus!" brummte sie und torkelte weiter.

Der Todtengräber hieß aber nicht Tobias.

Als Plona durch das Dorf ging, blieben die Leute

stehen und schauten ihr nach. Und als sie gegen ihr Häuschen kam, — wo war es? — wo war ihr Häuschen?

„Ich bin ein ganzer Halbnarr!“ rief sie laut lachend, „jetzt hab' ich den Weg verfehlt. Pudel, jetzt guck' du einmal und späh' mir den Steig zum Häusel aus!“ sie ließ den Hund auf den Boden, aber dieser blieb stehen zu ihren Füßen und blickte sie an und blickte das große Haus an mit dem weithin glänzenden Schindeldach.

Das stand da wie immer, und daneben lagen einige Holzbalken und Bretter umher, und der irdene Ofen stand da und seine grünen Kacheln glotzten in den blauen Himmel hinein.

Jetzt fiel dem armen Weibe der Stock zu Boden, jetzt reckte sie die Faust empor und schrie: „Wer hat mir mein Haus weggerissen! wer hat mir mein Haus gestohlen!“

Der Dorfrichter nahte ihr und sagte begütigend, daß der Herr Berger ihre Hütte der Feuersgefahr wegen gekauft und abgetragen habe, daß sie, die Plona, aber ja wohl im Armenhause ein passendes Stübchen und zuweilen auch ein Stück Geld von ihrem verkauften Häuschen bekommen würde.

Man wußte wohl, sie konnte ihr Recht nicht wahren, sie hatte keinen Anwalt und keinen leitenden Gedanken in ihrem kranken Haupte.

Aber sie ließ sich nicht in das Spital führen; auf der kahlen steinigen Stätte ihres zerstörten Heims brach sie zusammen. Und man hörte ein klägliches Weinen durch die ganze Nacht, und am Morgen kauerte sie noch zwischen den Balken.

Als die Leute vorüber gingen, begann sie gräßlich zu

fluchen über die Menschenteufel, die sie durch den Hund fortgelockt, um sie zu berauben, um ihr, der Verlassenen, das Haus einzureißen, das Einzige zu vernichten, was sie auf dieser Welt noch gehabt, die traute Rast zwischen den vier Wänden; über die Peiniger, die sie hinausgeschleudert in die fremde kalte, kalte Welt, in die Hilflosigkeit, wie man so nicht einmal ein Thier hinausstößt.

Und sie frug, was sie doch nur den Menschen gethan habe, daß sie so mit ihr verfahren. Dann rief sie das Gericht Gottes an. Und wenn ein Fremder des Weges kam, so hastete sie ihm zu, haschte nach seiner Hand und sagte: „Gelt, du, 's ist schad', daß sie so früh hat müssen sterben!"

„Wer, gutes Weib?"

„Nein, gestorben ist sie nicht, die Gerechtigkeit, lebendig ist sie begraben worden!"

„Sie ist irrsinnig," sagten die Leute, „schaut nur, daß sie kein Messer, kein Feuerzeug in die Hand kriegt. Sie ist halt irrsinnig."

„Ein Narr, der nit irrsinnig thät werden, geht's ihm so, wie mir!" rief das Weib aus. „Ihr habt mich ausgeraubt, ihr habt mich zu Grunde gerichtet, ihr habt mir das Hirn aus meinem Kopf gesaugt! weil ich kein Stündlein Ruh' mehr soll haben, weil ich kein Fünklein Wärme mehr soll genießen, weil ich keine Luft mehr soll trinken in meine Brust hinein. O, wären eure Herzen so weich wie dieser Kieselstein, warm thäten sie werden von meiner heißen Pein! — — Seht ihr! — seht ihr! dort springt er dahin! He, Reitersmann! komm' herbei, lass' sie niederschießen, Alle.

Ha ha, er hat Wächter gestellt zu meinem Hause. Schlaftrunk haben sie getrunken. – Mach' die Augen auf, Gott Vater! — Siehst du's, was du für Leut' hast?! — Jetzt schämt er sich. — Schlag' zu, schlag' zu!"

Tagelang saß sie mit wirren, flatternden Haaren, mit starren Blicken, mit zerfetzten Kleidern auf den Ruinen ihres Glückes. Sie nahm keine Speise, sie genoß keinen Schlaf; stetig verfluchte sie die Menschen. Diese gingen gleichgiltig an ihr vorüber. Nur der kleine Pudel war bei ihr, und leckte ihre Hand, und leckte ihr die Thränen von den Wangen. Ein alter Strommer, dem Niemand trauen wollte, und dem doch Niemand was Böses nachsagen konnte, ging zuweilen durch das Dorf, und sah das arme Weib sitzen auf dem Balken, und winkte ihr zu und schritt wieder von hinnen.

Und neben stand das große Haus mit dem hohen glänzenden Schindeldache, mit den grünen Fensterläden und mit den schönen behauenen Steinen. Der Herr Berger sah mit verschlungenen Armen zum Fenster herab und sagte: „Hm hm, ein armes Wesen, die Plona; den Verstand verlieren, dasselb' ist das größt' Unglück." Gedankenlos spielte er an einem Krokodilszahn, den er an der goldenen Uhrkette trug; eine Thräne des Mitleides stand ihm im Auge. — „Aber Gott Lob," meinte er dann, „jetzt kann ich doch ruhig schlafen und brauch' nicht immer zu fürchten, es könnt' auf einmal Feuer auskommen da unten im Kotter. Mein Gott, ein Unglück kann gleich sein; der Mensch muß sich bewahren."

Im Armenhause hat man der Plona auch den Pudel nicht gelassen. Ein hinkender Mann, der abseits des Dorfes

in einer Keusche wohnte, hat das treue Thier geholt, hat dem armen Weibe davon ein paar gutgegerbte Schuhriemen geschickt.

Aber im Armenhause ist die Plona nicht geblieben.

Ueber dem großen Hause mit dem weithin glänzenden Schindeldache stand nun ein Blumengärtlein. Weiße Rosen und Herzenstrost blühten darin. Dabei saß das Weib und träumte. — „Jetzt spottet mich der Herrgott auch schon aus, Rosen und Herzenstrost! All meiner Tage möcht' ich kein Mensch mehr sein. — He, Reitersmann! — Dort über dem Wasser reitet er auf und ab. Reitersmann!"

Eines Tages war die Plona nicht im Armenhaus, und sie war nicht im Gärtlein; kein Mensch wußte wo sie war.

Und da war ein milder Sommerabend, eine stille Nacht und ein goldig heiterer Morgen. An diesem Morgen wurde das Weib unter den Weiden des Flusses gefunden.

So viel wußten sie im Dorfe von der armen Plona. In den umliegenden Wäldern aber strich ein alter verwahrloster Strommer umher, der wußte von der Selbstmörderin noch Genaueres.

An jenem Tage, als sie die Plona in die Erde gelegt hatten, ging Herr Berger hinauf in den Dorfwald um, wie er nicht selten that, den Antheil seines Holzes abzumessen. Da begegnete er dem Strommer. Er erschrack anfangs über die unstete und doch gebrochene Gestalt mit dem zuckenden, wildgefurchten Antlitze. Auf dieses Mannes Antlitz hatten die Greisenjahre nicht jene Milde gelegt, wie sie so oft den Lebensabend verklärt, wie sie auf der stillen herbstlichen Haide

träumt — nein, dieses Mannes Antlitz war wie die Haide in einer Sturmnacht, über welche wüste Wolken jagen.

Vom Dorfe herauf klangen die Glocken; vom Gebirge zog ein Gewitter herüber und verdeckte bereits die Sonne.

„Ist keine Unterstandhütte nah', Alter?“ redete Herr Berger den zwischen den Bäumen dahin huschenden Strommer an.

Dieser blieb stehen, starrte auf den Fragenden und versetzte: „Und der Herr ist heute nit unten bei der Plona ihrem Begräbniß?“ Seine Stimme war dumpf und rauh, sie glich fast jenem Schalle, den man hört, wenn man von einem hohlen Baumstamme die halblockere Rinde losreißt.

„Was geht mich die Pfründnerin an!“ sagte Herr Berger.

„Da den Herrn die Pfründnerin nichts angeht, so kann er mit mir in mein Haus kommen, bis das Gewitter vorbei.“

Sein Haus war eine aus halbmorschen Stämmen und Rindenblättern aufgeführte armselige Hütte an einer Felswand. Von derselben sah man hoch über die Wipfel des Waldes hinaus in das Thal und in das Dorf, welches dalag zwischen den Gesträuchen, wie ein Häufchen grauer Steine im Moosgelände. Mitten heraus ragte der Kirchthurm und schimmerte im Dämmerlichte des nahenden Gewitters das Schindeldach von Bergers Haus.

Schon brauste der Sturm im Forste, zu einzeln schlugen große Tropfen an das moosige Gestein; die beiden Männer krochen in die Rindenhütte. Als sie so kauerten und Herr Berger unmuthig und ängstlich gegen das dunkelnde Thal

blickte, sagte der Alte: „Treuherzige Hirten haben dieses Dach gebaut, und jetzt sitzen zwei Schurken darunter.“

Herr Berger fuhr empor, als wollte er davon.

„Bleib’ der Herr, Er wird ja naß!“ Die Züge des Alten bei diesen Worten waren schreckhaft. — „Dieser Sturm,“ fuhr er fort, „bläst Einem leicht den Verstand aus; morgen kommt wieder einer, der bläst das Leben aus. Und deswegen, Herr, thun wir jetzt beichten.“

„Ein Wahnsinniger,“ brummte Herr Berger, ließ sich aber doch auf einen Holzblock in der Hütte nieder, weil das Gewitter jeden Augenblick loszubrechen drohte.

„Ein Wahnsinniger? — kann auch sein; wär’ besser wie ein Schurke. Ei na, thu’ sich der Herr nit fürchten; ein Rab’ kratzt dem andern kein Aug’ aus. Sagt das Sprichwort nit so? — Heut’ haben sie die Plona unter die Erden than; da wird’s mit mir nit mehr lang dauern. Beichten will ich. Aber halt ja, zum Pfarrer mag ich nit, der thät mich verdammen; zum Richter will ich nit, der thät mich hängen. So beicht’ ich dem Spitzbuben, der kann mich nit verdammen, der darf mich nit hängen.“

Die Rindendecke der Hütte klapperte, matte Blitze zuckten über das Gewände, der Donner erstickte sich im Gewölke. Herr Berger bebte.

„Die Leut’ heißen mich den Strommer-Tobias,“ fuhr der Alte fort, „das ist schon recht. Da, dem Herrn sein Vater,“ er deutete auf Berger, „hat mich anstatt seinen Sohn zum Militär schieben wollen. Blutarm bin ich gewesen; auskaufen hätt’ ich mich nit mögen; so bin ich in die Wälder gegangen. Bin aber wohl auch noch zuweilen in’s

Dorf zurückgeschlichen und da ist gar so eine närrische Geschicht' gewesen. Wart' der Herr, ich muß mir die Augen zuhalten, sonst kann ich dieselb' alte närrische Zeit nimmer sehen."

Er hielt die beiden Hände eine Weile über das Gesicht. — „Uuh, das ist doch!" rief er plötzlich aus, „jetzt läuft sie in ihren kurzen Hemdärmeln herum, und das goldfarbige Haar will sie gar nit zusammenbinden, wie die andern Mägdlein. — Plona! Jungfräulein! Plona! — Hei, da mag ich schreien bis in die finstere Nacht hinein, sie ist schon in's Haus gesprungen. — Bin ich nit ein junger, lustiger Jägersmann? Der Tausend, das wollt' ich meinen! — Sie sieht's aber nit ein, mitsammt ihren hellen schwarzen Augen nit. Jesus, jetzt kommen gar die Franzosen! Wie ein wildes, blaues Meer brechen sie in unser Land herein; die führen ja Krieg mit dem lieben Herrgott selber. Und sie rauben und plündern, und sie haben eine weltfremde Sprach'; nur das Schreien ihrer Rösser kann Ein's noch verstehn. Was sie für ein wildes Gespringe und für ein tolles Gelächter haben allweg, und sie greifen einem nach den Säcken. Was sind das für Leut'! Und die wollen Herr sein und zünden im Uebermuth gar die Dörfer an! O Gott, wie geht's im Krieg jetzt zu! — Meinetwegen. Ist der junge reiche Berger nit gangen gegen den Feind, geh' ich auch nit. Mein Blut ist just so roth, wie seines. Mein Blut — hörst du, Plona! dich will ich schützen zu dieser Zeit; im Walde mögen sie dich nit finden. — Gelacht hat sie über meine Red' und selber hat sie sich Einen ausgesucht, einen Reitersmann. — Hei, jetzt ist der Himmel auseinander gesprungen."

Mit den letzten Worten meinte er das Gewitter, das mit einem gewaltigen Donnerschlag losgebrochen war. Niedersausten die Wasserströme, Eiskörner knatterten auf dem Dache, eine ganze wilde flammensprühende Wolke senkte sich nieder am Felsgewände.

„Jetzt wohl," rief der alte unheimliche Mann, „schläft er nit, der Gerechte da oben, so wird uns der Donnerkeil wohl treffen. — Ja so, dort sprengt mein Reitersmann. — Herr, derselb' ist kein Franzos gewesen und kein Deutscher, im Elsäßerland ist er daheim gewesen; der hat leicht ein schlechtes Deutsch gesprochen und kein gutes Französisch. Ist ja seiner Tag' mit einem Fuß bei uns herüber gestanden und mit dem andern im Franzosenland. Bei diesen Leuten kunnt's leicht sein, daß der Vater gegen die Deutschen in den Krieg geht, und der Sohn gegen die Franzosen und der Enkel wieder gegen die Deutschen. Das sind Zwitterleut'. — Und ein solcher hat der Plona taugt. Aber schmuck ist er gewesen und reiten hat er können; das ist bei den Weibsleuten genug, nach Anderem fragen sie nit. Einer von ihnen hat noch ihren Bruder erschlagen; doch hat sie aber den Feind in ihr Stübel genommen; einen kuriosen Frieden haben sie geschlossen allbeid', und — ruck mir der Herr nur an die Seit', sonst wird er ja waschnaß bei so einem Gießen, und der Wind fährt drein, daß schon all des Teufels!"

Herr Berger rückte willenlos zur Seite, er war blaß bis in den Mund hinein.

„Leicht hat er sie gar zwungen mit Feuer und Schwert," fuhr der Alte fort, „sonst kunnt ich mir's nit denken, wie sie hat ja sagen mögen. — Nach der Kriegszeit

— soll er gesagt haben — wolle er wieder kommen und sie heirathen."

Der Alte raufte Moosfetzen von den Baumrinden.

„Heirathen," sagte Herr Berger gedankenlos nach, seine Augen aber starrten immer in den wüthenden Sturm hinaus.

„Meint der Herr, ich hätt' mich darüber im Wald hingelegt und dem Förster die Hasen gestohlen? — Jetzt hab' ich's verspürt, die Dirn hätt' ich lieb und die Dirn müßt' ich haben. Das Thier im Wald thut mir nichts zu Leid, und dennoch brenn' ich's nieder. Und so ein Fremder, der uns Alles will rauben, der uns selbst will austilgen... Herrgott, da hat's in mir angehebt zu graben und ich hab' gemeint, wenn ich's thät, 's wär ein gut' Werk. Und wie sie nachher — — Na, 's ist keine Menschenmöglichkeit, was zu erzählen bei so einem Wetter. Gar sein eigen Wort hört man nit."

Er war eine Weile still. In den Lüften brauste und tobte es; zuweilen zuckte ein rother Schein durch die dämmernden Nebel; ein paarmal fuhr ein glühweißes Zickzack am Gewände hin, und ein Schmettern und Krachen machte schier die Grundfesten des Gesteins erbeben.

„Wir wollen beten," hauchte Herr Berger und faltete die Hände.

Da lachte der Alte auf: „Ist denn der Herr ein so guter Christ! Die Plona hat auch gebetet auf den Trümmern von ihrem Häusel: Herr Gott, schlag' zu! — leicht schlägt er jetzt zu. — Ich fürcht' mich nit; ich leg' ja die Beicht' ab, und mich legen sie nachher zu der Plona. — Jetzt, wie weit hab' ich dem Herrn die Geschichte erzählt?

— Bis, wo sie auf- und abgezogen sind am Fluß? Richtig. Und 's ist just der Samstagabend. Da schleich' ich hinab zur schwarzen Wand und versteck mich in eine Höhle. Jetzt marschiren sie vorbei zu Fuß und Roß. Dich kenn' ich, du wilder Bursch' aus dem Elsäßerland; auf einem hohen Rappen reitest du daher, übermüthig kommandirst du die Kameraden und dein Federbusch fliegt im Wind. — Ich hab' just mein Gewehr bei mir, — da hat sich der Lauf gesenkt und die Kugel hat hinaus guckt auf den Federbusch. Leicht hat sie gemeint, 's ist ein Auerhahn auf hoher Tann'; ist ihr gäh glutheiß worden vor Begier, ist hinausgeflogen und —

Der Alte machte eine Handbewegung.

„— Das Roß ist stehen blieben und hat niedergeschaut auf den Sand, und die Anderen haben den todten Reiter begraben unter einer Kiefer. — Heisa, Herr, aber jetzt ist's lustig worden im Thal; wie Bestien sind sie aufgewesen, die Blauen, haben wollen sengen und brennen, und die Bauern würgen, 's ist aber nit aufkommen, wer den Kommandanten erschossen; ich bin im tiefen Wald gewesen.

Der Franzos ist endlich davon, aber Elend hat er zurückgelassen allenthalben. In demselben Jahr haben die Leut' Brot aus Heumehl gebacken, weil der Feind die Felder all hat zertreten. In demselben Jahr haben sie den Friedhof erweitert, weil eine große Sterb' ist ausgebrochen. Mir ist die Welt auch schon des Teufels gewesen. Die Plona hat mich nit angeschaut; Tag und Nacht hat sie geträumt von ihrem Reitersmann. Bin ich einmal zu ihr hingetreten: Plona; hab' ich gesagt, mich hat der Herrgott beschaffen für dich; sei gut zu mir. Da sieht sie mich an und thut einen

Schrei: du Bösewicht, du hast ihn umgebracht, auf deiner Stirn steht's geschrieben! — Da bin ich wohl gleich wieder fort. — So ist die Weil' vergangen. Ich bin geblieben in der Wildniß und hab' schwer getragen an derselbigen Red von der Plona. —

Das ist die Geschicht'. Und wie's dabei noch spassig sein mag. Ich bin ein Halbnarr geworden. Ja halt, weil mir derselbige Schuß auf den Federbusch nach und nach zum Gewissen gangen ist. Heimlich abbüßen hab' ich sie wollen, die Sünd'; hab' mir Sand in die Schuh gethan, hab' meinen Leib gepeitscht mit Wachholderruthen. Auf Steinhaufen hab' ich geschlafen; hat mich ja kein Mensch behalten wollen unter Dach. Leicht auch wegen der Feuersgefahr. Bin ja wahnsinnig, ich, der alte Tobias, bin ein Narr. Weil's eine närrische Welt ist, und zuletzt weiß Einer gar nit, wie er daran ist. — — Jetzt wird's wieder Licht und das Wetter zieht hinab in's Thal. So schlägt er doch nit zu."

Das Gewitter hatte sich tiefer gesenkt. Auf der Höhe des Gewändes in den Ritzen und zwischen den geknickten Halmen und dem entblätterten Gesträuche lagen Schlossen. In den Schluchten tosten Wildwasser. Eine eiskalte Luft strich. Der Himmel war zerrissen; theilweise blickte das Blaue herab; hie und da fiel gar ein Sonnenstrahl, daß die großen Tropfen an den Wipfeln der Bäume funkelten.

Herr Berger erhob sich erleichterten Gemüthes, um dem geisteskranken Alten zu entkommen.

„Leicht schlägt er aber doch noch zu!" rief dieser, „schau der Herr hinab in das Thal, wie die schwarzen Nebel lebendig sind; der Sturmwind arbeitet auch darin und die

Blitze fahren auf und nieder. Dem Herrn sein Haus ist das größte und höchste im Dorf. Die Bausteine halten auch zusammen, die sind leicht gar mit bitteren Augentropfen gemörtelt worden. Das armselige Häusel steht nit daneben; thät keine Feuersgefahr mehr sein. — Meint der Herr? — hei, jetzt ist aber wieder ein Donnerkeil gefahren!"

Ein dumpfer Schlag folgte. Einige Augenblicke später war vom Dorfe her aus dem Wetterbrauen hervor das Schrillen der Feuerglocke vernehmbar.

„Jesus!" rief Herr Berger, „jetzt hat's in mein Haus geschlagen!"

„Mag wohl sein," sagte der Alte ruhig, „es hätt' mich gewundert, wär's ausgeblieben."

Stöhnend eilte Herr Berger den Hang hinab. Der alte Tobias blickte ihm nach. „Gott Lob und Dank," murmelte er, „gebeichtet hätt' ich."

Das Gewitter lag lange im Thale und verdeckte das Dorf. Darüber hin schien die Sonne. Die Feuerglocke war nicht mehr zu hören.

„So kommt Alles in die Richtigkeit," murmelte der Alte, „und nun ist's an mir."

Keuchend stieg er die Felsen hinan; sein Schritt war unsicher, sein Auge war wirr.

* *
*

Als sich im Thale das Gewitter endlich aufgelöst hatte, waren alle Felder und Wiesen weiß, Wildbäche brausten und rissen tiefe Furchen und schwemmten Gelände und Hagelhaufen mit sich fort. Wieder schien die Sonne über das Dorf,

und weithin schimmerte das silberige Schindeldach von Herrn Bergers Haus.

Am Ende des Dorfes aber rauchte eine Linde; Leute standen herum und suchten in den Splittern und Bränden nach dem „Donnerkeil".

Herr Berger war gewaltig erregt in das Dorf gekommen; als er sah, daß sein Haus unversehrt war, sank er erschöpft zu Boden.

Anstrengung, Schreck und Aufregung hatten das ihre gethan, es kam über den Mann eine heftige Krankheit. Nach zehn Tagen trugen sie ihn auf den Kirchhof. Und wieder stand sein Haus neben dem der armen Plona.

Zur selben Zeit hatten Hirten oben in den Felsen die Leiche des alten irren Tobias gefunden.

„Als irrsinniger Greis verunglückt," schrieb der Pfarrer in's Kirchenbuch.

„All meiner Tage," sagten sie im Dorfe, „zuerst die Plona, d'rauf der Herr Berger und nachher der närrisch Tobias. Die alten Leut' haben ja allfort gesagt: Der Tod fährt mit Dreigespann."